Landesbibliothek Coburg (70)
022002010273

4667

XII, 5.

XIX

Meine

Berufsreise

durch

Deutschland, Preußen

und das

Herzogthum Warschau,

in den

Jahren 1805, 1806, 1807 und 1808.

Von

J. P. Graffenauer,

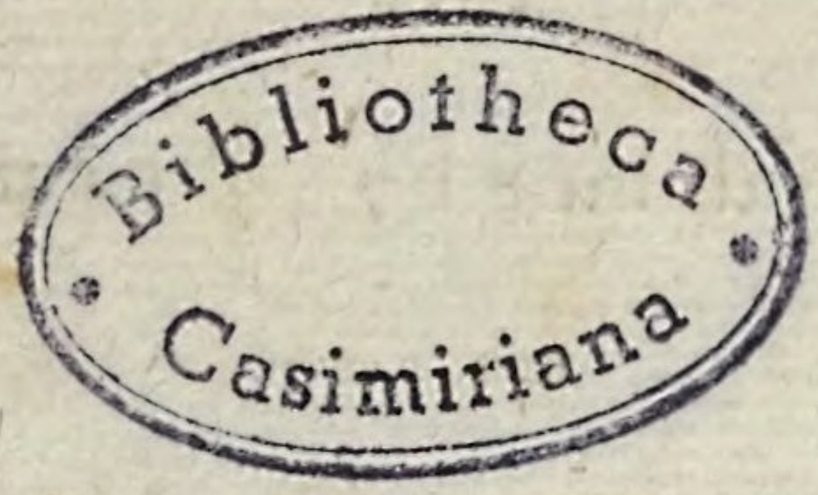
Doktor der Arzneygelahrtheit, vormaligem Arzte bey der großen französischen Armee, mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede.

Aus dem Französischen übersetzt.

Chemnitz,

bey Carl Maucke. 1811.

Ch A 2654



Vorrede.

Ich habe meine, im October 1805 erfolgte Ansetzung als Feldarzt bey der großen Armee dazu benutzt, um zugleich meinen Hang zum Reisen, und zur Anstellung nützlicher Beobachtungen zu befriedigen.

Nachdem ich ein ganzes Jahr im Wirtembergischen geblieben war, bin ich nach und nach das Würzburgische, das vormalige Kurfürstenthum Hessen, Hannover, Hamburg, Mecklenburg, Pommern, Ostpreußen, Litthauen bis zu den Ufern des Niemen, und

einen Theil des Herzogthums Warschau durchreiset, und habe auf dem Rückmarsche Berlin besucht.

Diese Reisen gaben mir Gelegenheit, eine Menge statistischer, historischer, literarischer, physikalischer, und medicinischer Notizen und Bemerkungen zu sammeln. Oft verhinderten mich Verhältnisse und äußere Umstände, meine Untersuchungen so weit auszudehnen, als ich wohl gewünscht hätte; doch habe ich überall, wo ich verweilte, über alles, was zu meinem Zwecke diente, sorgfältige Erkundigung eingezogen.

Die Bewohner der von mir besuchten Länder, ihre eigenthümlichen Gebräuche und Sitten, öffentliche Denk- und Grabmähler, Kirchen, Schlösser und Gärten, aber vorzüglich der Boden und seine Produkte, Berge,

Quellen, Seen, Flüsse u. s. w. haben vorzüglich meine Aufmerksamkeit beschäftigt. Ich habe literarische Institute, Bibliotheken, Kabinette, milde Stiftungen, und überhaupt alle nützliche Einrichtungen kennen zu lernen gesucht.

Bey dieser Veranlassung habe ich die Bekanntschaft vieler berühmten Gelehrten und Künstler gemacht, von deren Bemühungen und Entdeckungen ich hier Nachricht gebe.

Endlich habe ich dahin gestrebt, in den meiner Aufsicht anvertrauten Hospitälern, die bewährtesten Erfahrungen über die wesentlichen Eigenschaften und die Behandlung der in denselben herrschend gewesenen Krankheiten zu sammeln; auch habe ich mich erdreistet, einige mir bekannt gewordene Mißbräuche zu rügen.

Unstreitig gehört der letzte in Preußen und Polen geführte Krieg, durch seine glänzenden Operationen, den schnellen Gang der Begebenheiten, und seine ruhmvollen Resultate, zu den wichtigsten, die je geführt worden sind. Die Geschichte muß uns daher aufs sorgfältigste jeden, auch noch so gering scheinenden Vorfall, der darauf Bezug hat, aufbewahren. Diese Ansicht hat mich bewogen, einige wichtige Auftritte zu schildern, deren Augenzeuge ich gewesen bin.

Meine auf der Reise geschriebenen Briefe wurden an einen Freund gerichtet, dessen Namen ich aus Bescheidenheit verschweige. Sie sollen, hoffe ich, im Ganzen, durch die Mannichfaltigkeit der in ihnen berührten Gegenstände, so wie durch die genaue Darstellung der mitgetheilten, zum Theil wenig be-

kannten Thatsachen nicht ganz uninteressant seyn.

Indem ich dem Publikum dieses Buch übergebe, erfülle ich den Wunsch mehrerer Personen aus verschiedenen Klassen, welche sich davon eine belehrende und unterhaltende Lektüre versprachen. Es kommt mir nicht zu, darüber zu urtheilen, in wie weit es mir gelungen ist, diesen Zweck zu erreichen. In jeder Rücksicht bedarf ich der Nachsicht meiner Leser, und ich hoffe, daß sie diese einer Schrift nicht versagen werden, die ursprünglich nicht zum Drucke bestimmt war, sondern eigentlich den Zweck hatte, durch angenehme Rückerinnerungen meine Mußestunden zu erheitern.

Olim meminisse juvabit!

In Betreff der Schreibart ist es mir nie

eingefallen, durch gekünstelte, oft zweck- und bedeutungslose Phrasen glänzen zu wollen, vielmehr habe ich nach der möglichsten Klarheit und Simplicität des Styls gestrebt. Mir kam es nicht auf die Worte, sondern auf die Sachen an.

Inhalt.

Erster Brief. Stuttgard . . . Seite 1

Allgemeine Bemerkungen über das wirtembergische Land. — Seine glückliche Lage. — Seine Fruchtbarkeit. — Seine Producte. — Der Neckar. — Geologische Eintheilung der Berge. — Nachrichten von Stuttgard. — Dessen Bevölkerung. — Dessen angenehme Lage. — Das neue Schloß. — Der Opern-Saal. — Das alte Schloß. — Die Domkirche. — Das Gymnasium. — Das Königl. Naturalien-Kabinet. — Die Königl. Bibliothek. — Die Bildhauer- und Maler-Akademie. — Nachrichten von einigen berühmten Künstlern. — Notizen über dortige Aerzte und andere Gelehrte.

Zweyter Brief. Stuttgard . . . Seite 11

Stuttgards Umgebungen. — Malerische Lage von Berg und Canstatt. — Lieblings-Spatziergänge der Stuttgarder. — Silberburg. — Kahlenstein. — Beschreibung des quarzigten, krystallisirten Sandsteins, dessen chemische Analyse. — Nachrichten über die in

der Gegend von Stuttgard gefundenen fossilen Elephanten-Knochen. — Historisch-statistische Beschreibung von Ludwigsburg. — Der Emichs-Thurm. — Die Menagerie. — Das Grabmahl des Grafen von Zeppelin. — Das Schloß Mon Repos. — Die Meierey. — Die Veste Hohen-Asperg. — Nachrichten, den Dichter Schubart betreffend.

Dritter Brief. Solitüde . . . Seite 21

Beschreibung der Solitüde. — Das Schloß — dessen vortreffliche Aussicht. — Ursprung der Solitüde. — Der Saal der Lorbeeren. — Die in ein Militair-Hospital verwandelten Ställe. — Bewohner der Solitüde. — Die hydraulische Maschine. — Die Obstbaum-Schule. — Die daran stoßende Quelle. — Der Bären- und Mönchs-See. — Thon-Schiefer- und Gyps-Brüche bey dem Dorfe Gerlingen. — Beschreibung von Hohenheim. Der berühmte Paracelsus ward hier geboren.

Vierter Brief. Solitüde . . . . Seite 32

Nachrichten von dem in der Solitüde angelegten Militair-Hospital. — Reine Luft, die man dort athmet; — geringe Mortalität. — Krankheiten, welche im November und December dort herrschten. — Epidemische Nerven-Fieber im Januar und Februar 1806. — Ursprung, Beschreibung und Verlauf dieses Uebels. — Merkwürdige Symptomen derselben. — Beweis, daß diese Krankheit ansteckend ist. — Tod des Doktors Dörner und eines Lieferanten bey diesem Hospital.

Fünfter Brief. Solitüde . . . . Seite 42

Mittel, welche angewandt wurden, um der Ansteckung zuvorzukommen, und ihre weitere Verbreitung zu hindern. — Nothwendigkeit eines freyen Luftdurchzuges. — Unzulänglichkeit und nachtheilige Wirkung der Essigdämpfe und des Räucherns mit harzigen Substanzen. — Nützliche Anwendung der Guyton-Morweauschen Methode. — Herrschende Krankheiten im Frühjahr und Sommer 1806. — Bemerkungen über die intermittirenden Fieber. — Die geistige Tinktur aus der Digitalis purpurea wird dabey mit Nutzen angewandt. — Ihr Einfluß auf den Puls. — Nachricht von den im Sommer 1806 bey der großen Armee vorgenommenen Impfungen der Kuhpocken.

Sechster Brief. Würzburg . . . Seite 52

Malerische Lage von Würzburg. — Beschreibung dieser Stadt. — Die Main-Brücke. — Das Groß-herzogliche Schloß. — Die Gärten. — Die Dom-Kirche. — Die Springbrunnen. — Das Theater. — Die Universität. — Das Naturalien-Kabinet. — Das physikalische Kabinet. — Das große Julius-Hospital. — Beschreibung desselben. —

Siebenter Brief. Lüneburg . . . Seite 62

Reise von Würzburg nach Lüneburg. — Hanau. — Frankfurt. — Marburg. — Cassel. — Beschreibung dieser Stadt. — Merkwürdiges Echo auf dem Königsplatz. — Herrliche Aussicht auf dem Fries-

drichsplatz. — Das Museum Friedericianum. — Das alte Schloß. — Der Weißenstein. — Die französischen Truppen besetzen Cassel. — Münden. — Göttingen. — Eimbeck. — Hannover. — Details über diese Stadt. — Monument, welches Leibnitz errichtet worden. — Das Königliche Schloß. — Die Thierarzney-Schule. — Ehrhardts Grabmahl. — Umliegende Gegend. — Der Garten zu Herrenhausen. — Hof-Gärtner Wendland. — Zelle. — Monument der Königin Caroline Mathilde. — Lüneburger Heide. —

Achter Brief. Lüneburg . . . Seite 74

Notizen über Lüneburg. — Beschreibung des Kalkberges, und der dort gefundenen Boraciten. — Sammlung dieser Steine, welche der Apotheker Backhaus besitzt. — Chemische Analyse der Boraciten. — Nachricht von den Salinen in Lüneburg. — Beschaffenheit des Salzes. — Unglücklicher Vorfall, der sich in den Salinen zutrug. — Bericht über das in Lüneburg provisorisch errichtete Hospital. —

Neunter Brief. Hamburg . . . . Seite 81

Reise von Lüneburg nach Hamburg. — Ueberfahrt bey Hope. — Bergedorf. — Hamburg. — Die Elbe. — Die Alster. — Die Binnen-Alster. — Der Jungfern-Stieg. — Große Anzahl von Brücken. — Hamburger-Kirchen. — Die Stadt-Wälle. — Der Hafen. — Bemerkungen über das Plattdeutsche. — Verfassung von Hamburg. — Die Hanse. — Hamburgs Handel. — Besetzung der Stadt durch den

Marschall Mortier. — Konfiskation der englischen Waaren. — Manufakturen und Fabriken. — Industrie. — Schauspiel. — Die Börsen-Halle. — Oeffentliche Anstalten. — Das Hospital der Frey-Maurer. — Der Krankenhof. — Verschluckte Nähnadeln. — Das französische Militair-Hospital. — Reimarus. — Schöne Gegend um Hamburg. — Klopstocks Grab. — Rainvilles Garten. —

Zehnter Brief. Anklam . . . . Seite 95

Reise von Hamburg nach Anklam. — Allgemeine Bemerkungen über das Herzogthum Mecklenburg. — Boizenburg. — Schwerin. — Dessen malerische Lage. — Das Schweriner Schloß. — Der General Michaud besetzt das Mecklenburgische. — Sternberg. — Bützow. — Rostock. — Deren Kirchen — Hafen — Universität. — Notizen über die Professoren Link und Vogel. — Die Seebäder bey Dobberan. — Demmin. — Lage und Handel dieser Stadt. — Anklam. — Die Peene. — Besetzung von Schwedisch-Pommern durch den Marschall Mortier. — Belagerung von Stralsund. — Lage dieser Festung. — Historische Notizen über Stralsund.

Eilfter Brief. Dargun . . . Seite 106

Anlegung eines Hospitals im Schlosse zu Dargun. — Lage desselben. — Sein Ursprung. — Der Flecken Dargun. — Seine Annehmlichkeiten. — Der Prediger Hempel. — Kunstreiche Maschine. — Der

Doktor Kortum. — Bemerkungen über die Witterung im Winter 1806 und 1807. — Krankheiten im Hospital zu Dargun. — Geringe Mortalität. — Anwendung des Calamus aromaticus. — Ueber Pocken. — Lungenschwindsucht. — Ueber die Behandlung todter Körper.

Zwölfter Brief. Dargun . . . . Seite 118

Operationen des Marschalls Mortier vor Stralsund. — Muthiger Ausfall der Schweden. — Rückzug der französischen Truppen. — Die Schweden nehmen Demmin, Anklam und die französischen Magazine weg. — Ihre Ankunft in Dargun. — Plünderung des Hospitals. — Ehrenvolle Freylassung der drey beym Hospital angestellten Officianten. — Allgemeine Bemerkungen über die Schweden. — Eigenthümlichkeiten der schwedischen Sprache. — Schneller Rückzug der schwedischen Armee. — Rückkehr der französischen Truppen. — Der zu Schlatkow geschlossene Waffenstillstand. — Aufhebung des Darguner Hospitals.

Dreyzehnter Brief. Oliva . . Seite 126

Reise von Dargun nach Oliva. — Nachrichten von Stettin. — Bildsäule Friedrichs des Zweyten. — Die Oder. — Aussicht von der Oder-Brücke. — Nachricht vom Militair-Hospital zu Stettin. — Fort Preußen. — Spatziergang nach Grabow. — Damm. — Stargard. — Tempelburg. — Neu-Stettin. — Bütow. — Nonnen-Kloster in Zuccow. —

Die Abtey Oliva. — Der Saal, in welchem der Friede zwischen Schweden und Polen geschlossen wurde. — Ein auf diesen Frieden verfertigtes Anagramm. — Merkwürdigkeiten, Denk- und Grabmähler in der Kirche der Abtey. — Herrliche Aussicht vom Karlsberg in die Ostsee. — Angenehmer Weg von Oliva nach Danzig. — Kapitulation dieser Stadt. — Feierlicher Einzug der Franzosen und ihrer Verbündeten. — Verwüstungen, welche das Bombardement verursacht hat. — Fahrzeuge, auf welche man während des Bombardements von Danzig flüchtete.

Vierzehnter Brief. Danzig . . Seite 137

Ursprung der Stadt Danzig. — Ihre bequeme Lage für den Handel. — Ihre Bevölkerung. — Einige Straßen. — Die lange Brücke. — Der Fischmarkt. — Das Schauspielhaus. — Die Festungswerke. — Der Hagelsberg. — Nachrichten vom Bombardement. — Wegnahme des Holms und eines englischen Schiffes. — Verbrennung der Vorstädte. — Vormalige Regierungsform von Danzig. — Handel. — Das Gymnasium. — Die naturforschende Gesellschaft. — Ihr Kabinet. — Nachrichten von G. Forster. — Bernstein-Zunft-Dreherey. — Bernstein-Fischerey. — Ankunft des Kaisers in Danzig. — Abmarsch des achten Armee-Korps.

Funfzehnter Brief. Königsberg . Seite 151

Schlacht bey Friedland. — Königsberg öffnet der französischen Armee die Thore. — Bemerkungen auf der

XVI

Reise von Danzig nach Königsberg. — Prust. — Dirschau. — Blutiges Gefecht in dieser Stadt. — Polnische Getreide-Schiffe. — Marienburg. — Historische Nachrichten von dem alten Marienburger Schlosse. — Der Buttermilchs-Thurm. — Ursprung des deutschen Ordens. — Liebstadt wird eingeäschert. — Verwundete Officiere. — Landsberg. — Preußisch-Eylau. — Monument eines russischen Generals auf dem Schlachtfelde. — Details über die Schlacht bey Eylau. — Merkwürdige Aeußerung des Kaisers Napoleon. — Domnau. —

Sechszehnter Brief. Königsberg . Seite 163

Beschreibung von Königsberg. — Seine Lage. — Der Pregel. — Das frische Haff. — Ursprung von Königsberg. — Der Kneiphof. — Die Universität. — Das königliche Schloß. — Der Hafen. — Die Börse. — Festungswerke. — Fort Friedrichsburg. — Preußische und russische Hospitäler. — Bevölkerung. — Klima. — Umliegende Gegend. — Bemerkungen, die physikalische Geographie von Ostpreußen betreffend. —

Siebzehnter Brief. Tilsit . . . Seite 170

Rückzug der Russen über Tilsit. — Kühnheit und Geistesgegenwart eines Trommelschlägers. — Labiau. — Das kurische Haff. — Verödete Dörfer. — Das französische Lager vor Tilsit. — Beschreibung dieser Stadt. — Der Niemen. — Menschenmenge in Tilsit. — Hohe Brodpreise. — Verbrennung der Til-

siter Brücke. — Das russische Lager. — Baschkiren und Kalmucken. — Waffenstillstand. — Zusammenkunft der beiden französischen und russischen Kaiser auf dem Niemen. — Feierlicher Einzug des Kaisers Alexander in Tilsit. — Abschluß des Friedens.

Achtzehnter Brief. Augustowa . . Seite 179

Reise durch Polen. — Preußisch-Litthauen. — Baronowsky, ein tartarischer Edelmann. — Unreinlichkeit, welche in den polnischen Dörfern herrscht. — Elender Zustand der polnischen Bauern. — Große Waldung bey Sewry. — Allgemeine Bemerkungen über die polnischen Holzungen. — Ueber das Erdreich in Polen und die damit Statt gehabten Veränderungen. — Raygorod. — Der Graf Rydzewsky, Starost von Raygorod. — Leichenbegängniß seines Sohnes. — Augustowa. — Nachrichten von dem Ursprunge und gegenwärtigen Zustande dieser Stadt. — Bemerkungen über die Juden in Polen. — Der Weichselzopf. — Eigenthümliche Gebräuche in Polen. — Ueber die polnische Sprache.

Neunzehnter Brief. Berlin . . . Seite 195

Die Stadt Lyck. — Polnisches Manna oder Schwaden. — Rhein. — Der rheinsche See. — Angenehme Lage der Stadt an demselben. — Das dortige Schloß. — Der Oberförster Köhler. — Seine galvanischen Experimente. — Seine Entdeckung eines mineralischen, mit Flußspathsäure geschwängerten Wassers. — Beobachtungen über Bären, Luchse und

Elenthiere. — Rastenburg. — Das Schloß in Langheim. — Bartenstein. — Landsberg. — Preußisch-Holland. — Elbing. — Danzig. — Das Fort Weichselmünde. — Stettin. — Schwedt. — Neustadt-Eberswalde. — Freyenwalde. — Allgemeine Betrachtungen über die Mittelmark.

Zwanzigster Brief. Berlin . . . Seite 208

Ursprung von Berlin. — Dessen Lage. — Die Spree. — Bevölkerung. — Klima. — Einwohner. — Topographische Nachrichten. — Die Königsstraße. — Statue des großen Kurfürsten. — Das königliche Schloß. — Das Naturalien-Kabinet. — Der Lustgarten. — Die Dom-Kirche. — Das Zeughaus. — Der Prinz-Heinrichsche Pallast. — Das Opernhaus. — Die königliche Bibliothek. — Die katholische Kirche. — Die Linden. — Das Brandenburger Thor. — Der Wilhelms-Platz. — Der Gensd'armes-Markt. — Das Grabmahl des Grafen von der Mark.

Ein und zwanzigster Brief. Berlin . . . . Seite 225

Die Akademie der Wissenschaften. — Das Observatorium. — Die Gesellschaft naturforschender Freunde. — Nachrichten von einigen Gelehrten. — Herr von Humboldt. — Der Graf von Hoffmannsegg. — Wildenow. — Klaproth. — Hermbstädt. — Karsten. — Das Mineralien-Kabinet. — Der Professor John. —

Der Stadtrath Laspeyres. — Der Doktor Klug. —

Zwey und zwanzigster Brief. Berlin . . . . Seite 241

Nachrichten von der Charité. — Der Aussatz und einige andere selten vorkommende Krankheiten. — Das Collegium medico-chirurgicum. — Das Walterschе anatomische Kabinet. — Die Thierarzneyschule. — Das Taubstummen-Institut. — Das Blinden-Institut. — Die Porzellan-Manufaktur. — Die Königliche Eisengießerey.

Drey und zwanzigster Brief. Potsdam . . . . . Seite 258

Umgebungen von Berlin. — Der Thiergarten. — Charlottenburg. — Das Charlottenburger Schloß und der Garten. — Potsdam. — Ursprung dieser Stadt. — Beschreibung derselben. — Das königl. Schloß. — Die Garnison-Kirche. — Särge Friedrich Wilhelms des Ersten und Friedrichs des Großen. — Die Gewehr-Fabrik. — Gegend um Potsdam. — Der gothische Thurm. — Sans-Souci. — Der Garten von Sans-Souci. — Grabstellen der Lieblingshunde Friedrichs. — Der Tempel der Freundschaft. — Das neue Palais. — Das Marmor-Palais.

Vier und zwanzigster Brief. Spandau . . . . . Seite 271

Beschreibung von Spandau. — Dessen Lage. — Fe-

stungswerke. — Die Citadelle. — Das Zuchthaus. — Vorstädte. — Die Gewehr-Fabrik. — Die Erschütterungsmaschine. — Andere neu erfundene Maschinen. — Pichelsberg. — Die in der Havel neu entstandene Insel. — Tegel. — Militair-Hospital in Spandau. — Krankheiten, die dort im Herbst 1807 herrschten.

Erster Brief.

Allgemeine Bemerkungen über das Wirtembergische — Seine glückliche Lage — Seine Fruchtbarkeit — Seine Producte. — Der Neckar. — Geologische Eintheilung der Berge. — Nachrichten von Stuttgard. — Dessen Bevölkerung. — Dessen angenehme Lage. — Das neue Schloß. — Der Opern-Saal. — Das alte Schloß. — Die Domkirche. — Das Gymnasium. — Das Königl. Naturalien-Kabinet. — Die Königl. Bibliothek. — Die Bildhauer- und Maler-Akademie. — Nachrichten von einigen berühmten Künstlern. — Notizen über dortige Aerzte und andere Gelehrte.

Stuttgard.

Ich versprach, Ihnen, mein Herr, die Bemerkungen mitzutheilen, die ich während meines Aufenthalts bey der großen Armee zu machen Gelegenheit haben würde. Heute will ich einen Theil dieser meinem Herzen sehr werthen Schuld abtragen.

Dieser Brief wird sich mit statistischen und literarischen Nachrichten, aus den Gegenden, wo ich mich jetzt aufhalte, beschäftigen. Demnächst werde ich Ihnen

die Beobachtungen mittheilen, die ich in dem Militair-Hospital der Solitude über die merkwürdigsten der dort herrschenden Krankheiten angestellt habe. Möchte mein unbedeutendes Geschreibe nicht ganz Ihres Beyfalls entbehren und Ihre Freundschaft für mich dauernd seyn! Dann werden alle meine Wünsche erfüllt! —

Das Wirtembergische gehört zu den malerischsten, bevölkertsten und fruchtbarsten Ländern Deutschlands. Es hat eine sehr glückliche Lage und ein sanftes, angenehmes Klima. Im Norden gränzt es an Franken, gegen Mittag an das Fürstenbergische, gegen Morgen an Baiern und gegen Abend an Baden und den Schwarzwald.

Seine Beherrscher, die ursprünglich nur Grafen waren, sind nach und nach zu Herzögen, Churfürsten und neuerdings zu Königen geworden.

Dieses Land, dessen Ausdehnung unbeträchtlich ist, hat einen Ueberfluß an Getreide aller Art, an Leinsaamen, Hanf, ganz vorzüglich aber an Obst und Wein. Hie und da findet man die Obstbäume in so großer Menge, daß sie ganze Wälder zu bilden scheinen, und seit einiger Zeit sind alle Chausseen damit bepflanzt. — Die Viehweiden sind vortrefflich und alle die freundlichen Hügel, die an den Gestaden des Neckars liegen, liefern einen herrlichen Wein, der sehr geschätzt wird. Der Neckar ist ein majestätischer, aber unzuverlässiger Strom; denn er tritt oft aus seinen Ufern und verursacht dann großen Schaden. Er ent-

springt bey Schwenningen im Amte Duttlingen, durchströmt das Land von Mittag nach Mitternacht und ergießt sich bey Mannheim in den Rhein. Bey Canstatt wird er schiffbar.

Einer der erhabensten Punkte des Landes ist der Kniebis im Schwarzwalde. Dieser Berg besteht aus Granit; hierauf folgt die Bergkette, welche man die Alp nennt und welche zwölf bis funfzehn Meilen lang und zwey bis fünf Meilen breit ist. Diese besteht aus Kalkstein und bildet so zu sagen das zweyte Stockwerk dieser Bergreihe, als deren erstes Stockwerk man die größern und kleinern Berge und Hügel, welche am Neckar liegen, ansehen kann. Diese sind eigentlich nur durch Anspülung entstanden. Zu dieser Klasse gehören auch die bey Stuttgard liegenden Berge, von welchen ich nachher mehr sagen werde.

Das Wirtembergische zieht den mehresten Nutzen aus dem Handel mit seinen eigenen Producten, besonders aus dem Wein, dem Getreide, dem Holze, den Pferden, dem Hornvieh und besonders den Schaafen. — Die Einwohner haben im Allgemeinen einen guten Charakter; sie sind aufrichtig, genügsam, friedfertig und besitzen vorzüglich einen Grad von Gutmüthigkeit, den man in andern Ländern nur selten antrifft.

Stuttgard, der Hauptort des Königreichs, ist eine sehr hübsche Stadt, die täglich größer und schöner wird. Man schätzt die Zahl ihrer Einwohner auf zwey

und zwanzig Tausend. Sie liegt sehr angenehm in einer Vertiefung und ist rundum von Bergen umgeben, die mit Weinstöcken und schönen Waldungen bedeckt sind. Unter diesen sind am merkwürdigsten der Hasenberg, über welchen eine große und wohlerhaltene Chaussee nach der Solitude und nach Calw führt, der Weinsteig, über welchen der Weg nach Tübingen geht, und der Bopser. Die schönste Straße in Stuttgard ist unstreitig diejenige, welche man den langen Graben nennt, und die Königsstraße, welche die Fortsetzung von jener ist. Durch die erste wird die Stadt in zwey Theile getheilt; sie ist groß, breit, und man findet vortreffliche Häuser darin. Die sogenannte reiche Vorstadt, welche auf der rechten Seite dieser Straße liegt, ist in demselben Geschmack gebaut. Auch hier sieht man gerade, regelmäßig durchschnittene und ziemlich breite Straßen; aber die Altstadt oder derjenige Theil der Stadt, welcher dem langen Graben links liegt, hat eine viel tiefere Lage, so daß man heruntersteigen muß, um dahin zu gelangen. Hier sind die Straßen eng, schmal, düster und an mehreren Stellen in Krümmungen laufend; auch findet man hier viel alte Häuser. Die mehrsten Wohnungen in Stuttgard sind hölzern, die Erdgeschosse ausgenommen, die von behauenen Steinen sind; die Façaden sind jedoch mit Gyps übertüncht und geschmackvoll gemalt. Das Viertel der Stadt, welches dem Schlosse zunächst liegt, ist das angenehmste und gesundeste.

Das neue Schloß ist ein treffliches Gebäude. Es hat eine schöne Façade mit Seitenflügeln, welches sie im rechten Winkel durchschneiden. Es besteht ganz aus behauenen Steinen und ward 1746 von einem italienischen Baumeister, Leopold Retti, zu bauen angefangen. Man findet darin viele prächtige, reich verzierte Zimmer. Vor dem Schlosse ist eine herrliche Pflanzung von Roßkastanien-Bäumen, die im Sommer einen sehr angenehmen Lustort bilden. — Der Oper-Saal liegt unweit dem Schlosse. Er ist das geräumigste Theater in ganz Deutschland; hier werden nur große Opern aufgeführt. Die gewöhnlichen dramatischen Vorstellungen werden auf dem kleinen Theater gegeben, das auf dem langen Graben belegen ist und von dem berühmten Stuttgarder Baumeister Thouret erbaut ist.

Das alte Schloß ist ein altes gothisches Gebäude, welches schon 1553 errichtet ward. In demselben Geschmack ist auch das daneben liegende Kanzley-Gebäude gebaut. Die Domkirche gewährt, ihrer alterthümlichen Bauart ungeachtet, einen dem Auge behaglichen Anblick; über ihr ragt ein sehr hoher sechseckigter Thurm empor.

Künste und Wissenschaften werden in Stuttgard geliebt und gepflegt. Vordem war die Militair-Akademie sehr berühmt; dieses Institut ist jedoch seit dem Tode des Herzogs Carl aufgehoben. — Das Gymnasium ist sehr besucht und kann sich mehrerer hochver-

dienten Lehrer rühmen. Die Landes-Universität Tübingen steht in großem und verdientem Rufe.

Der König besitzt ein reichhaltiges Naturalien-Kabinet, welches im alten Schlosse aufgestellt und der Oberaufsicht des Hofmedicus Doctors Jäger anvertraut ist. Vorzüglich reich ist dieß Kabinet an Mineralien und Fossilien. Bemerkenswerth ist unter andern eine schöne Sammlung von silberhaltigen Erzen aus Norwegen von den verschiedensten Gestalten. Man schätzt den Werth dieser Sammlung von Silberminern auf einige tausend Dukaten. Der Herzog Carl erhielt sie vom Könige von Dännemark zum Geschenk. Die hier befindlichen Goldstufen sind nicht von Bedeutung. Man sieht hier auch eine niedliche Sammlung von isländischen Zeolithen und Chalcedonen, so wie herrliche Exemplare von norwegischen Coccolithen und Arendalithen. Unter den Kupferminern zeichnen sich mehrere Varietäten von blauem kohlenhaltigen krystallisirten Kupfer aus, die man bey Bulach im Schwarzwalde gefunden hat. Außerdem habe ich auch noch eine herrliche Eisenstufe von der Insel Elba und ein schönes Stück Berg-Krystall mit rothen Titan-Anschüssen und eine artige Sammlung vulkanischer Producte vom Vesuv, so wie auch viele italienische und einländische Marmor-Arten bemerkt. Was aber vorzüglich die Aufmerksamkeit der Naturforscher auf sich zieht, sind die Versteinerungen und die fossilen Elephanten-Knochen, die man bey Stuttgard und Can-

statt gefunden hat. Außer denjenigen, welche man bereits 1700 bey Canstatt aufgrub, entdeckte man deren noch neulich 1805 am Fuße des Bopser. Unter andern sieht man einen Hauer, dessen große Krümmung sieben Fuß lang ist und sieben Zoll im Diameter hat, und Hüftknochen, deren oberer Theil beynah acht Zoll im Durchmesser hält. Es ergiebt sich aus dieser kostbaren Sammlung, daß wenigstens funfzehn verschiedene Arten dieses Thiergeschlechts dazu beygetragen haben.

Ich will mich nicht umständlich bey dem zoologischen Theile dieses Kabinets verweilen und nur im Allgemeinen bemerken, daß mehrere Thiere sehr gut ausgestopft und wohl erhalten sind, zum Beyspiel: ein Wolf, ein Tieger u. s. w. Man findet hier auch einige seltene Mißgeburten, eine ägyptische Mumie und einen verknöcherten Foetus, der sechs und vierzig Jahre in den fallopischen Trompeten der Gebärmutter herumgetragen worden ist. Die Frau, bey welcher diese Seltsamkeit sich zutrug, ward hernach noch zweymal entbunden und starb in einem Alter von sechs und neunzig Jahren. Im Jahre 1732 ward dieser Foetus der Akademie der Wissenschaften zu Paris zugesandt, um ihn zu untersuchen.

Die Bibliothek des Königs ist sehr zahlreich und besteht aus mehr als hundert tausend Bänden. Im Jahr 1784 reiste der Herzog Carl nach Copenhagen, um die kostbare Bibelsammlung zu kaufen,

die der verstorbene Prediger Lork zusammen gebracht hatte. Er erstand sie für vier tausend Dukaten.

Die Bildhauer- und Maler-Akademie in Stuttgard behauptet einen vorzüglichen Rang. Ihre Arbeitszimmer sind im neuen Schlosse. Die Herren Dannecker und Scheffauer sind Directoren dieses Instituts und beschäftigen sich unaufhörlich damit, die Palläste des Königs mit ihren Meisterwerken zu schmücken.

Die Oelmalerey besitzt einen großen Künstler, den Herrn Hetsch, Königl. Hofmaler und Director der Gemälde-Gallerie. Die eigene Sammlung dieses Künstlers ist sehr reichhaltig. Unter andern sieht man hier ein großes Familien-Gemälde, welches den Künstler vorstellt, wie er an seiner Staffeley sitzt und an einem Gemälde arbeitet; hinter ihm steht seine Frau und stützt sich auf die Lehne seines Stuhls, während seine Kinder um ihn spielen. Alle Figuren dieses Gemäldes haben das Verdienst der sprechendsten Aehnlichkeit; und was höchst bewundernswürdig ist, der Künstler hat sich selbst vollkommen getroffen.

Der Rath Kerner in Stuttgard hat sich durch ein kostbares Werk, exotische Pflanzen darstellend, berühmt gemacht. Die Abbildungen dieser Pflanzen sind nicht in Kupfer gestochen, sondern von ihm selbst nach der Natur ausgemalt. Seine Gattin besitzt dasselbe

Talent und hilft ihm bey dieser Arbeit. Dieses Werk ist nicht für den Buchhandel bestimmt; es werden nur eine gewisse Anzahl Exemplare verfertigt, die dazu bestimmt sind, fürstliche Bibliotheken zu schmücken. Das Format dieses Prachtwerks ist groß Folio und der Text lateinisch. Herr Kerner hat auch in deutscher Sprache ein Buch über die giftigen Schwämme herausgegeben.

Stuttgard hat mehrere berühmte Aerzte, von welchen ich nur Jäger, Jacobi und Hopfengärtner nenne. Der Letzte ist Leibarzt des Königs und durch seine Schriften über die Hirnwassersucht, die Entwickelung des menschlichen Geschlechts, die Kinderblattern u. s. w. rühmlich bekannt *).

Herr Mollwitz, ein berühmter Wundarzt, auch als fruchtbarer Schriftsteller in seinem Fache bekannt, hat sich mit dem Perkinismus beschäftigt, und eine metallische Bürste erfunden.

Herr Gaupp, ein Apotheker und geschickter Chemiker, hat die Analyse vieler mineralischen Substanzen geliefert.

Der Rath Nast hat eine sehr einfache Schwimm-Maschine erfunden, vermittelst welcher man auch im tiefsten Wasser aufrecht stehen und umher gehen kann.

---

*) Dieser Gelehrte verfiel 1807 in eine tiefe Melancholie, die ihn dahin brachte, daß er sich erschoß. Die Wissenschaften haben viel an ihm verloren.

Er hat eine Beschreibung derselben in deutscher Sprache mit einem Kupfer herausgegeben. Diese Maschine besteht aus mehreren Stücken Korkholz, die mit einem Firniß überzogen sind, und die er sich um den Leib bindet, und aus zwey Leibplatten, wovon er sich an jeden Fuß eine befestigt, um so den Schwerpunct nach den untern Extremitäten zu leiten.

Fast hätte ich Herrn Thiedemann vergessen, einen sehr geschickten Mechanikus, dessen Talente den Physikern bekannt sind. Er verfertigt vorzüglich vortreffliche Mikroskope, sehr genaue Wasserwagen und andere physikalische und mathematische Instrumente.

Mehrere Privatpersonen in Stuttgard besitzen reichhaltige Naturalien-Kabinete, deren detaillirte Erwähnung mich jedoch zu weit führen würde.

Zweyter Brief.

Stuttgards Umgebungen. — Malerische Lage von Berg und Canstatt. — Lieblings-Spatziergänge der Stuttgarder. — Silberburg. — Kahlenstein. — Beschreibung des quarzigten, krystallisirten Sandsteins, dessen chemische Analyse. — Nachrichten über die in der Gegend von Stuttgard gefundenen fossilen Elephanten-Knochen. — Historisch-statistische Beschreibung von Ludwigsburg. — Der Emichs-Thurm. — Die Menagerie. — Das Grabmahl des Grafen von Zeppelin. — Das Schloß Mon Repos. — Die Meyerey. — Die Veste Hohen-Asperg. — Nachrichten, den Dichter Schubart betreffend.

Stuttgard.

Die Gegenden um Stuttgard sind fast überall höchst malerisch und bieten sehr angenehme Spatziergänge dar. — Die sogenannte Silberburg ist ein öffentlicher Garten nahe bey Stuttgard, der sehr häufig besucht wird. Er liegt auf einer Anhöhe, von welcher man die Stadt und die umliegende Gegend übersieht. Unweit des Dorfes Berg liegt eine kleine Insel im Neckar, woselbst, vorzüglich an Sonn- und Fest-

Tagen, wo dort getanzt wird, die schöne Welt sich in Menge versammelt. Auf dieser Insel sprudelt auch eine mineralische Quelle.

Der Kahlenstein ist ein Hügel von kalkigtem Tuffstein, der auf dem linken Ufer des Neckar Canstatt gegenüber liegt. Man hat hier eine weite und vortreffliche Aussicht. Man überschauet mit einem Blicke den majestätischen Lauf des Neckar-Stroms, die Stadt und den Hafen von Canstatt, mit dem ihr zur Seite liegenden brausenden Wasserfall, das Dorf Berg und dessen vorhin erwähnte kleine Insel; endlich wird dieses schöne Landschaftsgemälde durch die rundum liegenden Berge begränzt, unter welchen besonders der Rothenberg mit dem alten Schlosse auf seinem Gipfel hervortritt, welches das Stammhaus der Beherrscher Wirtembergs ist, welche hier bis 1320 residirten.

Die Umgebungen von Stuttgard haben für Mineralogen und Geologen gleiches Interesse. Der Sandstein wird hier sehr häufig gefunden, er ist an Farbe und Dauerhaftigkeit verschieden. Vorzüglich findet man hier einen quarzigen Sandstein, dessen Oberfläche eine raupen- und würfelförmige Krystallisation zeigt. Dieser krystallisirte Sandstein, den man vorzüglich auf der sogenannten Gänsewiese findet, unterscheidet sich sehr wesentlich von demjenigen, der bey Fontainebleau gebrochen wird; denn der letztere ist, wie man weiß, eigentlich eine Mischung von Sand und Kalk. Die

Krystallen jenes Sandsteins sind von verschiedener Größe; einige von ihnen sind so klein, daß man sie nur durch ein Vergrößerungs-Glas unterscheiden kann; die größesten haben den Umfang eines Daumens. Bald stehen sie einzeln, bald nahe beysammen, und gewöhnlich sieht man nur die Hälfte des Würfels, indeß die andere Hälfte sich in der Masse des Steins verliert. Die chemische Analyse, welche Jäger und Gaupp von dieser Substanz geliefert haben, hat die nachstehenden Resultate geliefert. In hundert Theilen hat man nämlich gefunden:

kalcinirten Kiesel	72,6
reine Thonerde	23,6
Kalk	0,7
Eisen-Oxyd	0,6
Verlust an Wasser und Luft durch die Kalcination bewirkt	3,0
	100,5.

Die größte Merkwürdigkeit dieser Gegend sind jedoch die fossilen Elephanten-Knochen, welche man hier findet, und deren ich bereits in meinem vorigen Briefe bey Gelegenheit des Naturalien-Kabinets gedacht habe. Unstreitig sind diese Knochen, bey einer der Revolutionen unsers Erdkörpers, für welche so viele unwiderlegliche Beweise sprechen, hier verschüttet worden. Einige Einwohner Stuttgards glauben, daß es Ueberbleibsel der Elephanten wären, welche die Römer gegen die alten Germanen mit sich führten; allein

diese Meinung ist irrig. Man hat nämlich bewiesen, daß der Knochenbau des afrikanischen Elephanten (des Einzigen, den die Römer damals kannten) wesentlich von dem Bau der fossilen Knochen unterschieden ist, die bey Stuttgard gefunden worden sind. Diese scheinen vielmehr einer uns ganz unbekannten Thierart, vielleicht dem Mammuth, anzugehören.

Nachdem ich Ihnen, mein Herr, Stuttgard, wo der König im Winter residirt, beschrieben habe, will ich Ihnen noch etwas über Ludwigsburg und Mon Repos, wo er sich den Sommer hindurch aufhält, sagen.

Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts sah man an der Stelle, wo jetzt Ludwigsburg steht, nur zwey Pachterhöfe. Der Herzog Ludwig Eberhard ließ hier ein Jagdhaus bauen und nannte es Ludwigsburg. Nach und nach wurden hier mehrere Gebäude aufgeführt und im Jahre 1728 von einem italienischen Baumeister Frisoni das Schloß erbauet, welches einen großen Hof einschließt und vier an den Seiten gelegene Pavillons hat. Auch eine Kapelle ward hier erbaut. Die Favorite, ein Lustschloß Ludwigsburg gegenüber belegen, vermehrte bald darauf die Anzahl der hier schnell empor steigenden Gebäude. Der Herzog Carl ließ das Ludwigsburger Schloß sehr erweitern, so daß es jetzt vier Höfe einschließt. Nun vergrößerte sich allmählich die Zahl der hier in der Nähe des Schlosses erbauten Häuser; es entstanden Straßen,

freye Plätze, Spatziergänge, und endlich bildete sich aus dem Allen eine niedliche wohlgebaute Stadt, die ohngefähr sechs Tausend Einwohner zählt.

Im Innern des Ludwigsburger Schlosses herrscht eine große Pracht. Die Gallerie der Familien-Gemälde ist sehr sehenswerth. Man findet hier alle Wirtembergische Regenten vom Ursprunge dieses Hauses bis jetzt nach der Natur gemalt, und in ihrem eigentlichen Costüm. Der Thron-Saal ist sehr reich verziert, die Kapelle, in welcher der Gottesdienst gehalten wird, hat am Plafond vortreffliche Gemälde.

Die schönen Gärten, welche das Ludwigsburger Schloß umgeben, ziehen vorzüglich die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich. Diese Gärten sind sehr groß, und im besten Geschmack angelegt. Der König hat einen Kalkstein-Bruch, der hinten an seinen Garten stößt, sehr vortheilhaft benutzt. Er hat dort einen runden Thurm mit Schieß-Scharten in dem Geschmacke der befestigten Burgen der alten Ritter-Zeit erbauen lassen. Dieser Thurm wird zu Ehren des ersten Grafen von Wirtemberg der Emich's-Thurm genannt. Man steigt in das Innere desselben durch ein tiefes Gewölbe, welches im Innern des Kalk-Felsen durchgehauen ist. Man wird auffallend überrascht, wenn man auf dem Boden dieses Gewölbes den Grafen Emich, vom Kopf bis auf die Füße bewaffnet, mit einem Mönche, seinem Kaplan, vor einem kleinen Tische sitzen sieht. Beide scheinen in einem sehr ernsthaften Gespräche begriffen

zu seyn. Auf dem Tische steht ein Wein-Krug und einige Trink-Becher. Die Gesichter beider Figuren sind aus Wachs sehr täuschend geformt. Hinter den länglichten Oeffnungen des Thurms, welche das Licht herein fallen lassen, sind Aeols-Harfen angebracht, welche fortwährend traurige, aber harmonische Töne hören lassen, und zu dem Total-Eindruck dieser Anlage viel beytragen. Diese Aeols-Harfen bestehen aus Tannen-Bretern, über welche Darm-Saiten gezogen sind, die der Hauch der Luft in Bewegung setzt. Von der Höhe des Thurms genießt man einer eben so weiten als schönen Aussicht. So oft der König in Ludwigsburg ist, wird auf der Thurm-Spitze eine große Fahne ausgesteckt, die bey der Abreise des Monarchen wieder abgenommen wird. Im Erdgeschoß des Thurms ist ein kleiner Saal, mit Trophäen und antikem Waffen-Geräth geschmückt. Hier pflegen die Fremden ihre Namen in ein dazu bestimmtes Buch zu schreiben.

Man findet im Ludwigsburger-Garten noch mehrere Merkwürdigkeiten. Z. B. künstliche Ruinen eines römischen Säulen-Ganges, viele einzelne Pavillons, ein großes Bassin, einen mit Heu beladenen Wagen, in dessen Innern man ein meublirtes Zimmer antrifft, eine Fasanerie, ein schönes Taubenhaus, u. s. w. In der Menagerie sieht man mehrere merkwürdige Thiere: unter andern einen Wolf, einen Bären, einen Damm-Hirsch, einen Dromedar, viele Affen, ein Stachel-Schwein, eine Otter, einen Fuchs, einen Adler, einen Uhu, u. s. f.

Am merkwürdigsten aber sind unter einigen aufbewahrten Thieren, einige Kånguruhs, die aus Neu-Holland kommen. Sie gehören zu der Klasse der Beutel-Thiere. Sie haben sehr kleine und kurze Vorder- und sehr lange Hinter-Füße. Daher scheint es, wenn sie springen, als ob sie flögen. Ihr Schwanz ist sehr dick. Sie können ihm nach Belieben Steifigkeit geben, und sich alsdann seiner als Ruhesitz bedienen, die Weibchen haben am Vorderleibe eine Tasche, oder einen Beutel, worin sie ihre Jungen verbergen. Die Königin von Wirtemberg hat der Kaiserin Josephine mehrere dieser seltsamen Thiere geschenkt.

Man kann den Park von Ludwigsburg nicht verlassen, ohne das treffliche Grabmahl gesehen und bewundert zu haben, welches der König seinem vertrautesten Freunde und ersten Minister, dem Grafen von Zeppelin, errichtet hat. Dieses Mausoleum stellt einen antiken runden und gewölbten Tempel vor, dessen Inneres mit großen polirten Blechplatten geziert ist, die auf das Kunstreichste mit einem sehr schönen Stein verbunden sind, den die Mineralogen Anhydrit nennen. Es ist eine Art Gyps, von einer sehr schönen himmelblauen, mit Dunkelblau nuancirten Krystallisation, welcher wie Marmor aussieht. Er wird in den Salz-Gruben zu Sultz am Neckar gefunden *).

*) Dieser Stein ist durch die Länge der Zeit, und die Einwirkung der atmosphärischen Luft morsch und bröcklicht ge-

Ueber dem Eingange in den Tempel lieset man nachstehende Inschrift:

Dem vorangegangenen Freunde.

Und weiterhin:

Die der Tod getrennt, vereinigt das Grab.

In der Mitte des Tempels, ruhet auf einem Fußgestell von polirtem Granit ein Sarkophag von schwarzem Marmor, auf dessen Vorder-Seite man eine Figur von weißem kararischen Marmor erblickt, welche eine weibliche Gestalt nachbildet, die weinend sich auf einen Sarg stützt. Gerade dem Eingange gegenüber ist das Bildniß des Grafen in erhabener Arbeit in der Mauer angebracht, und sein einbalsamirter Leichnam ruhet in einem unter diesem Tempel befindlichen Gewölbe.

Die Stadt Ludwigsburg ist gut gebaut: die Straßen sind breit und durchschneiden sich regelmäßig: die Häuser sind hübsch, aber niedrig. Im Jahr 1756 ward hier eine Porcellan-Manufaktur angelegt, welche noch jetzt bestehet, aber sehr mittelmäßige Arbeit liefert. Der vor dem Schlosse befindliche Platz gewährt einen sehr angenehmen Spatziergang. Das Schloß Mon Repos ist ein sehr angenehmer Aufenthalt, schade nur, daß es so sehr in der Tiefe liegt, und mit Wasser, das keinen Abfluß hat, umgeben ist, so daß man von dem hie-

---

worden, so daß man im Jahre 1808 diese Wand-Bekleidung hat abreißen müssen. Wahrscheinlich wird sie nun durch Marmorplatten ersetzt werden.

sigen Aufenthalt früh oder spät nachtheilige Folgen für die Gesundheit des Königs fürchtet. Dieses Schloß ist nur ungefähr eine Viertelmeile von Ludwigsburg entfernt, wohin eine schöne Allee führt. Es ist ein angenehmer Sommer-Aufenthalt, dessen Name mit großer vergoldeter Schrift über dem Haupt-Thor angebracht ist. Die Zimmer sind mit kostbaren Gemälden, Tapeten, Kron-Leuchtern, und anderm prachtvollen Geräthe geschmückt. Rechts liegt ein von Thouret erbauter Pavillon, der sich durch einen einfachern Styl und durch eine Umgebung von Statuen auszeichnet.

Ohnweit Mon Repos ist eine Melkerey oder Meierey, wo Schweizer-Kühe gehalten werden. Die Lieblings-Kuh des Königs ist sehenswerth; sie ist weiß mit schwarzen Flecken, und ihre Füße sind so regelmäßig in zwey Hälften von beiden Farben getheilt, daß es aussieht, als ob sie Stiefeln trüge. — In dieser Meierey wird viel Käse verfertigt. — Die gothische Kirche, die auf einem Felsen mitten in einem See nahe bey Mon Repos liegt, bietet einen sehr schönen, angenehmen und malerischen Prospekt dar. Wenn man von Mon Repos nach Stuttgard zurückkehrt, sieht man rechts die Festung Hohen-Asperg. Sie ist weniger durch ihre Befestigung, als durch ihre Lage auf der Spitze eines isolirten Berges merkwürdig, der mitten in einer weiten Ebene liegt. Im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert fiel sie mehrmals in die Hände der Feinde; jetzt dient sie zum Staats-Gefängnisse.

Der berühmte Dichter Schubart ward hier eingekerkert, und brachte drey hundert sieben und siebenzig Tage in einem furchtbaren unterirdischen Gewölbe zu. Noch jetzt liest man an der Mauer seines Kerkers die von seiner Hand eingegrabenen Worte: Ach schon hundert vier und zwanzig Tage hier! und weiter unten: Ach wieder noch funfzig! Hernach ward sein Schicksal gemildert: er brachte zwar noch einige Jahre auf der Festung zu, konnte jedoch im Innern derselben frey umher gehen, und wohnte bey dem Kommandanten. Am Fuße des Berges liegt der Flecken Hohen-Asperg mit der Kirche des Kirchspiels, die 1450 erbauet wurde.

Dritter Brief.

Beschreibung der Solitüde. — Das Schloß — dessen vortreffliche Aussicht. — Ursprung der Solitüde. — Der Saal der Lorbeeren. — Die in ein Militair-Hospital verwandelten Ställe. — Bewohner der Solitüde. — Die hydraulische Maschine. — Die Obstbaum-Schule. — Die daran stoßende Quelle. — Der Bären- und Mönchs-See. — Thon-Schiefer- und Gyps-Brüche bey dem Dorfe Gerlingen. — Beschreibung von Hohenheim. Der berühmte Paracelsus ward hier geboren.

Solitüde.

In der Gegend von Stuttgard liegen noch zwey Lust-Schlösser, die der verstorbene Herzog Carl gern und oft bewohnte, die aber vom jetzigen Könige ganz vernachlässiget werden: die Solitüde und Hohenheim.

Mit vollem Rechte können sie von der erstern eine genaue und umständlichere Schilderung erwarten, da hier das Militair-Hospital, über welches mir die Aufsicht anvertrauet worden, sich befindet.

Die Solitüde ist ungefähr eine Meile von Stuttgard entfernt; sie liegt auf einem Berge, der zwölf hun-

dert Fuß über der Oberfläche des Neckars hervorragt. Man ersteigt auf einer trefflichen Chaussee den Haasen-Berg; von seiner Spitze übersieht man das ganze freundliche Thal, in welchem Stuttgard liegt. Der Weg führt über Erhöhungen und Vertiefungen durch eine angenehme Waldung, an deren Ende man eine große herrliche Allee von Roß-Kastanien-Bäumen findet, die gerade nach der Solitüde führt. Hier erblickt man zuerst das Schloß, welches in der Mitte eines großen Halb-Zirkels liegt, der auf der Nord-Seite eine weite und höchst malerische Aussicht hat: denn man blickt fünf oder sechs Meilen weit ins Land hinein. Bey hellem Wetter sieht man Ludwigsburg gerade vor sich liegen; man unterscheidet die Festung Asperg, viele Dörfer, Getreide-Felder, Wiesen, Waldungen u. s. w. Von der Terrasse des Schlosses führt ein geebneter, mit Bäumen bepflanzter Weg gerade nach dem etwa anderthalb Meilen entfernten Ludwigsburg.

Das Schloß der Solitüde hat einen französischen Architekten Guebières zum Erbauer gehabt. Es bildet ein Oblongum, und ist mit einer Gallerie von weitem Umfange umgeben; über ihn ragt ein majestätischer Dom empor. Im Innern des Schlosses trifft man in einem großen schönen Saal, der in mehrere Zimmer führt, aus welchem man jetzt die Meubles genommen hat. Das Sehenswürdigste ist hier der Plan der Stadt Venedig in erhabener Arbeit, der auf einem großen Tisch ausgestellt ist. Der Herzog Carl erhielt

ihn von dem Magistrate dieser Stadt, wo er sich lange aufgehalten hatte, geschenkt. Man muß die pünktliche Genauigkeit, mit welcher dieses Kunstwerk angefertigt ward, bewundern: denn man sieht hier alle Häuser, Palläste, Kirchen, öffentliche Plätze, die zahlreichen Kanäle, welche die Stadt durchschneiden, die Brücken, Gondeln, u. s. w. Das Ganze kann ungefähr drey bis vier Fuß im Durchmesser haben. — Hinter dem Schlosse stehen einige Gebäude, und auf den Seiten mehrere einzelne Pavillons.

Da wo man jetzt die Solitüde findet, war sonst ein dichter undurchdringlicher Wald. Der Herzog Carl, welcher nach dem siebenjährigen Kriege sich dem Weltgeräusch entziehen, und einen ruhigen friedlichen Wohnplatz suchen wollte, wählte diese Gegend, um hier seine übrigen Lebens-Tage zuzubringen. Die Inschrift über eins der Schloß-Thore spricht diesen seinen Vorsatz deutlich aus:

Loca haec tranquillitati sacra voluit Carolus.

Man nannte diese Gegend sonst die Fünf-Eichen, wegen fünf großer Bäume dieser Gattung, die aus einer und eben derselben Wurzel ausgeschlagen sind. Jetzt existiren nur noch zwey derselben, deren jede mehr als zwanzig Fuß im Umfange mißt; die übrigen drey sind theils durch den Blitz, theils durch heftige Stürme zerstört worden.

Herzog Carl war anfänglich diesem Aufenthalt außerordentlich gewogen. Er verwandte ungeheure

Summen auf die Fällung des Waldes; ließ Abgründe ausfüllen, große Krümmungen ebenen, neue Landstraßen, Pflanzungen, kostbare Gebäude u. s. w. anlegen. Er genoß jedoch dieser Anlage nicht lange; denn bald darauf ließ er Hohenheim erbauen, wo er im Jahr 1792 starb.

So lange dieser Fürst lebte, genoß die Solitüde die Periode ihres höchsten Glanzes, durch die hier errichtete Militair-Akademie. Noch jetzt sieht man ein prächtiges Gebäude, welches den Namen des Saals der Lorbeern führt, und wo Preise an die Zöglinge der Akademie vertheilt wurden. Obwohl dieses Gebäude immer mehr verfällt, so sind doch die Plafond-Gemälde, die von dem berühmten Guibal aus Luneville herrühren, und die man als vollendete Kunstwerke ansehen kann, noch vollkommen wohl erhalten.

Eine andere Reihe von Gebäuden, die Erwähnung verdienen, sind die Ställe *). Sie bestehen aus vier Flügeln, die einen weiten Hofraum einschließen. Jeder Flügel hat im Erdgeschoß einen großen, sehr hohen Saal, der durch viele Fenster gut erleuchtet wird. Auf jeder Seite der Säle sieht man Kolonnaden, und

*) Sie wurden im Jahr 1807 abgebrochen, und in der neuen Königs-Straße in Stuttgard wieder aufgeführt. Eine wohlgebaute Kirche, die sonst die Solitüde schmückte, hatte dasselbe Schicksal; die Materialien, die man bey ihrer Wegräumung erhielt, sollen zur Erbauung einer katholischen Kirche in Stuttgard verwandt werden.

an jeder Säule ist ein Hirsch-Kopf mit seinem Geweihe angebracht, welches einen höchst seltsamen Effekt macht. Der Zwischen-Raum von einer Säule zur andern ist durch kleine hölzerne Verschläge ausgefüllt, deren jeder sonst einem Pferde zur Stallung diente. Das Lokal kann drey hundert und vier Pferde beherbergen. In diesen vormaligen Ställen fand bey Eröffnung des Feldzuges von 1805 unser Militair-Hospital seinen Platz.

Ehe ich Ihnen, mein Herr, von der Einrichtung desselben Nachricht gebe, werde ich noch einige Bemerkungen über die Solitüde und ihre Umgebungen vorausschicken.

Die Solitüde zählt nicht viele Bewohner; es haben sich hier nur einige Familien angesiedelt, z. B. ein Hof-Jäger, ein Hof-Gärtner, ein Architekt, ein Gastwirth, ein Kastellan, und zwey Thürsteher. Der Vater des Dichters Schiller führte sonst die Oberaufsicht über dieses Schloß, und starb in der Solitüde. Das Trink-Wasser wird vermittelst einer sehr kunstreich angefertigten hydraulischen Maschine aus einem sehr tiefen, in den Felsen gehauenen Brunnen heraufgewunden. Dieß geschieht vermittelst eines großen Rades, welches einen oder zwey Menschen unaufhörlich herumführt, und einen Eimer von bedeutendem Umfange ungefähr hundert und vierzig Fuß hoch zu Tage fördert. Dieser Eimer wiegt drey hundert Pfund, mit dem Seil, woran er befestigt ist, und fünf hundert mit dem Wasser,

welches er fassen kann. Vermittelst eines Hakens leert er sich selbst in einen dazu bestimmten Behälter. Diese nützliche Maschine ward im Jahr 1780 von einem französischen Mechaniker angelegt. Vormals führten mit Bley eingefaßte Kanäle unter der Erde das Wasser aus dieser Maschine nach den Ställen, wo die Pferde damit getränkt wurden. Diese Kanäle sind aber nicht mehr vorhanden; daher sahen wir uns genöthigt, so lange sich das Hospital in der Solitüde befand, das Wasser täglich in Tonnen dahin schaffen zu lassen.

Der Aufenthalt in der Solitüde wird durch die herrlichen Spatziergänge, freundlichen Boskets, Alleen, mannichfaltigen Anlagen, und die daran stoßenden Waldungen, in welchem ein Ueberfluß von Wild hauset, sehr angenehm gemacht. Man findet hier ganze Heerden von Hirschen, Rehen, wilden Schweinen, und anderm Hoch-Wilde.

Zu den Anlagen der Solitüde gehört auch eine große Obstbaum-Schule, die mehr als funfzig Tausend junge Stämme sowohl von Kern- als Stein-Obst enthält. Die Oberaufsicht darüber führt der Hof-Gärtner Amermüller, der mit unermüdlichem Eifer gründliche Kenntnisse des Landbaues und der Garten-Kunst verbindet. Er hält dafür, daß die Höhe und etwas abschüssige Lage des Terrains dieser Baum-Schule viel dazu beyträgt, daß die jungen Stämme abgehärtet und zum bessern Fortkommen

in andern, vorzüglich niedrigern Gegenden tauglich gemacht werden.

Am untern Ende der Baum-Schule, am Abhange der Erhöhung, auf welcher sie liegt, entspringt mit einem dichten Buchenwäldchen eine kleine Quelle, deren Wasser unaufhörlich aus dem Felsen springt, und eine liebliche Frische rund umher verbreitet, welche dem Rasen ein höheres Grün giebt, und die Vegetation außerordentlich begünstigt. Dieses Wasser ist hell, klar, sehr kalt und angenehm von Geschmack.

Ungefähr eine viertel Meile von der Solitüde entfernt, sieht man zwey beträchtliche Seen, von welchen der eine der Bären- und der andere der Mönchs-See heißt. Der erste hat seinen Namen von einigen Bären, die man vor alten Zeiten in dieser Gegend geschossen hat. Um diesen merkwürdigen Vorfall im Andenken zu erhalten, hat man auf einer Anhöhe am Ufer des Sees ein kleines niedliches Jagdhaus erbauet, an welchem zwey Bären, in Stein gehauen, angebracht sind. Dieser See ist sehr groß, von schönen Waldungen umgeben, und äußerst fischreich. Wilde Enten und Wasser-Hühner halten sich in Menge an seinen Ufern auf.

Der Mönchs-See ist von jenem ungefähr eine halbe viertel Meile entfernt; seine Benennung verdankt er einem sonst in der Nähe gelegenen Mönchs-Kloster. Dieser See, der von noch größerm Umfange als der Bä-

ren-See ist, stehet durch unterirdische Kanäle mit einem großen, vor Stuttgard belegenen Wasserbecken in Verbindung. Man nennt es den Feuer-See, weil bey Feuersbrünsten die Schleusen desselben aufgezogen werden; wo denn das Wasser in großer Menge sich in mehreren, in allen Vierteln der Stadt dazu bestimmten Behältern sammlet, und so zur Löschung des Brandes dienen kann.

Das Dorf Gerlingen, eine kleine halbe Meile von der Solitüde entfernt, und nach Nord-Westen belegen, bietet einen angenehmen Spatziergang dar, der zugleich ein eigenthümliches Interesse für den Mineralogen hat. Der Weg dahin führt durch Sandstein-Felsen, und durchschneidet nachher Hügel von Gyps- und Thon-Schiefer; in dem Letztern wechseln sich rothbraune und berggrüne Lagen ab, ungefähr wie in dem gestreiften sibirischen Jaspis. Der Gyps hat mehrere Varietäten: bald ist er gestreift, bald ungleich krystallisirt; überdieß ist er vielfarbig: man findet weißen, gelblichen, röthlichen, u. s. w. Etwas vom Wege abgelegen, sieht man offene Steinbrüche, und auf dem Bergrücken ist eine Mühle erbaut, auf welcher jenes Fossil geschnitten wird.

Man findet in den Umgebungen der Solitüde noch mehrere schöne Aussichten, deren umständliche Beschreibungen mich zu weit führen würden. Ich will nur noch etwas über Hohenheim hinzufügen.

Als sich der Herzog Carl nicht mehr in der Solitüde

gefiel, ließ er Hohenheim erbauen, welches ungefähr drey Meilen davon entfernt ist. Man findet hier ein schönes Schloß und einige andere Gebäude; vorzüglich aber hat der vortreffliche englische Garten Hohenheim berühmt gemacht. Er ist in dem geläutertsten Geschmack angelegt, und bietet die mannichfaltigsten Ansichten in großer Menge dar. Andern Freunden des Schönen muß es genügen, in ihren Kabinetern die vorzüglichsten Kunst-Denkmähler Italiens durch den Grabstichel vervielfältigt zu besitzen; der Herzog Carl aber hat eine beträchtliche Anzahl derselben in diesem Garten nachbilden lassen. Es liegt dabey das Verhältniß von Vier zu Eins zum Grunde, so daß z. B. eine Säule den vierten Theil der Höhe und der übrigen Dimensionen zeigt, von welcher die Römer vortreffliche Ueberbleibsel hinterlassen haben.

Unter den verschiedenen Ansichten dieses Gartens sind nachstehende vorzüglich merkwürdig: Eine Ruine von dem sogenannten goldenen Hause des Nero; das Grabmahl des Cajus Sextus mit antiken Begräbniß-Gefäßen; der Sibyllen-Tempel; die Bäder Diocletians auf einem rieselnden Bache; ein Grabmahl mit verschiedenen andern römischen Monumenten; Katakomben in den Felsen gehauen; die römische Curia mit der Bildsäule Jupiters und folgender Inschrift am Frontispiz:

S. P. Q. R.

Legum Custodiae, Patriae Fulcrum.

Man bemerkt ferner eine Einsiedeley, mit einem Grabstein, auf welchem man eine sehr sinnreiche deutsche Inschrift lieset, die den Herzog Carl selbst zum Verfasser hat; eine gothische Kirche mit gemalten Fenster-Scheiben; einen Wasserfall, der sich von einer beträchtlichen Höhe über Felsen herabstürzt; ein befestigtes Schloß mit einer Zugbrücke, und einem Burgverließ; eine Mühle; ein Dorf mit Bauerhütten, und endlich Ruinen einer Wasserleitung, welche über Arkaden, die aufeinandergethürmt sind, hinwegströmt u. s. w.

Zwischen diesen verschiedenen Ansichten findet man Pflanzungen größtentheils ausländischer Bäume, durch welche Fußsteige, mit Blumen eingefaßt, führen. Hier ist dem Herzog Carl eine Statue von Bronze errichtet, die der Herzog Ludwig im Jahr 1795 setzen ließ. Der Flächen-Raum dieses Gartens ist nicht groß; man durchwandelt ihn jedoch vier bis fünf Stunden, ohne dieß zu bemerken, und muß seine Zeit noch mit Sparsamkeit anwenden, wenn man alles sehen will. Ueberall zeigt sich viel Kunst, Fertigkeit und eine gewisse Kühnheit im Ausdruck; alles trägt ein alterthümliches Gepräge. — Die Idee, welche der Herzog Carl beym Entwurfe des Plans zu dem Garten zum Grunde legte, ist höchst sinnreich. Er nimmt an, daß eine Kolonie, die nicht weiß, wo sie sich niederlassen soll, in diesen Gegenden die Ruinen einer römischen Niederlassung findet, und diese zur Anlegung ihrer Wohnungen benutzt.

So hat dieser Fluß zugleich den Besuchern seines Gartens Veranlassung gegeben, ihre Phantasie angenehm zu beschäftigen, und der römischen Alterthümer zu gedenken. Es ist nur zu bedauren, daß diese Anlagen, da sie nicht unterhalten werden, in Verfall zu gerathen drohen.

Am Schlusse dieses Briefes muß ich Ihnen, mein Herr, noch die Bemerkung mittheilen, daß der berühmte Paracelsus aus Hohenheim gebürtig war, und daß dieses Landgut ursprünglich seiner Familie gehörte. Bekanntlich war sein eigentlicher Name Bombast von Hohenheim, den er, wie es im sechszehnten Jahrhundert gebräuchlich war, in Paracelsus übersetzte. Der letztere Name ist eigentlich aus zwey Worten, einem Griechischen und einem Lateinischen zusammengesetzt, und bedeutet Hohenheim.

Vierter Brief.

Nachrichten von dem in der Solitüde angelegten Militair-Hospital. — Reine Luft, die man dort athmet; — geringe Mortalität. — Krankheiten, welche im November und December dort herrschten. — Epidemische Nerven-Fieber im Januar und Februar 1806. — Ursprung, Beschreibung und Verlauf dieses Uebels. — Merkwürdige Symptomen derselben. — Beweis, daß diese Krankheit ansteckend ist. — Tod des Doktors Dörner und eines Lieferanten bey diesem Hospital.

Solitüde.

Jetzt will ich versuchen, Ihnen, mein Herr, von dem französischen Militair-Hospital und von den Krankheiten, die hier während der Feldzüge 1805 und 1806 geherrscht haben, einen Begriff zu machen.

Schon früher habe ich Ihnen gemeldet, daß das Hospital in dem weitläuftigen Stall-Gebäude seinen Platz gefunden hat. Die Krankenbetten sind auf beiden Seiten des Saals, in den vormaligen Pferde-Ställen, aufgestellt. So hat jeder Kranke, so zu sagen, sein besonderes Zimmer, und ist von seinem Nachbar

durch den oben erwähnten kleinen Verschlag getrennt. Die Säle sind hoch, von beiden Seiten erleuchtet, sehr geräumig, etwas schmal, aber sehr lang; der große Saal kann zwey hundert Kranke fassen; eine Rotunde theilt ihn in zwey Hälften, in deren Mitte vier Bassins angebracht sind, in welchen sich vormals das durch die oben beschriebenen unterirdischen Kanäle herbeygeführte Wasser sammlete. Jene Rotunde gewährt einen vortrefflichen Anblick.

Das in der Solitüde verlegte Hospital gehört zu den am besten organisirten. Im Rücken der Armee und in einem höchst quellenreichen Lande angelegt, welches überdieß die Truppen nur im Durchmarsch passiren, fehlt es natürlich an keinem Bedürfniß. Wirklich sorgt auch Stuttgard sowohl für Nahrungsmittel, als Arzeneyen; indem dazu qualificirte Personen dieses Geschäft übernommen haben. Sogar die Krankenwärter, und übrigen zur Bedienung erforderlichen Personen, sind mit in Entreprise genommen. Eine Wirtembergische Wache von sechszehn bis zwanzig Mann unter dem Kommando eines Lieutenants ist hier in Garnison, um die Ordnung zu erhalten.

Die Solitüde bietet zur Anlegung eines Hospitals ein sehr schickliches Lokal dar. Da sie auf einer ziemlich bedeutenden Anhöhe liegt, so ist die Luft, welche man hier athmet, ein wenig scharf, aber sehr rein, und mithin der Gesundheit zuträglich. Die Alleen, Gebüsche und benachbarten Waldungen geben dem Ge-

nesenden Gelegenheit zu angenehmen Spatziergängen. So sehr daher auch in den Monaten November und December 1805 das Hospital mit Kranken angefüllt war, so war doch die Mortalität sehr unbeträchtlich. Von fünf hundert ein und neunzig Kranken, die in diesen zwey Monaten hieher gebracht wurden, haben wir nur dreyzehn, theils an Fiebern, theils an ihren Wunden verloren.

Die häufigsten damals herrschenden Krankheiten waren Brust-Beschwerden, Katarrhe, eingewurzelte und hartnäckige Husten, Lungen-Entzündungen, und rheumatische Beschwerden; auch gab es Schwindsuchten, Wassersuchten, Skorbut, und intermittirende Fieber.

Erst in den Monaten Januar und Februar 1806 fingen die Nerven-Fieber, bösartigen Ruhren, und andere gefährliche Krankheiten an in unserm Hospital herrschend zu werden. Der Grundstoff dieser Uebel ward uns durch die russischen und österreichischen Kriegs-Gefangene mitgetheilt, die uns in so großer Anzahl überliefert wurden, daß sie das ganze Hospital überschwemmten. Ich sah mich gezwungen, eine Reihe Betten mitten im Saale aufstellen, und oft zwey Kranken in ein Bette legen, auch wohl gar mehrere derselben auf Stroh betten zu lassen, weil es mir an den nöthigen Geräthschaften zu ihrer Unterbringung fehlte.

Diesen höchst unangenehmen Verhältnissen war die ansteckende Krankheit beyzumessen, die sich damals zu

äußern anfing, und aller angewandten Heilmittel ungeachtet, sehr schnell um sich griff. Uebrigens ist es eine Thatsache, und der erste Arzt der Armee, Herr Coste, hat sehr richtig bemerkt *), daß die Russen, in Hinsicht der Gesundheits-Pflege, eine Verfahrungsart haben, die uns beym Zusammentreffen mit ihnen in Betreff der Pflichten, zu welchem uns die Humanität auffordert, sehr behutsam machen muß. Wir können uns ihnen weder eben so unmittelbar noch so lange ohne Nachtheil nähern, als sie unter sich, so zu reden, in unmittelbarer Berührung leben können. Die Diätetik dieser Soldaten scheint ihre Constitution zu sehr lebhaften kräftigen Emanationen zu veranlassen, welche sie fähig machen, eine mit bösen Dünsten geschwängerte Luft einzuathmen, ohne nachtheilige Folgen davon zu empfinden. Denn man hat bemerkt, daß die Lichter, welche man Nachts in die Zimmer der russischen Gefangenen stellte, sogleich verloschen.

Die bey uns herrschende Krankheit fing gewöhnlich mit Schwindel, Kopfweh, Betäubung und Schwere in den Gliedern an. Der Kranke konnte nur mit Anstrengung athmen, hatte bleiche Lippen, und eine belegte Zunge. Diese erste Periode dauerte selten länger als zwey oder drey Tage; dann kam das Fieber

*) Siehe dessen Bemerkungen, über die bey der großen Armee in Deutschland angestellten Aerzte, die als Opfer ihrer Dienst-Treue gestorben sind. (Augsburg 1806. 8.)

zum Ausbruch. Der Puls ward schnell, aber klein, nervös und zusammengezogen. Der Paroxismus trat gewöhnlich zur Nachtzeit ein. Bey einigen Kranken zeigten sich die Schmerzen im Unterleibe, und die Diarrhoe schon zu Anfang der Krankheit; bey andern später. In der zweyten Periode ward die Zunge roth, dürr und trocken, so auch die Lippen, welche sich mit einer Rinde überzogen; die Haut war brennend und ausgetrocknet, der Kranke hatte unaufhörlichen Durst, gar keine Eßlust, schlief sehr unterbrochen, und lag in den ängstlichsten Träumen. Bey vielen nahm man krampfhafte Zuckungen in den Gesichtsmuskeln und Reißen in den Flechsen wahr. In der dritten Periode war die Abnahme der Kräfte allgemein, es erfolgte blutiger Stuhlgang, und sehr oft ein unvermutheter schneller Tod, der in der Regel sehr sanft war.

Brust-Beschwerden und Kopfweh waren gewöhnlich mit dieser Krankheit verbunden, und nahmen bey ihrem Fortschreiten zu. Mehrere Kranke hatten, neben der Diarrhoe, auch Erbrechen; bey andern ward, so bald die Krankheit ihren höchsten Grad erreicht hatte, die ganze Oberfläche des Körpers gelb, und sogar das Weiße im Auge zitronengelb. Diese starke Gelbsucht, welche etwas Aehnliches mit dem gelben Fieber hatte, war fast immer ein sehr böses Zeichen, und häufig ein Vorbote des nahen Todes.

Je schneller und lebhafter der Puls ging, je gefährlicher war die Krankheit. Denn der Puls war das

Haupt-Symptom, nach welchem sich der Grad der Intensität der Krankheit bestimmen ließ.

Ein allgemeines Zittern trat häufig dann ein, wenn die Krankheit ihren höchsten Grad erreicht hatte; nicht minder eine stete Bewegung der Hände. Die Erstarrung der Zunge, und ein unaufhörliches Erbrechen, waren immer sehr böse Symptomen.

Bey sehr vielen Kranken habe ich auch noch einen hirsenartigen Ausschlag auf der Brust, und andern Theilen des Körpers bemerkt.

Die Krankheit endete bey einigen früher, bey anderen später; bey manchen nach sieben oder acht Tagen, bey andern nach viel längerer Zeit. Bey sehr vielen widerstand ihr robuster Körper den stärksten Ausleerungen. Bedenkliche Symptome und Todes-Gefahr traten gewöhnlich am ein und zwanzigsten Tage ein.

Wenn der Kranke zu genesen anfing, war das erste gute Zeichen das Aufhören der Diarrhoe; die Zunge ward weicher, und wieder feucht; bey vielen zeigte sich auch ein Ausschlag auf den Lippen. Die Schmerzen im Unterleibe hörten auf, obgleich bey vielen Kopfweh und Brustschmerzen noch nicht nachließen. Allgemeine kritische Schweiße erleichterten die Kranken sehr; es fand sich Auswurf ein, der Puls war nicht mehr so gespannt, Eßlust und Kräfte fanden sich allmählig wieder ein. Die Schwere in den Gliedern hielt jedoch noch lange an, und die Genesung erfolgte in der Regel sehr langsam.

Was die Behandlung der Kranken anbetrifft, so befolgte ich dabey nachstehende Methode. Die Haupt-Indikation war unstreitig, die Kräfte zu erheben und zu unterstützen; doch habe ich zu Anfange der Krankheit, und so lange die Patienten an gastrischen Beschwerden litten, jederzeit Brechmittel mit gutem Erfolge angewendet; theils um den Magen auszuleeren, theils aber auch, um der ganzen Maschine eine wohlthätige Erschütterung zu geben.

Im Laufe der Krankheit und vorzüglich bey Abnahme der Kräfte, habe ich gefunden, daß flüchtige Reizmittel die besten Dienste thaten. Baldrian, Serpentaria, Kampher, Schwefel-Aether, Ammoniacum, Anisi und Opium waren diejenigen Mittel, die ich mit vorzüglichem Glück anwandte, und nach Lage der Sache veränderte. So lange noch Kräfte da waren, thaten auch stärkende Mittel, als China, Columbo-Wurzel, in Verbindung mit den vorher genannten, ersprießliche Dienste. Diese Arzneyen wandte ich auch an, wenn die Krankheit nachließ, und die Genesung guten Fortgang hatte.

Eins der vorzüglichsten Heilmittel war der Wein. Glücklicherweise fehlte er unserm Hospitale nicht. Ich war sogar von der Kriegs-Kommission in Stuttgard autorisirt, den Kranken, so oft ich es für gut fand, Wein-Suppen reichen zu lassen.

Die Krankheit, welche ich Ihnen, mein Herr, so eben geschildert habe, hat fast in allen Hospitälern der

Armee, und überall, wohin die Kriegs-Gefangenen gekommen sind, epidemisch geherrscht. In Göppingen, Canstatt, und an andern Orten, legte man Hospitäler im freyen Felde, in eigends dazu erbauten Baracken, an. Auf diese Weise konnte die Luft das Hospital ungehindert durchstreichen, und da alle Kommunikation mit den Stadt-Bewohnern gehemmt war, konnte den Fortschritten der Ansteckung bald ein Ziel gesetzt werden.

Ich habe in unserm Hospital die unzweydeutigsten Beweise von den ansteckenden Wirkungen dieser Krankheit gesehen. Die mehrsten Wundärzte, Apotheker und Employirte wurden mehr oder weniger damit befallen; ich war aber so glücklich, sie alle wieder herzustellen. Wir müssen allein den Tod des Doktors Dörner, eines jungen sehr geschickten Stuttgarder Arztes bedauren, der damals in Requisition gesetzt ward, um mich bey der in dieser Epoche sehr beschwerlichen Behandlung der Kranken zu unterstützen; nicht minder den Verlust eines Lieferanten des Hospitals, Herrn Häring, eines Kaufmanns in Stuttgard.

In Betreff des Doktors Dörner muß ich bemerken, daß er ein eifriger Anhänger des Brownschen Systems war. Dem zufolge machte er, um sich vor der Ansteckung zu sichern, einen steten Gebrauch von geistigen Mitteln, von Wein, und andern reizenden Potenzen. Da er dieses jedoch im Uebermaaß that, so gerieth er dadurch bald in einen Zustand der Uebereizung oder Hypersthenie, der ihn sehr natürlich zur in-

direkten Asthenie führte, wodurch er empfänglicher für die Ansteckung ward. Die wirksamsten Mittel wurden zu seiner Herstellung angewandt; die berühmtesten Stuttgarder Aerzte wurden gerufen und zu Rathe gezogen; allein nichts konnte den tödtlichen Streich abwehren, der ihn am vierzehnten Tage der Krankheit hinraffte. Er starb am sechsten Februar neun und zwanzig Jahr alt, und hinterließ eine schwangere Frau und drey Kinder. Der König von Wirtemberg, der den Tod dieses Arztes bedauerte, bewilligte seiner Wittwe eine Pension.

Herr Häring hatte eine nicht robuste Constitution, eine schwache Brust, und war schon mehrmals gefährlich krank gewesen. Er war so unüberlegt, selbst die Kranken-Säle zu besuchen, und bey Vertheilung der Speisen gegenwärtig zu seyn. Dieß zog ihm sogleich die Ansteckung zu. Seine Krankheit fing mit Convulsionen des ganzen Körpers, stechenden Schmerzen im Kopfe und im Rücken an; da er sich aber den Tag darauf viel besser befand, und bey vollem Bewußtseyn war, verlangte er zu seiner Familie nach Stuttgard gebracht zu werden. Man wollte ihn aber nicht zum Stadt-Thore hinein lassen, weil sich das Gerücht verbreitet hatte, daß das gelbe Fieber in der Solitüde graſſire. Er bat inständigst aber vergeblich um den Einlaß, und mußte, nachdem er zwey Stunden gewartet hatte, nach der Solitüde zurückkehren. Dieß wirkte sehr nachtheilig auf seine Phantasie; er fing an zu deliri-

ren, und die Krankheit nahm eine unglückliche Wendung. Er erlebte nur den zehnten Tag.

Jenes Uebel befiel auch den Krankenwärter und andere Bedienten; am heftigsten aber den Todten-Gräber. Die mehrsten Krankenwärter, die ich im Hospital hatte, wurden geheilt; diejenigen hingegen, welche in ihre Heimath gingen, (die mehrsten waren Bauern aus der Nachbarschaft) starben; da unwissende Barbiere sie mit Purganzen und Aderlassen bestürmten.

Im Ganzen genommen war bey uns nach Verhältniß die Sterblichkeit nicht so groß, als in den übrigen Hospitälern der Armee. Alle diejenigen, deren Körper nicht durch frühere Ausschweifungen vorherige Krankheiten oder außerordentliche Anstrengungen, erschöpft war, und die noch nicht zu hohes Alter erreicht, mithin Kraft genug hatten, dem zerstörenden Gifte der Krankheit zu widerstehen, konnten beynahe mit Gewißheit darauf rechnen, bey der oben beschriebenen Behandlung zu genesen.

Fünfter Brief.

Mittel, welche angewandt wurden, um der Ansteckung zuvorzukommen, und ihre weitere Verbreitung zu hindern. — Nothwendigkeit eines freyen Luftdurchzuges. — Unzulänglichkeit und nachtheilige Wirkung der Essigdämpfe und des Räucherns mit harzigen Substanzen. — Nützliche Anwendung der Guyton-Morweauschen Methode. — Herrschende Krankheiten im Frühjahr und Sommer 1806. — Bemerkungen über die intermittirenden Fieber. — Die geistige Tinktur aus der Digitalis purpurea wird dabey mit Nutzen angewandt. — Ihr Einfluß auf den Puls. — Nachricht von den im Sommer 1806 bey der großen Armee vorgenommenen Impfungen der Kuhpocken.

Solitüde....

Nichts ist wirksamer zur Verhütung und Hemmung der Ansteckung, als Reinlichkeit und ungehinderter Zugang der freyen Luft. Man kann diese beiden Erfordernisse den Kranken und ihren Wärtern nicht genug empfehlen. Die Letztern haben häufig die üble Gewohnheit, die unreinen Abgänge mit Sand zu bedecken, welches sehr gefährlich ist. Denn der Staub, welcher

beym Auskehren davon aufsteigt, ist den Kranken höchst nachtheilig, und die unter dem Sande verborgenen Unreinigkeiten gewinnen Zeit, in Fäulniß zu gerathen, und verbreiten so die Ansteckung durch das ganze Zimmer. Um die Reinlichkeit zu erhalten, muß man oft mit dem Stroh der Lagerstätten wechseln; denn die Miasmen hängen sich bekanntlich sehr leicht an wollene Zeuge, und ihre Reinigung ist mit Schwierigkeiten verbunden.

Das beste Mittel, der nachtheiligen Wirkung der üblen Ausdünstungen in den Kranken-Stuben abzuhelfen, ist die Bewirkung eines freyen Luftzuges, vermöge dessen die in den Krankenzimmern befindliche Luft heraus- und die äußere hinein strömen kann.

Das Räuchern mit harzigen wohlriechenden Substanzen ist unnütz, oder vielmehr gar nachtheilig, weil es nur die ansteckenden Miasmen einwickelt, ohne sie zu zerstören. Dasselbe ist bey den Essigdämpfen der Fall, die nach neueren Wahrnehmungen die Luft eher verschlechtern, als verbessern, ohne einmal des Nachtheils der Feuchtigkeit zu gedenken, die sie in den Krankenzimmern verbreiten. Das einzige Mittel zur Reinigung der Luft, und zur Vernichtung der Miasmen ist das Räuchern mit dem Acido muriatico nach Guyton-Morweaus Methode. Ich habe immer davon Gebrauch gemacht, und gefunden, daß nur wenig Kranke davon Beschwerden empfanden. Bloß die Schwindsüchtigen und diejenigen,

welche an Brust-Beschwerden litten, husteten stärker danach.

Außer diesen Räucherungen wandte ich noch die Vorsichts-Maaßregel an, auf einem großen vom Hospitale weit entlegenen Platze alle Habseligkeiten der an der Epidemie gestorbenen Kranken, und ihre Strohlager verbrennen zu lassen. Bey dieser Veranlassung bemerkte ich, daß diejenigen, welche jene Effekten behufs der Verbrennung fortschafften, von derselben Krankheit befallen wurden.

Ich kenne kein besseres Vorbauungs-Mittel gegen dieses Uebel, als Mäßigkeit im Essen und Trinken, und Vermeidung aller Ausbrüche von Leidenschaftlichkeit? — Guter alter Wein, Punsch, angenehmer Umgang, mäßige Arbeit, körperliche Bewegung, und vorzüglich guter Muth, sind Dinge, die man nicht vernachlässigen darf; denn ich habe bemerkt, daß die Furchtsamen und Niedergeschlagenen zuerst erkrankten, und fast immer starben. Ich bin überzeugt, daß ich diesen Mitteln und ihrer ununterbrochenen Anwendung die Erhaltung meiner Gesundheit mitten unter Kranken verdanke.

In den Monaten Januar und Februar 1806 herrschte diese Krankheit am mehrsten; gegen das Frühjahr ließ sie allmählig nach, und hörte endlich auf, epidemisch zu seyn.

Während der Monate März, April und May, waren die intermittirenden Fieber sehr häufig. Militair-Personen sind überhaupt diesen Fiebern mehr als an-

dere ausgesetzt. Viele Ursachen können dazu beytragen; z. B. die von diesem Stande unzertrennlichen Anstrengungen, Entbehrungen aller Art, schlechte Nahrungsmittel, ungünstige Witterung, Uebergang aus einem Clima ins andere, vorzüglich ungesundere u. s. w. Personen von schwacher Constitution und großer Reizbarkeit werden leicht davon befallen, nicht minder diejenigen, welche eine ausschweifende Lebensart führen, oder sich dem Trunke ergeben, dem Gram überlassen, oder endlich auch solche, die an feuchten und sumpfigten Oertern verweilen müssen.

Sehr oft sind diese Fieber in den Lägern und Hospitälern epidemisch. Diejenigen, die im Frühjahr herrschen, sind gewöhnlich von kurzer Dauer, nicht gefährlich, und können durch wenige Arzeney gehoben werden. Dagegen treten bey den Fiebern, die im Herbste grassiren, und die in der Regel hartnäckiger sind, sehr oft böse Symptomen ein.

Die China wird schon seit langer Zeit als ein specifisches Mittel gegen diese Krankheiten angesehen, und zeigt sich auch wirklich ihres guten Rufs würdig. Ihre Wirksamkeit ist ihrer zusammenziehenden und excitirenden Eigenschaft zuzuschreiben, vermöge welcher sie auf den ganzen Körper, vorzüglich aber auf die Verdauungs-Werkzeuge, bedeutenden Einfluß äußert. Die einfachen, sporadischen und intermittirenden Fieber können während der ersten acht Anfälle bey einer regelmäßigen Diät der Natur überlassen werden. En-

demische und epidemische Fieber hingegen muß man so bald als möglich, das heißt zwischen dem dritten und vierten Paroxismus, zu unterdrücken suchen: denn je älter das Fieber ist, je hartnäckiger zeigt es sich.

Am besten giebt man die China fein gepülvert und in gutem Wein aufgelöst. Die Dosis muß natürlich nach der individuellen Konstitution des Kranken, seinem Alter und dem Typus der Krankheit verschieden seyn.

Man kann die Wirksamkeit der China dadurch erhöhen, daß man ihr andere Substanzen, als Zimmt, Baldrian, Serpentaria und Opium zusetzt. Neutrale Salze, wie einige Praktiker thun, der China beyzumischen, scheint mir zweckwidrig zu seyn, indem dadurch die Ausleerung durch den Stuhlgang zu sehr befördert wird. Im Allgemeinen sind Abführungsmittel bey intermittirenden Fiebern nicht nur ohne Nutzen, sondern sogar schädlich; denn sie schwächen den Kranken zu sehr; er genesct langsam, ist häufigen Rückfällen ausgesetzt, und muß zwey bis drey Monate im Hospital bleiben. — Die Speisen solcher Kranken müssen saftreich, nahrhaft und leicht verdaulich seyn; am zweckmäßigsten sind Nahrungsmittel aus dem Thierreiche. Man muß den Kranken Wein, oder gutes Bier zu trinken geben, und ihre Mahlzeiten so einrichten, daß zur Zeit des Paroxismus der Magen von Speisen geleert sey.

Im Fall, daß es an China fehlte, oder die vorrä-

thige verfälscht und von schlechter Beschaffenheit wäre, (wie dieß häufig bey der Armee und Militair-Hospitälern der Fall ist,) giebt es viele einheimische Pflanzen, welche man bey gewöhnlichen intermittirenden Fiebern mit Nutzen anwenden kann. Z. B. die Rinde von Weiden- und Kastanien-Bäumen, die Gentiana, den Wermuth, das kleine Centaurium, Trifolium fibrinum, und die mehrsten bittern aromatischen Pflanzen, die man mit zusammenziehenden und geistigen Vehikeln nehmen läßt.

Ich benutze diese Gelegenheit zur Bekanntmachung eines Mittels, welches ich zuerst bey der vorhin erwähnten Krankheit in dem Hospitale der Solitüde mit dem besten Erfolge anwandte. Es ist dieß die geistige Tinktur aus der Digitalis purpurea.

Diese Pflanze ist einheimisch und allgemein bekannt; man rechnet sie zu den Giftpflanzen, da die Erfahrung gelehrt hat, daß sie bey unvorsichtigem Gebrauche nachtheilige Wirkungen auf thierische Körper äußert. Dessen ungeachtet ist sie gleich vielen andern mit großem Nutzen gebrauchten Giftpflanzen in der Medizin angewandt worden. Ein englischer Arzt, Namens Withering, der über diese Pflanze eine kleine Schrift herausgegeben hat, zeigt, daß sie zur Heilung der Wassersucht sehr wirksam ist; andere Aerzte haben sie bald mit geringerm, bald mit größerm Erfolge in der Auszehrung und bey skrophulösen Krankheiten, sowohl gepülvert als infundirt angewandt; so viel

ich aber weiß, ist bey intermittirenden Fiebern bisher noch kein Gebrauch davon gemacht worden.

Ich habe dieses Mittel vorzüglich bey dreytägigem Fieber mit Nutzen gebraucht; bey Quartan-Fiebern blieb es dagegen ohne Wirkung.

Wenn die Krankheit gastrische Symptome zeigte, wie dieß häufig der Fall war, so gab ich immer zuerst ein Brechmittel, und ließ dann den Kranken zwey bis drey Tage bittere Ptisane trinken. Oft wich das Fieber dieser vorläufigen Behandlung; zeigte es sich aber hartnäckig, so gab ich die oben erwähnte Digitalis-Tinktur.

Die Wirkung, welche diese auf den Puls äußerte, war sehr merkwürdig. Sie bestand in einer bedeutenden Verminderung der Pulsschläge, bey welcher natürlich die Heftigkeit des Fiebers nachlassen mußte. Diese Bemerkung habe ich bey allen Kranken gemacht, die dieses Mittel gebrauchten. Der Puls, welcher oft in einer Minute hundert und mehreremale schlug, verminderte sich oft bis auf dreyßig und vierzig Schläge, so daß ich zuweilen nicht wagte, mit dem Gebrauche dieser Arzeney fortzufahren, sondern sie einige Tage aussetzen ließ.

Nach einem mehrtägigen Gebrauch der Digitalis-Tinktur merkte ich mit Vergnügen, daß die Fieber-Anfälle sich bedeutend verminderten; nach sieben oder acht Tagen fühlten die Patienten nur noch ein leises Frösteln im Rücken, was bald darauf ganz verschwand.

Es ist jedoch rathsam, den Kranken, ehe man ihn als ganz hergestellt ansieht, noch einige Tage bittere Extrakte nehmen zu lassen. Selten treten Rückfälle ein, und wenn dieß ja der Fall ist, so werden sie allein durch Unverdaulichkeit, Erkältung, oder andere Ursachen veranlaßt. Bey keinem Kranken habe ich die geringsten nachtheiligen Folgen von dem Gebrauch dieses Mittels bemerkt; daher es sehr verdient, die Aufmerksamkeit der ausübenden Aerzte auf sich zu ziehen.

Während des Sommers bemerkten wir einige remittirende und gallichte Fieber. Wir hatten auch Blattern-Kranke; hauptsächlich aber herrschten Skorbut, Auszehrungen, Wassersucht, und andere chronische Uebel; auch fehlte es nicht an Patienten, welche an der Krätze und an venerischen Krankheiten litten.

Gegen Ende des Sommers nahm die Zahl der Kranken bedeutend ab; und als das Hospital am achten Oktober 1806 aufgehoben ward, waren deren überhaupt nur noch vier und zwanzig vorhanden, die fast alle zum Dienst untauglich waren, und daher nach Frankreich transportirt wurden.

Ich weiß nicht, ob Sie, mein Herr, von der Impfung der Schutz-Blattern unterrichtet sind, welche im Sommer des Jahres 1806 bey der großen Armee vorgenommen wurden. In jedem Fall ist der Gegenstand zu wichtig, als daß ich ihn mit Stillschweigen übergehen könnte.

Schon seit langer Zeit bemerkte man, daß die Kin-

der-Blattern häufig in den Militair-Hospitälern sich zeigten, und daß besonders junge Konskribirte sie bekamen, deren Aeltern aus Sorglosigkeit oder Vorurtheil versäumt hatten, ihnen die Schutz-Blattern einimpfen zu lassen. Unsere Kunstgenossen, von einem edlen Eifer für das Wohl der Menschheit entflammt, bemühten sich aus allen Kräften, um die Armee an den wohlthätigen Folgen der Entdeckung der Vaccine Theil nehmen zu lassen. Die Marschälle zeigten ein besonderes Interesse daran; und in kurzer Zeit ward diese Operation mit vielen Militair-Personen, welche die Kinder-Blattern noch nicht gehabt hatten, vorgenommen, und sie dadurch vor dieser schrecklichen Krankheit bewahrt.

Das Mittel, dessen man sich zur schnellern Verbreitung und bessern Beförderung der Schutz-Blattern-Impfung bediente, war sehr glücklich gewählt, und verdient überall nachgeahmet zu werden. Man hatte nämlich in dem großen Militair-Hospital zu Passau, einen kleinen Saal ausschließlich dazu bestimmt, um zwey Soldaten von jedem Bataillon und jeder Eskadron die Schutz-Blattern daselbst einzuimpfen. Nachdem dieß mit gutem Erfolge geschehen war, kehrten sie zu ihren Corps zurück, und brachten, nebst dem eben über ihre Impfung aufgenommenen Protokoll, die Schutz-Blattern-Materie mit, welche nunmehr zur Impfung ihrer Kameraden angewandt ward. Noch vor der Mitte des Julius waren schon sieben hundert drey und funfzig Militair-Personen mit dem besten Erfolge vacci-

nirt. Man hat aber diese Operation auch noch mit sehr vielen anderen vorgenommen, bey welchen sie gar keine Wirkung geäußert, oder nur unächte Schutz-Blattern zur Folge gehabt hat. Der Grund hievon lag theils darin, daß manche Soldaten nicht wußten, ob sie in ihrer Kindheit die Blattern gehabt hatten, oder nicht? theils aber auch an der Operation selbst, die entweder nicht gehörig vorgenommen, oder zu welcher keine gute Blattern-Materie angewandt worden war.

Es wäre zu wünschen, daß ein Befehl bekannt gemacht würde, nach welchem kein Konskribirter, der nicht gewiß wüßte, daß er die Blattern gehabt hätte, bey seinem Korps angestellt werden dürfte, ohne sich dieser für das ganze übrige Leben so wichtigen Operation unterworfen zu haben.

Sechster Brief.

Malerische Lage von Würzburg. — Beschreibung dieser Stadt. — Die Main-Brücke. — Das Großherzogliche Schloß. — Die Gärten. — Die Dom-Kirche. — Die Springbrunnen. — Das Theater. — Die Universität. — Das Naturalien-Kabinet. — Das physikalische Kabinet. — Das große Julius-Hospital. — Beschreibung desselben. —

Würzburg im Oktober 1806.

Wenn man sich, von Bischoffsheim aus, Würzburg nähert, macht die schöne Gegend einen höchst angenehmen Eindruck, da man die mannigfaltigsten und entzückendsten Aussichten genießt. Von der Höhe der Chaussee übersieht man die in einer Vertiefung liegende Stadt in ihrem ganzen Umfange, mit ihren vielen Kirchen und Thürmen. Man sieht den Main, einen bedeutenden Fluß, der Würzburg durchströmt, und weiterhin das Kloster Zelle und die Abtey Schwartzach, die sehr anmuthig an seinen Ufern liegen. Rechts bewundert man die auf einem ziemlich hohen Berge liegende Citadelle, und im Hintergrunde des herrlichen Amphi-

theaters steigen Weinberge mit ihrem wohlthätigen Trauben-Reichthum empor.

Dieses Gemälde wird noch mannichfaltiger, wenn man, nachdem man die Vorstadt passirt hat, auf der großen Main-Brücke ankommt. Diese Brücke, welche Würzburgs-Bewohner als einen öffentlichen Spatziergang benutzen, ist von Stein so fest erbauet, daß sie der großen Ueberschwemmung von 1784 Widerstand leistete. Sie ist mit kolossalen Bildsäulen der Heiligen und Apostel geschmückt, deren jede in einer Nische stehet, die auf einem Felsen ruhet. Leider aber machen diese Statuen ihrem Verfertiger keine Ehre; sie belasten die Brücke, statt ihr zum Schmuck zu dienen.

Von der Main-Brücke hat man eine herrliche Aussicht. Von der einen Seite die Stadt, ihren Hafen, und die von Menschen wimmelnden Kais; auf der entgegengesetzten Seite die Vorstadt, hinter welcher sich der Calvar-Berg mit seinen zwölf Stationen erhebt.

Der Main ist hier sehr breit. Er ist mit Fahrzeugen aller Art bedeckt, und wenn man seinen Lauf über lachende Hügel und durch Frucht-Felder, die er bewässert, verfolgt, so ruht das Auge zuletzt oft auf dem Felsen aus, wo der vortreffliche Franken-Wein wächst, den die Deutschen Stein-Wein nennen.

Würzburg ist eine große, gut gebaute, befestigte Stadt; sie liegt im ehemaligen Bisthume dieses Namens, dessen Hauptort sie ist. Dieses Land, welches kurze Zeit zu Baiern gehörte, macht jetzt ein Groß-

Herzogthum aus, das dem Erzherzoge Ferdinand, Bruder des östreichischen Kaisers, gehört.

In der Stadt selbst ist das prächtige Schloß merkwürdig, welches die Residenz des Großherzogs ist, und sich durch seine geschmackvolle Bauart im neuen Styl auszeichnet. Es wird von einigen Kennern für ein Meisterstück der Baukunst gehalten. Der Bischoff Franz, Graf von Schönbrunn, legte im Jahr 1720 den Grundstein dazu. Zu den vorzüglichsten Kunstwerken in demselben gehört die große Haupt-Treppe, und ein treffliches Fresko-Gemälde, am Plafond des Korridors. Man sieht darauf die vier Erdtheile, die durch ihre in ihrem eigenthümlichen Kostume abgebildeten Einwohner, und die vorzüglichsten dort lebenden Thiere bezeichnet werden.

Dieses Schloß liegt frey, auf einem Platz von beträchtlichem Umfange, der auf beiden Seiten mit einem Halbzirkel von Gebäuden, und einem hohen Obelisk verziert ist, über welchem eine vergoldete Kugel schwebt. Es ist mit einem schönen Garten umgeben, der an die Befestigungs-Werke der Stadt stößt, und dessen Hintergrund sich stufenweise amphitheatralisch erhebt, und zuletzt auf einen Wall führt, wo man einer freundlichen, an Abwechselung reichen Aussicht über einen Theil der Stadt und ihrer Umgebungen genießt: dieser Garten steht bis neun Uhr Abends jedem Spaziergänger offen. Am mehrsten wird er jedoch Sonntags zwischen eilf und zwölf Uhr besucht, wo die schöne

Welt haufenweise hinströmt, um hier zu lustwandeln und hernach der Parade zuzusehen.

Würzburg hat viele Kirchen, Mönchs- und Nonnen-Klöster, von denen jedoch seit einigen Jahren mehrere aufgehoben worden sind; doch begegnet man auf den Straßen Ordensgeistlichen aller Art, Kapuzinern, Franziskanern, Bernhardinern und andern. Unter den Kirchen gebührt der erste Rang dem Dome, einem gothischen Gebäude, worin mehrere merkwürdige Denkmähler angetroffen werden, und dessen Seiten-Altäre mit schönen Gemälden prangen. Schade nur, daß diese Kirchen queer vor der Dom-Straße, einer der größesten und breitesten Würzburgs, liegt. Hierdurch wird die Aussicht beschränkt; da die große Main-Brücke gerade nach dem Schlosse führen würde, sieht man sich nun genöthigt, einen Umweg zu machen und links durch den gewölbten Gang eines Hauses zu gehen. Dieß ist um so unangenehmer, da hier eine der besuchtesten Gegenden der Stadt und stete Passage ist.

Die Straßen in Würzburg sind, mit Ausnahme weniger breiten und regelmäßigen, eng, und die Häuser großentheils schlecht gebaut, und nicht geräumig; doch giebt es Ausnahmen, und man findet auch weitläuftige, im besten Geschmack aufgeführte Gebäude. Man trifft auch herrliche Springbrunnen in Würzburg an. Vorzüglich zeichnet sich die Fontaine mit vier Röhren in der Dom-Straße, und die in der Karmeliter-Straße durch ihre zweckmäßige und zierliche Einrichtung aus.

Das Theater, welches erst seit einigen Jahren besteht, hat sein Lokal in einem Privat-Hause, das in zwey Hälften getheilt ist. Die eine, dem Eingange links, ist ein Kaffeehaus; zur Rechten tritt man in den Schauspiel-Saal. Die Würzburger kommen häufig hieher, da der hinter diesem Vergnügungs-Orte gelegene Garten zu Spatziergängen und Zusammenkünften viel Bequemlichkeit darbietet.

Die Würzburger Universität, die zu den berühmtern gehört, ist sehr alt; sie ward bereits 1591 vom Bischoff Julius gestiftet. Sie hat jedoch, seit Baiern dieses Land an den jetzigen Besitzer abtrat, viele ihrer berühmtesten Professoren verloren, und fängt an, in Verfall zu gerathen.

In dem Universitäts-Gebäude, das gleichfalls im gothischen Styl erbauet ist, ist die Bibliothek aufgestellt, die zwar zahlreich genug, aber in vielen Fächern der Gelehrsamkeit unvollständig ist.

In demselben Gebäude wird auch eine beträchtliche Sammlung von Naturalien und Merkwürdigkeiten aller Art aufbewahrt, welche die Universität von einem Professor kaufte, der sie mit großen Kosten auf seinen Reisen gesammelt hatte. Man sieht hier mancherley Gegenstände an Natur- und Kunst-Produkten beysammen; allein auch hier kann kein einziges Fach auf Vollständigkeit Anspruch machen. Am zahlreichsten ist die Mineralien-Sammlung, bey welcher Karstens System zum Grunde liegt. Sonst findet man hier noch

eine Münz-Sammlung, ein Herbarium, ein Sortiment sowohl einheimischer als ausländischer Hölzer; viele ausgestopfte Thiere, unter andern einen in Würzburg geschossenen Wolf; einen Vorrath von Amphibien und Fischen, die in Wein-Geist aufbewahret werden, u. s. w. Man zeigt hier ferner Gemälde, die aus Schmetterlings-Staub, und andern Bestandtheilen der Insekten zusammen gesetzt sind, Schaal-Thiere, Moose und Blätter, auf welche man größere und kleinere Vogelfedern befestigt hat, u. s. w. Die Letztern geben Gelegenheit, die Geschicklichkeit und vorzüglich die unermüdliche Geduld des Professors, der sie verfertigt hat, zu bewundern.

Nichts ist jedoch in Würzburg der aufmerksamsten Beachtung werther, als das große Julius-Hospital, das eins der schönsten Häuser dieser Stadt, und zugleich eins der vortrefflichsten Institute dieser Art ist. Seinen Namen verdankt es seinem Stifter, dem Fürst-Bischoff Julius, welcher es 1576 zu erbauen anfing. Der größte Theil desselben brannte im Jahr 1704 ab. Doch die Nachfolger des Stifters, die von denselben Gesinnungen des Wohlwollens gegen die leidende Menschheit geleitet wurden, ließen es wieder aufbauen, und beträchtlich erweitern. Erst 1791 ward unter der Regierung des Fürst-Bischoffs Franz Ludwig die herrliche Façade, die so große Wirkung thut, und die Bewunderung aller Reisenden erregt, vollendet. Das Lokal dieser musterhaften Anstalt ist sechs hundert sech-

zig Fuß lang, und fünfzig Fuß breit; es hat zwey Stockwerke und eine Reihe Dach-Stuben. Es liegt in einer Straße, die sich durch ihre Länge und Breite auszeichnet, und mit Bäumen, die im kraftvollsten Wachsthum stehen, besetzt ist, unter welchen die Bewohner Würzburgs lustwandeln. Die Lage dieses Hospitals ist glücklich gewählt; da es an einem Ende der Stadt liegt, so ist es der Sonne und dem freyen Durchstrome der Luft zugänglich.

Ueber dem Eingangs-Thor sieht man auf einem steinernen Basrelief Arme, Kranke, Greise und Kinder, um einen Baum gelagert. Rechts unter einem Baldachin ist der Stifter des Hospitals, der Fürst-Bischoff Julius, abgebildet, wie er mit dem Priester, dem Arzte, dem Wundarzte, und andern bey dem Hospitale angestellten Personen spricht, und sie aufzufordern scheint, den Unglücklichen Beystand zu leisten. In einiger Entfernung ist der Baumeister angebracht, der mit dem Finger auf das Gebäude zeigt, das er zu diesem Zweck errichtet hat. Unter diesem Gemälde steht folgende Inschrift mit vergoldeten Lettern:

Für Arme, Kranke, Preßhafte und Alte.

Dieses Hospital bildet ein nicht ganz regelmäßiges Viereck. Es hat ein Hinterhaus, das mit dem Vorderhause parallel läuft, und mit diesem durch Seiten-Flügel verbunden wird, die einen Hof einschließen, auf welchem zwey Springbrunnen befindlich sind. Das Hinter-Gebäude ist mit gewölbten Bogen-Gängen umge-

ben, unter welchen genesende Kranke der freyen Luft genießen können.

Dieses Hospital ist eigentlich eine mit der Universität verbundene Lehr-Anstalt. Zu ihr gehört ein sehr reichhaltiger botanischer Garten, in welchem die seltensten Gewächse gezogen werden, und mehrere Gebäude, deren eins zum Lokal für den Unterricht in der Botanik und Chemie, und das andere zum anatomischen Theater dient. Unweit des Letztern ist ein Thurm, den man den hydraulischen Thurm nennt, weil hier vermittelst eines Druckwerks und einer Pumpe, die das Wasser zu zwey und dreyßig Fuß hoch hebt, dasselbe in den botanischen Garten nach dem anatomischen Theater, und durch das ganze Hospital geführt wird.

Durch die Sorgfalt des Professors von Siebold, des Vaters, ward das klinische Institut gestiftet, dessen Organisations-Plan 1793 von dem jüngern Siebold bekannt gemacht ward. Im Jahr 1798 gab der Professor Thomann, den seitdem der Tod den Wissenschaften zu früh entriß, den ersten Band der Jahrbücher dieses Instituts heraus, in welchen man die merkwürdigsten hier beobachteten Krankheiten beschrieben findet. Vor einigen Jahren erschien der zweyte Band dieser Annalen in deutscher Sprache. Die in demselben gesammelten Beobachtungen rühren von den Zöglingen dieses Instituts her, welche damals unter Anleitung des Professors Thomann hier die Klinik studirten.

Auch ein Entbindungs-Haus, ein Institut für Geistesschwache und Wahnsinnige, nebst einem andern für epileptische Kranke, werden hier nicht vermißt. Personen, die an ansteckenden und unheilbaren Uebeln, an Krebsschäden und venerischen Krankheiten leiden, werden in dieses Hospital nicht aufgenommen. Die Kranken, welche man hier behandelt, sind Arme beider Geschlechter, Handwerks-Gesellen, männliche und weibliche Dienstboten u. s. w.

Die Kranken-Zimmer sind groß und schön; sie sind dreyzehn Fuß hoch, zwey und vierzig Fuß breit, und drey und dreyßig Fuß lang; sie werden sorgfältig gereinigt, und überhaupt herrscht hier die höchste Nettigkeit und Ordnung. Was man allenfalls an dieser Anstalt tadeln könnte, ist, daß die Kranken-Zimmer fast alle nicht nach der Straße, sondern nach den Höfen zu, und überdieß gegen Mitternacht liegen, so daß sie grossentheils der wohlthätigen Sonnenwärme entbehren müssen. — In den mehrsten Kranken-Zimmern stehen acht bis zwölf Betten, gewöhnlich in zwey Reihen, so daß man sie bequem umgehen, und von drey Seiten dazu kommen kann. Es giebt jedoch auch kleinere Zimmer, wo nur ein einziges Bette stehet. Zur Seite jedes Bettes ist ein kleiner Nachttisch angebracht, worauf die Arzeneyen und Nahrungsmittel des Kranken gestellt werden. Ueberdieß ist an der Lagerstätte jedes Kranken ein schwarzes Täfelchen befestigt, auf welchem der Name des Patienten, die Krankheit,

an welcher er leidet, und die Verordnung des Arztes zu lesen ist.

Zwischen den Fensterkreuzen ist in jedem Zimmer eine Laterne und über diesen eine blecherne Röhre angebracht, durch welche der Rauch ausgeführt wird. Die Heizung wird im Winter vermittelst gegossener Oefen bewirkt; überall sind Thermometer zur Abmessung des erforderlichen Wärme-Grades vorhanden; auch an Ventilatoren fehlt es nicht. Die Kommoditäten sind den Zimmern seitwärts in den Vor-Sälen angebracht, welche Ausgänge nach dem Hofe zu haben, um die Reinigung und Ausleerung derselben ohne Störung der Kranken bewirken zu können.

Ich habe das Julius-Hospital, Ihnen mein Herr, etwas umständlich beschrieben. Ich habe aber geglaubt, daß es Sie interessiren würde, mit einem Institut genauer bekannt zu werden, dessen Einrichtung für musterhaft gilt. Es ist auch nicht zu leugnen, daß, wenn alle Hospitäler gleich diesem organisirt werden könnten, man höchst wahrscheinlich weit weniger Schlachtopfer des Todes zu betrauern haben würde.

Siebenter Brief.

Reise von Würzburg nach Lüneburg. — Hanau. — Frankfurt. — Marburg. — Cassel. — Beschreibung dieser Stadt. — Merkwürdiges Echo auf dem Königsplatz. — Herrliche Aussicht auf dem Friedrichsplatz. — Das Museum Friedericianum. — Das alte Schloß. — Der Weißenstein. — Die französischen Truppen besetzen Cassel. — Münden. — Göttingen. — Eimbeck. — Hannover. — Details über diese Stadt. — Monument, welches Leibnitz errichtet worden. — Das Königliche Schloß. — Die Thierarzney-Schule. — Ehrhardts Grabmahl. — Umliegende Gegend. — Der Garten zu Herrenhausen. — Hof-Gärtner Wendland. — Zelle. — Monument der Königin Caroline Mathilde. — Lüneburger Heide. —

Lüneburg im November 1806.

Da ich beym achten Corps der großen Armee, welches der Marschall Mortier kommandirt, angestellt worden bin, so hat man mir die Oberaufsicht über das in dieser Stadt angelegte Hospital übertragen. Ehe ich Ihnen jedoch von diesem Institut und die Merkwür-

digkeiten Lüneburgs Nachricht gebe, will ich Ihnen zuvor in diesem Briefe einige Bemerkungen mittheilen, die ich auf meiner Reise durch das Hessische und Hanöversche gesammelt habe.

Ich sage Ihnen nichts von dem berühmten Spessardtwalde, dessen Länge sechs Meilen beträgt, und den man auf der Reise von Würzburg nach Frankfurt passirt; auch nichts von Aschaffenburg, welches eine sehr angenehme Lage und ein wohlgebautes Schloß hat. Hanau ist eine kleine befestigte Stadt, die anderthalb Meilen von Frankfurt in der Wetterau liegt; auch sie zeichnet sich durch gute Bauart und durch ein großes Schloß aus. — Seit einigen Jahren hat ein geschickter Mineralog, Namens Leonhard, hier ein Komptoir für den Tausch von Mineralien angelegt, wodurch er den Freunden dieses interessanten Zweiges der Natur-Geschichte sehr nützlich wird. Auch als Schriftsteller hat er sich durch mehrere Werke, vorzüglich durch eine mineralogische Topographie, bekannt gemacht.

Sie kennen Frankfurt, mein Herr, und wissen, daß es eine große Handlung treibende Stadt ist, die am Main liegt, der sie von ihrer Vorstadt Sachsenhausen trennt. Sonst gab die Wahl und die Krönung eines deutschen Kaisers, die hier Statt fanden, Frankfurt ein eigenthümliches Interesse. Jetzt ist hier die Residenz des Fürsten Primas, der sich unablässig bemüht, sie zu erweitern, und zu verschönern. Man zählt hier ungefähr fünf und vierzig Tausend Einwohner, unter welchen

viele Juden sind. Die Mehrzahl der Häuser in dieser Stadt ist im alten Styl erbauet; man findet indeß in den Hauptstraßen prächtige Häuser und große Hotels. Das Rathhaus, der Römer genannt, ist ein gothisches Gebäude, an dessen vordern Façade Bogengänge entlang laufen, unter welchen während der Messe Kramläden eröffnet werden.

Das Frankfurter Theater genießt einer gewissen Celebrität. Unweit desselben findet man einen hübschen schattenreichen Spaziergang.

Da ich mich in Friedberg, Butzbach, Gießen und Marburg nicht verweilt habe, so weiß ich über diese Städte wenig zu sagen. Im Ganzen ist Hessen ein vortreffliches, fruchtbares und fleißig angebautes Land. Bey Butzbach sind die Wege abscheulich. — Marburg ist auf eine höchst seltsame Weise angelegt: die Stadt ist rund um einen Hügel erbauet, auf dessen Spitze ein altes Schloß stehet, in welchem vor alten Zeiten die Landgrafen von Hessen residirten. Auf der Gallerie dieses Schlosses muß man eine sehr weite Aussicht über die ganze umliegende Gegend haben.

Cassel, die Haupt-Stadt von Hessen, ist eine von Deutschlands schönsten Städten. Ihre Bevölkerung schätzt man auf ungefähr dreyßig Tausend Einwohner. Man theilt sie in die Alt- und Neustadt, welche durch einen Fluß, die Fulda genannt, getrennt werden. Vermittelst einer steinernen Brücke, die 1794 erbauet ward, kommt man aus der Alt- in die Neustadt.

Die Letztere ist im Ganzen wohl gebauet, und gut gepflastert; die Straßen sind hier breit, und regelmäßig durchschnitten; es fehlt nicht an ausgezeichnet schönen Häusern, und eben so wenig an freyen Plätzen von bedeutendem Umfange, die eben so viel zur Verschönerung der Stadt, als zur Erhaltung der Gesundheit der Einwohner beytragen.

Vorzüglich sehenswerth ist der Königsplatz: er ist rund, und wird durch ein vielsylbiges Echo merkwürdig, das sechsmal die letzten Sylben wiederholt; um es jedoch deutlich zu hören, muß man seinen Standpunkt auf der Mitte des Platzes nehmen. — Der Friedrichs-Platz zieht die Aufmerksamkeit der Fremden durch die herrliche Aussicht auf sich, die man hier genießt; man überschaut einen großen Theil der Stadt und der umliegenden Gegend, und sieht sechs Meilen ins Land hinein. Dieser Platz ist mit der Statue des Landgrafen Friedrich aus weißem Marmor und einem wohlgebauten Pallast geschmückt, der in dem Jahrzehend von 1769 bis 1779 erbauet wurde, und dessen Haupt-Façade zwey hundert neunzig Fuß lang, und mit einem Frontispiz von ionischen, fünf und dreyßig Fuß hohen Säulen verziert ist. Dieser Pallast ist das Museum Friedericianum; man lieset diese Benennung in großen vergoldeten Buchstaben über dem Eingang. Hier findet man ein Kabinet von Naturalien und andern Seltenheiten, ein Antiken- und Münz-Kabinet, die Bibliothek, das Observatorium u. s. w. beysammen.

Doch entsprechen die hier gesammelten Merkwürdigkeiten nicht ganz der äußern Pracht des Gebäudes, in welchem sie aufbewahret werden. Gleichwohl fehlt es nicht an erwähnenswerthen Merkwürdigkeiten, wohin z. B. ein ausgestopfter Elephant gehört, der in den Jahren 1773 bis 1780 in Cassel lebte, und zwey gleichfalls junge ausgestopfte Leoparden, die hier zur Welt gekommen sind. Ich muß auch noch der Sammlung von Nachbildungen römischer Denkmähler und Gebäuden in Korkholz gedenken. Sonst findet man hier auch noch Statuen, Büsten, Basreliefs, Mosaike, Kameen, Münzen, Modelle, u. s. w. — Die Bibliothek ist in einem geräumigen Saale aufgestellt, und mehr als funfzig Tausend Bände stark. In einem andern Zimmer findet man die Abbildungen aller Regenten dieses Landes mit ihren Gemahlinnen in Wachs, so kostümirt, wie es in den Zeitaltern, worin sie lebten, Mode war.

Das alte Schloß liegt nicht weit vom Exercirplatze. Es war vormals mit Gräben und Fortifikationen umgeben, die man aber geschleift und in Spatziergänge verwandelt hat. Bey dem Schlosse ist ein schöner englischer Garten, worin die Orangerie und der Marmor-Saal gesehen zu werden verdienen.

Die Umgebungen von Cassel besitzen seltene Vorzüge. Die Wilhelmshöhe, oder der Weißenstein, eine halbe Meile von der Stadt, ist eine herrliche Anlage, und im Sommer der anziehendste Spatziergang, den man sich nur denken kann. Ein Lustschloß, und

mehrere englische Gärten ziehen hier die Aufmerksamkeit des Beobachters auf sich.

Die Berge in Hessen bieten Veranlassung zu interessanten Untersuchungen dar. Mehrere Naturforscher behaupten, daß sie vulkanische Eigenschaften besäßen; vorzüglich mißt man diese dem Weißenstein bey, weil man hier Substanzen findet, die den Produkten des Vesuvs ähnlich sind. Es scheint jedoch, als ob diese Felsmassen aus Basalt und Wacken zusammengesetzt wären, welche Bestandtheile man an mehrern andern Orten, z. B. am Rheinufer bey Andernach, auf dem Harze, in Böhmen, in Auvergne, in den Alpen u. s. w. findet.

In gewisser Rücksicht kann man Cassel als die Demarkations-Linie zwischen Süd- und Nord-Deutschland ansehen. Ueber dieser Stadt hinaus ist die Verschiedenheit des Klimas, selbst im Vergleich mit Hamburg, schon sehr auffallend.

In den ersten Tagen des Novembers ward Cassel und ganz Hessen von französischen Truppen besetzt. Zugleicher Zeit rückte von einer andern Seite her der König von Holland mit einer beträchtlichen Armee ein. Die hessischen Truppen wurden entwaffnet, und zu Kriegsgefangenen gemacht. —

Hinter Cassel geht die Chaussee den Berg heran; man verläßt bald das hessische Gebiet, und betritt das Hannöversche. Die erste Stadt, die man antrifft, ist Münden, zwey Meilen von Cassel. Sie hat eine reizen-

de Lage am Zusammenfluß der Fulda und Werra, deren Vereinigung hier die Weser, einen schiffbaren und für die Handlung sehr wichtigen Strom, bildet.

Göttingen empfiehlt sich gar nicht durch sein Aeußeres; es ist schmutzig und schlecht gepflastert. Es verdankt seinen Ruhm der berühmten Universität, die hier im Jahr 1734 von dem Könige von Groß-Brittanien Georg dem Zweyten angelegt wurde. Noch jetzt zählt sie unter ihren Professoren viele berühmte Gelehrte, als Blumenbach, Richter, Ostander u. s. w. Die Universitäts-Bibliothek ist eine der zahlreichsten und vollständigsten in ganz Europa. Der botanische Garten ist sehr reichhaltig; man zieht hier viele merkwürdige und seltene Pflanzen.

Einbeck ist eine kleine Stadt, und liegt in einem Thale, das die Leine bewässert. Unweit dieser Stadt sieht man einen isolirt stehenden Berg, welcher die Hufe heißt. Von hier überschaut man einen bedeutenden Strich Landes bis in den Harz hinein, wo man den berühmten Brocken oder Blocksberg majestätisch über die andern Bergrücken hervorragen sieht.

In Brüggen findet man nichts Merkwürdiges.

Hannover liegt in einer fruchtbaren, vortrefflich angebaueten Ebene; im Mittelpunkte des Landes, von dem es den Namen hat, und dessen Hauptstadt es ist. Es wird von der Leine durchströmt, und durch diesen Fluß in die Alt- und Neustadt getheilt. Einige in der Leine gelegene Inseln haben wahrscheinlich zu

der ersten Anlegung dieser Stadt Gelegenheit gegeben.

Hannover ist regelmäßig gebaut, und man sieht hier viele hübsche Häuser in einem einfachen, aber vom guten Geschmacke gebilligten Styl. In demjenigen Theile der Stadt, welcher der Kahlenberg heißt, sind lange, breite, gut gepflasterte Straßen, und auf beiden Seiten derselben Trottoirs für die Fußgänger; hier herrscht große Reinlichkeit. Die Bevölkerung von Hannover wird auf etwa ein und zwanzig Tausend Einwohner geschätzt. Vormals war es befestigt; jetzt sind aber die Wälle zum Theil abgetragen, und in Spatziergänge verwandelt, von welchen man weite und angenehme Aussichten in der umliegenden Gegend genießt. Bey heiterm Wetter sieht man den zwölf Meilen entfernten Brocken.

Am äußersten Ende der Esplanade, unweit dem Archiv-Gebäude, erhebt sich auf einer kleinen Anhöhe des vormaligen Walles ein Tempel von antiker Bauart, zu Ehren des berühmten Leibnitz, mit der marmornen Bildsäule dieses Gelehrten. Dieß Monument gereicht Hannover eben so sehr zur Ehre, als zur Zierde.

Unter den öffentlichen Gebäuden verdient das große und weitläuftige Königliche und Kurfürstliche Schloß einer ehrenvollen Erwähnung. Sein Aeußeres hat gerade nichts vorzüglich Anziehendes; dagegen fehlt es dem Innern an Pracht und Verzierungen nicht. In der Kapelle sieht man die Grabmähler der Kurfürsten

von Hannover. Im Schlosse ist auch ein großes Theater.

Dem Königlichen Schlosse gegenüber liegt der Pallast des Herzogs von York, der vor dem Kriege von dem Herzoge von Cambridge bewohnt wurde. Die Königlichen Ställe und die Manege liegen an dem Ufer der Leine, das Stände-Haus, welches jetzt der Sitz der Exekutiv-Kommission ist, zeichnet sich durch geschmackvolle Bauart aus.

Hannover besitzt mehrere nützliche Institute. Hierher gehören Industrie-Schulen, öffentliche Unterrichts-Anstalten, eine Hebammen-Schule, ein Entbindungs-Haus, eine Unterrichts-Anstalt für Wundärzte, und eine Thier-Arzney-Schule. Die Letztere ist vor dem Clever-Thore, und nimmt zwey Gebäude ein, die auf beiden Seiten der Landstraße liegen. In dem rechter Hand belegenen ist ein großer Hör-Saal, ein anatomisches Theater, eine Schmiede und Ställe. Auch ein Kabinet von Präparaten zur vergleichenden Anatomie wird hier aufbewahrt.

Hannover hat mehrere berühmte Aerzte gehabt, von welchen ich nur Zimmermann, Wichmann und Lentin nennen will.

Auf dem Stadt-Kirchhofe sieht man das Grabmahl des berühmten Botanikers Ehrhardt. Es ist sehr einfach und besteht aus einem weißen Stein mit folgender kurzen Inschrift:

Friedrich Ehrhardt H. B.
geboren 1742 — gestorben 1795.

Die Umgebungen von Hannover haben ein mannichfaltiges Interesse. In einiger Entfernung von der Stadt nach der Nord-Seite, liegt ein Gehölz mit angenehmen Spatziergängen. Die Stadt ist von vielen Gärten und Landhäusern umgeben. Vor dem Steinthore findet man eine treffliche Allee von drey Reihen Bäumen. Sie ist eine viertel Meile lang und führt nach den Lustschlössern Montbrillant und Herrenhausen, deren Gärten zu den berühmtesten Deutschlands gehören. Der Erstere ist im englischen, der Letztere im altfranzösischen Geschmack mit Hecken und verschnittenen Bäumen angelegt. Hier findet man einen großen Springbrunnen, in welchem das Wasser vermittelst eines Räderwerks die Höhe von hundert zwanzig Fuß erreicht. Die hiesige Orangerie ist sehr vorzüglich; am mehrsten verdankt aber doch Herrenhausen seinen großen Ruf dem botanischen Garten, der hier angelegt worden ist, und sich jetzt unter der Oberaufsicht des Hofgärtners Wendland befindet. Geflissentliche Sorgfalt wird hier auf die Kultur der zahlreichen Ab- und Spielarten des Heide-Krauts (Erica) verwandt. Herr Wendland hat die Beschreibung derselben mit vortrefflich kolorirten Abbildungen unter dem Titel: Wendland Ericarum icones et descriptiones. Hannov. 1798 — 1804. 13 Hefte in Fol. herausgegeben. Nur an wenig Orten gedeihen diese Pflanzen, so gut als hier, wo ihnen der torfreiche Boden sehr zusagt. Man zieht sie hier auch aus dem Saamen.

Bey Hannover giebt es außerdem noch mehrere schöne Gärten, unter welchen der dem Grafen Wallmoden gehörende sich auszeichnet. — Eine viertel Meile von der Stadt findet man bey dem Dorfe Limmer in einem freundlichen Lustwäldchen eine mineralische schwefelhaltige Quelle, in deren Nähe man zur Bequemlichkeit der Badenden einige Häuser aufgeführt hat.

Zelle ist fünf kleine Meilen von Hannover entfernt, und liegt sehr angenehm an der Aller. Es hat große Vorstädte, wohlgebaute Häuser, und ein weitläuftiges Schloß, was die Königin Caroline Mathilde von Dännemark, eine Groß-Brittanische Prinzessin und Schwester Georg des Dritten, bis zu ihrem Tode bewohnte. Man kennt die Geschichte dieser unglücklichen Prinzessin: sie ward in den Proceß der bedauernswürdigen Grafen Brandt und Struensee verwickelt. Anfänglich hielt man sie in der Festung Kronenburg gefangen; als hierauf die englische Regierung sie reklamirte, ward ihr das Schloß in Zelle zur Residenz angewiesen. Die Einwohner dieser Stadt liebten sie sehr; auch haben sie, um ihr Andenken zu ehren, ihr im Königlichen Garten, der jetzt ein öffentlicher Spatziergang ist, ein schönes Monument errichtet.

In Zelle sind viele Fabriken, und die Einwohner besitzen nicht gemeine Industrie.

Zwischen Zelle und Lüneburg kommt man über eine

dürre oder vielmehr wüste Ebene, die unter dem Namen der Lüneburger Heide bekannt ist. Die sehr schlechte und unwegsame Landstraße führt durch unbebaute Felder; das Erdreich ist schwarz, an einigen Stellen sandig, an andern torfigt, und mit Fichten, Heidekraut und Moosen bedeckt. Sie können Sich, mein Herr, leicht vorstellen, daß man, wenn man (wie dieß bey mir der Fall war) bey düsterm, regnigtem Wetter ganz allein diese Straße reiset, die unausstehlichste lange Weile empfindet.

Achter Brief.

Notizen über Lüneburg. — Beschreibung des Kalkberges, und der dort gefundenen Boraciten. — Sammlung dieser Steine, welche der Apotheker Backhaus besitzt. — Chemische Analyse der Boraciten. — Nachricht von den Salinen in Lüneburg. — Beschaffenheit des Salzes. — Unglücklicher Vorfall, der sich in den Salinen zutrug. — Bericht über das in Lüneburg provisorisch errichtete Hospital. —

Lüneburg.....

Lüneburg liegt an dem Flusse Ilmenau, der einen Theil der Stadt durchströmt. Sie ist sehr alt; alle Häuser und nicht weniger die Kirchen sind von Backsteinen im altgothischen Geschmacke erbauet. Die mehrsten Häuser haben Façaden, die oben spitz zulaufen. Auf dem Marktplatze stehet das Schloß oder Fürstenhaus, ein altes, nicht vorzüglich ins Auge fallendes Gebäude, dem zur Seite das Rathhaus steht. — Lüneburg ist nicht groß; es hat ungefähr eine halbe Meile im Umfange, und man schätzt die Zahl der Einwohner ungefähr auf zwölf Tausend. Der hier getriebene Handel, vorzüglich mit Hamburg, ist sehr bedeutend. Lüne-

burg empfängt von daher ansehnliche Waaren-Transporte zu Wasser, die es wieder zur Axe nach Leipzig und andern Orten verfährt.

Ich habe nicht unterlassen, den berühmten Kalkberg bey Lüneburg zu besuchen: den einzigen Ort, wo man bis jetzt die schönen Krystalle gefunden hat, die unter dem Namen der Boraciten bekannt sind.

Der Kalkberg liegt unweit des Neuen-Thores, auf der West-Seite der Stadt; er stößt an den Wall und die Festungswerke; auf der gegenüberstehenden Seite ist er mit einem Hornwerk umgeben. Die oberste Fläche dieses Berges ist geebnet, und mit einem Parapet versehen, von welchem man eine weite Aussicht hat. Vermittelst eines Fern-Glases kann man sogar die Thürme von Hamburg unterscheiden, welches doch beynahe acht Meilen von hier entfernt ist. Weiter unten findet man die Amts-Wohnung des Kommandanten, eine Kirche, und Gefängnisse, in welchen sich Baugefangene befinden, die man in den Steinbrüchen des Kalkberges arbeiten läßt.

Der Kalkberg besteht eigentlich aus Gyps-Schichten. Die Brüche, wo man dieß Fossil zu Tage fördert, liegen der Stadt gegenüber. Es giebt viele Varietäten dieses Gypses, zum Beyspiel krystallisirten Gyps, Glacies Mariae, und eine Art schwarzen Gyps, der mit Erdpech überzogen zu seyn scheint.

Die Boraciten werden in den Spalten der Steinbrüche gefunden, und haben zur Grundfläche den wei-

chen, röthlichen Kalk, aus welchem die Seiten-Wände der Feldspalten bestehen.

Auf den ersten Anblick scheinen diese Krystalle würfelförmig zu seyn. Wenn man sie aber, und vorzüglich die unbeschädigt erhaltenen, genauer betrachtet, sieht man, daß sie aus einem Stück sind, und sechs und zwanzig Ecken haben. Gewöhnlich sind sie weiß, zuweilen auch grau, mehrentheils undurchsichtig, zuweilen halb durchsichtig. Nur sehr wenige sind es ganz; viele spielen ins Violette. Sie sind sehr hart, schneiden das Glas, und geben mit dem Stahle helle Funken. Mit dem Quarze und Feldspathe haben sie gleiche specifische Schwere.

Anfänglich kannte man sie in Lüneburg unter dem Namen Würfelspath, und legte gar keinen Werth darauf. Einige Mineralogen hielten sie sogar für Quarz, und gaben ihm die Benennung des Lüneburger würflichten Quarzes. Lasius machte zuerst die Naturforscher auf diese Krystalle aufmerksam, und Westrumb war der Erste, der ihre Bestandtheile bestimmte. Seiner Analyse zufolge, bestehen sie aus boracitischer Säure, Magnesia, Thon-Erde, Eisen-Oxyd und Kiesel.

Der Professor Hauy sieht sie als eine direkte Verbindung der boracitischen Säure mit der Magnesia an, welcher Meinung auch Vauquelin beytritt.

Derjenige Theil des Steinbruches, wo man vormals die Boraciten fand, ist jetzt verschüttet; daher sie

jetzt nur selten angetroffen werden. Bisweilen werden jedoch einige derselben von den Bau-Gefangenen, die in den Steinbrüchen arbeiten, gefunden, und von ihnen an Liebhaber dieser Seltenheit verkauft. Jene Leute besitzen auch die Kunstfertigkeit, die isolirten Krystalle sehr geschickt in ihre Grund-Substanz vermittelst einer zu diesem Ende gemachten winklichten Oeffnung zu befestigen, in welche der Krystall vollkommen paßt. Ich selbst habe an einigen Exemplaren dieser Krystalle, die ich von ihnen kaufte, diesen kleinen Betrug entdeckt.

Bey dem hiesigen Apotheker Backhaus fand ich eine vortreffliche Sammlung von Boraciten. Unter andern besitzt er den größten Krystall, der bis jetzt gefunden worden ist; er hat die Größe einer kleinen Nuß. Der jetzige Besitzer erhielt ihn, nebst andern Merkwürdigkeiten dieser Gattung, aus dem Nachlasse des in Hannover verstorbenen Mineralogen Lasius.

Der Apotheker Dempwolf, bey dem ich einquartirt war, hat mich mit einer niedlichen kleinen Sammlung dieser Krystalle beschenkt, die von der Größe eines Nadelknopfs bis zu der einer Erbse zunehmen, und unter denen einer völlig durchsichtig ist. Ich besitze auch mehrere Stücke Gyps, die im Kalkberge gebrochen worden sind, in welchem man mehrere sechseckigte Prismen von Berg-Krystall findet, die an den beiden äußersten Enden eine gleichfalls sechseckigte Pyramide haben, und höchstens zwey Linien lang sind.

Die Salinen in Lüneburg zogen nicht minder meine Aufmerksamkeit auf sich. Sie liegen vor der Stadt. Die Salz-Quellen sind sehr gehaltreich; denn ihr Wasser ist so reichlich mit Salz gesättigt, daß es die Krystallisirung desselben bewirkt, ohne daß man Gradir-Werke dazu nöthig hat. Der vierte Theil vom Gewichte dieses Wassers bestehet aus Salz. Man zieht es vermittelst einer Pumpe aus einem etwa hundert Fuß tiefen Brunnen herauf; dann leitet man es durch Kanäle in ein Becken, aus welchem es nochmals heraufgewunden, und in besondere Gebäude geschafft wird, wo es verdampft und krystallisirt. Diese Salinen werden für Rechnung mehrerer Aktionnaires verwaltet, und das Salz, welches hier erzielt wird, gehört den Privat-Personen, welche im Besitz von Aktien sind. Der Absatz ist sehr bedeutend: es sind bereits in einem Jahre hundert zwanzig Tausend Tonnen verkauft worden. Während der preußischen Besitznahme von Hannover wurden hier ungeheure Quantitäten Salz gekocht, und ausgeführt. Man zieht das hier verfertigte Salz dem in Halle gewonnenen vor: es hat größere und härtere Krystalle, und zieht weniger die Feuchtigkeit an, oder vielmehr es erhält sich länger im trockenen Zustande.

Ich muß Ihnen, mein Herr, einen merkwürdigen Vorfall mittheilen, der sich in diesen Salz-Kothen zutrug, und den ich von dem Doktor Kühnau, einem sehr geschickten Geburtshelfer in Lüneburg, erfahren habe. Die Frau eines bey den Salinen angestellten Ar-

beiters, die seit einigen Monaten schwanger war, hatte das Unglück, in einen mit siedendheißer Salz-Sohle gefüllten Kessel zu fallen. Auf ihr klägliches Geschrey lief ihr Mann herzu, und zog sie heraus. Er wußte in der Angst nichts besseres zu thun, als sie mit kaltem Wasser zu begießen. Man brachte sie in ein nahe gelegenes Haus, und zog den Doktor Kühnau zu Rathe. Er fand die Unglückliche in dem erbärmlichsten Zustande; die Haut war gänzlich abgeschunden, und man konnte sie stückweise, so daß ganze Muskeln daran hängen blieben, wegnehmen. Der eben so geschickte, als menschenfreundliche Arzt wandte alle Mittel an, welche die Kunst vorschreibt, um die Schmerzen der Leidenden zu lindern. Mehrmals war sie dem Tode nahe, und Jeder hielt ihre Herstellung für unmöglich. Zum allgemeinen Erstaunen ward sie aber, nach sechs Monaten ärztlicher Behandlung, zur gehörigen Zeit von einem gesunden Kinde entbunden. Sie kam sehr gut durch die Wochen, und ward bald darauf völlig wieder hergestellt.

Das Militair-Hospital, welches in Lüneburg angelegt worden ist, hat provisorisch sein Lokal in einem Schul-Hause gefunden, welches bereits die Preußen bey ihrer Anwesenheit zu demselben Zwecke benutzt hatten. Sobald aber die Heiligegeist-Kirche gehörig dazu eingerichtet seyn wird, soll es dahin verlegt werden.

Jenes Schul-Gebäude ist klein, und faßt nur hundert zwanzig Kranke. Es gehört zu den großen Unbequemlichkeiten dieses Lokals, daß es, keine Anstalten zur

Wegschaffung der Unreinigkeiten hat. Wir haben dazu besondere Baracken erbauen, und dort Kommoditäten anlegen müssen.

Mir sind bis jetzt in diesem Hospital keine bedeutenden Krankheits-Fälle vorgekommen. Außer rheumatischen Katarrhal-Fiebern, die sehr häufig sind, habe ich einige Typhus, und mehrere Wassersüchtige behandelt, die ich durch Anwendung zusammenziehender Mittel geheilt habe.

Beym Ohrenzwange habe ich von der Anwendung der Dämpfe von Wacholder-Beeren, die man mittelst eines Trichters zum Ohre leitete, gute Wirkungen erfahren. Bey mehreren Anfällen der Bräune hat mir die Legung eines kleinen Blasen-Pflasters von der Größe eines Thalers auf den Vordertheil des Halses schnelle und sichere Hülfe geleistet. Bey einer Hoden-Geschwulst, welche die Folge eines durch heftige Anstrengungen veranlaßten Samenflusses war, hat mir die Anwendung des flüchtigen Kampher-Liniments, sowohl in Einreibungen als Pflastern, treffliche Dienste geleistet. Es bedarf wohl keiner Erwähnung, daß der Kranke ein Suspensorium tragen mußte.

Da wegen Beschränktheit des Lokals die Medikamenten-Anstalt in jenem Schul-Gebäude nicht Platz fand, so ist dem bereits vorhin erwähnten Apotheker Back-Haus die Lieferung der vorgeschriebenen Arzneyen, nach Anleitung der ihm jedesmal dazu gesandten Anweisung, übertragen worden.

Neunter Brief.

Reise von Lüneburg nach Hamburg. — Ueberfahrt bey Hope. — Bergedorf. — Hamburg. — Die Elbe. — Die Alster. — Die Binnen-Alster. — Der Jungfern-Stieg. — Große Anzahl von Brücken. — Hamburger-Kirchen. — Die Stadt-Wälle. — Der Hafen. — Bemerkungen über das Plattdeutsche. — Verfassung von Hamburg. — Die Hanse. — Hamburgs Handel. — Besetzung der Stadt durch den Marschall Mortier. — Konfiskation der englischen Waaren. — Manufakturen und Fabriken. — Industrie. — Schauspiel. — Die Börsen-Halle. — Oeffentliche Anstalten. — Das Hospital der Frey-Maurer. — Der Krankenhof. — Verschluckte Nähnadeln. — Das französische Militair-Hospital. — Reimarus. — Schöne Gegend um Hamburg. — Klopstocks Grab. — Rainvilles Garten. —

Hamburg im December 1806.

Kaum hatte ich einige Wochen dem Hospital in Lüneburg vorgestanden, als mir die Oberaufsicht über das in Hamburg errichtete übertragen wurde.

Diese Stadt ist achthalb Meilen von Lüneburg

entfernt. Die Gegend, welche man passirt, ist ohne Annehmlichkeiten, und die Wege sind schlecht. Bey Hope, einem einzeln stehenden Hause, setzt man über die Elbe, auf einem flachen, mit einem Segel versehenen Fahrzeuge, das geräumig genug ist, um den Wagen und die Pferde aufnehmen zu können. Die Elbe ist hier ziemlich breit, und die etwa viertelstündige Ueberfahrt sehr angenehm. Auf einer kleinen, mitten im Strome belegenen Insel, hat man Hannöverscher Seits eine Batterie angelegt, die aber nicht viel Wirkung thun kann. In Zollenspieker, vier Meilen von Hamburg, steigt man ans Land. Nun kömmt man durch Bergedorf, ein niedliches, sehr lebhaftes Städtchen, das viel Handlung treibt, und den Städten Hamburg und Lübeck gemeinschaftlich gehört. Außerdem passirt man noch auf dem dänischen Gebiet einige Städte, in welchen dänische Garnison liegt. Eine Meile von Hamburg bemerkt man schon, daß man sich einer großen und reichen Stadt nähert. Man sieht nämlich viele Landhäuser, die an mehrern Orten, z. B. nahe bey dem Dorfe Hamm, ganze Häuser-Reihen bilden.

Hamburg ist eine der ansehnlichsten und bevölkertsten Städte Deutschlands. Sie liegt am Elbstrom, unweit der holsteinschen Gränze, ungefähr achtzehn Meilen von der Nordsee.

Die Elbe entspringt bekanntlich auf der schlesischen Gränze, durchfließt Böhmen und Sachsen, trennt das Lüneburgsche vom Mecklenburgschen, und fällt südwärts

von Hamburg in die Nordsee. Dieser Strom nimmt in seinem Lauf mehrere Flüsse auf, z. B. die Moldau, Eger, Mulde, Saale, Havel, Ilmenau, Stör, u. s. w. Die Elbe ist so tief, daß Schiffe von vier hundert Tonnen bis vor Hamburg segeln können.

Ein anderer nicht unbeträchtlicher Fluß, die Alster, fließt an der Nord-Seite der Stadt, und bildet im Innern derselben ein Wasser-Becken, was man die Binnen-Alster nennt. Das Wasser dieses Flusses durchschneidet die Stadt in vielen Kanälen, an welchen Schleusen angebracht sind. Auch dieser Fluß fällt in die Elbe.

In jenen Kanälen, wie auch in der Elbe selbst, nimmt man Ebbe- und Fluth wahr, die gewöhnlich bis Zollenspieker ihre Wirkungen äußert. Vermittelst der Schleusen kann man das Wasser der Alster, wenn es zu hoch stehet, in die Elbe ablassen, und so, wenn die Fluth in der Elbe zu stark ist, sie wieder in die Alster ableiten. Die vorhin erwähnten Kanäle bieten den Kaufleuten große Bequemlichkeiten dar, da sie auf denselben ihre Waaren bis dicht vor ihre Häuser spediren lassen können.

Man nimmt an, daß Hamburg mehr als hundert Tausend Einwohner hat. Es ist eine sehr alte Stadt, die schon Karl der Große im Jahr 808 erbaute, um den Einfällen der Veneter zu wehren.

Beynahe alle Straßen in Hamburg sind eng, krumm, und schmutzig, die Häuser steinern und sehr hoch; man

findet deren von sechs bis sieben Stockwerken. Doch giebt es einzelne breite, regelmäßig durchschnittene Straßen. Z. B. der Neuwall, eine der schönsten Straßen Hamburgs, die Admiralitäts-Straßen, der alte und neue Steinweg, u. s. w. Man findet in mehreren Straßen Bäume. Der Jungfernstieg ist ein schöner, schattigter Spatziergang an der Binnen-Alster; er wird häufig besucht. Man macht von hier aus Wasser-Partien auf Gondeln. — Die vielen Kanäle, welche die Stadt durchschneiden, machen eine beträchtliche Anzahl von Brücken nöthig; man zählt deren achtzig.

Auch viele Kirchen giebt es in Hamburg, die mehrsten sind von gothischer Bauart, haben Kuppeln und spitzige Thürme. Die Dom-Kirche behauptet unter ihnen den ersten Rang, ihr Thurm ist drey hundert sieben und funfzig Fuß hoch. Man trifft im Innern dieser Kirche viele sehenswerthe Denkmähler an. — Das Rathhaus ist ein altes, unregelmäßiges Gebäude, welches dem Umfange und dem Reichthume der Stadt keinesweges entspricht. — Die Börse, welche ihm gegenüber liegt, verdient denselben Tadel.

Die Stadt hat gute Festungswerke. Die Wälle sind mit Bäumen besetzt, die angenehme Spatziergänge gewähren; man umgeht sie ungefähr in zwey Stunden. Von dem Theil des Walles, der zwischen der Elbe und dem Altonaer-Thor liegt, genießt man einer reizenden Aussicht über den Hafen und einen Theil der Stadt. Jener ist sehr sehenswerth. Er ist mit Kauffahrteyschif-

fen angefüllt, die neben einander liegen. Dem Hafen entlang läuft ein Kay, an welchem großentheils niedrige und unansehnliche Häuser stehen; hier wohnen die Schiffer, Matrosen, Handlanger und andere beym Schiffswesen thätigen Personen. Auch liegen hier Wirthshäuser und Vereinigungsplätze dieser Menschenklasse.

Wenn man in dieses Viertel kommt, hört man häufig plattdeutsch sprechen. Dieß ist die eigentliche Volkssprache und das gewöhnliche Idiom der Matrosen und Landleute. Die Kinder in Hamburg lernen daher diesen Dialekt gewöhnlich früher von den Dienstboten, ehe sie hochdeutsch sprechen lernen. Mit Unrecht hält man das Plattdeutsche für schlechtes, verdorbenes Deutsch; es ist vielmehr ein besonderer Dialekt. Man glaubt, daß es die Ursprache der angelsächsischen Völker gewesen sey, von welcher sich noch viel Ueberbleibsel im heutigen Englischen finden.

Hamburg ist eine freye Reichs- und Hanse-Stadt. Die Regierung ist unter dem Senat und dem Kollegium der Bürgerschaft getheilt, welches sich alle drey Monate versammelt. Jener zählt vier Bürgermeister und zwanzig Rathsherren zu seinen Mitgliedern.

Bereits im Jahr 1241 vereinigten sich die Städte Hamburg und Lübeck zu einem Bündnisse, bey welchem sie ihr gemeinschaftliches Handels-Interesse berücksichtigten. Dieser Bund erhielt den Namen der Hanse. Mehrere Städte folgten ihrem Beyspiele; daher ent-

stand der Name Hanse-Städte. Der Handel ist immer der Hauptzweig der Industrie der Hamburger gewesen. Er war zu jeder Zeit beträchtlich, und nahm seit dem Ausbruche der französischen Revolution außerordentlich zu. Seit aber der Ausfluß der Elbe von den Engländern blockirt gehalten wird, ist der Handel gehemmt und sehr in Stockung gerathen.

Der Marschall Mortier ließ, nach der Besetzung Hamburgs, alle in großer Anzahl vorhandene englische Waaren, so wie alle im Hafen liegende englische und schwedische Fahrzeuge in Beschlag nehmen. Alle hier anwesende Engländer wurden zu Kriegsgefangene gemacht, und ihre beweglichen und unbeweglichen Effekten konfiszirt.

Hamburg hat viele Fabriken und Manufakturen; vorzüglich zeichnen sich die Sammt- und Seiden-Manufakturen aus. Am erheblichsten aber sind die Zucker-Raffinerien, deren man drey hundert zählt. Der Hamburger Zucker ist beliebt und wird sehr gesucht.

Alle Jahr geht eine Anzahl Schiffe von hier nach Grönland, um dort den Wallfischfang zu treiben. Diese Fahrzeuge bringen eine Quantität von Kinnladen der Wallfische mit, aus denen man eine Art Eckpfähle oder Pfeiler verfertigt, die man an den Häusern und an den Landstraßen aufstellt. In einem Lande, wo das Holz selten ist, und wenig Bausteine gefunden werden, ist die Benutzung jenes Naturprodukts allerdings wichtig. —

Hamburg hat zwey Theater, ein französisches und ein deutsches, die beide geschickte Mitglieder zählen. — Die Börsenhalle ist ein Zusammenkunfts-Ort der Kaufleute, wo man eine beträchtliche Sammlung von Zeitschriften, Landkarten und neu erschienenen Büchern in allen Sprachen findet.

Hamburg ist wegen seiner Armenanstalten und milden Stiftungen berühmt. Die bedeutendsten derselben sind das Waisenhaus, das Arbeitshaus, das Freymaurer-Hospital, der Krankenhof, u. s. w. Auch sieht man auf den Straßen Hamburgs keine Bettler. Von den beiden letzten Instituten will ich etwas ausführlicher reden.

Das Freymaurer-Hospital existirt erst seit einigen Jahren, und ist musterhaft eingerichtet. Es besteht aus zwey Gebäuden, die neben einander liegen, und von denen eins für männliche, das andere für weibliche Kranke bestimmt ist. Beide wurden von Grund aus neu erbaut; das für die Weiber ward 1795, das für die Männer 1804 vollendet. In dem Letztern sind sechszehn Zimmer für Kranke, und eins für Genesende. Alle Zimmer sind groß, gut erleuchtet, und werden sehr reinlich gehalten. Die Bettgestelle sind von Eisen. Dieses Institut ist hauptsächlich für kranke Dienstboten bestimmt; doch können wohlhabende Fremde, jedes Alters und Standes, dort auf eigene Kosten verpflegt werden. Krätzige, venerische, wahnsinnige, und an chronischen und unheilbaren Krankheiten leidende Patienten

werden nicht aufgenommen. Die drey bey diesem Hospital angestellten Aerzte besuchen es unentgeltlich; doch steht es ihnen frey, von wohlhabenden Kranken für ihre Bemühung eine Belohnung zu fordern. Sie machen sich zu ihrer Funktion nur auf ein Jahr verbindlich, und müssen über alle ihnen anvertraute Kranke ein vollständiges Diarium führen. Ihre Rezepte müssen mit dem Siegel des Instituts gestempelt seyn.

Als ich dieß Institut besuchte, waren die Doktoren Rambach, Riesenberger und Chaufepié. Die chirurgischen Verrichtungen besorgte Herr Schuch.

Der Krankenhof oder das Bürgerhospital liegt vor der Stadt, rechts an dem Wege, der nach Altona führt. Dieß ist ein weitläuftiges Gebäude, welches Tausend Kranke fassen kann. Ich erfuhr in diesem Hospital eine merkwürdige Krankheitsgeschichte, die ich Ihnen mittheilen will. Eine Frau von ungefähr zwey und dreyßig Jahren, hatte während einer hysterischen Krankheit im Jahr 1802 mehrere Nehnadeln verschluckt, ohne davon nachtheilige Wirkungen zu verspüren. Am 1sten Julius 1806 ward sie in das Hospital gebracht, um von einer scirrhösen Geschwulst an der rechten Brust geheilt zu werden. Man legte Pflaster darauf und erweichte sie dadurch; am 12ten Julius aber nahm man eine Nadel unter der Haut derselben Brust wahr, die bald sichtbar wurde. Den 18ten Julius zog man zwey andere Nadeln heraus, am 27sten die vierte, am 8ten August die fünfte, den 16ten September die sechste,

den 9ten October die siebente, und den 19ten November die achte. Als ich die Kranke am 9ten December 1806 sah, konnte man noch deutlich drey Nadeln in der Brust fühlen, die aber etwas tiefer steckten. Niemals hatte die Patientin über Schmerzen im Magen oder Unterleibe geklagt.

Man hat schon öfter ähnliche Fälle beobachtet. Nach den Berichten glaubwürdiger Schriftsteller, sind verschluckte Nadeln an den Armen, Beinen, und andern Theilen des Körpers, wieder zum Vorschein gekommen, ja sogar durch die Blase gegangen, wo sie die Grundlage zum Blasenstein abgegeben haben. Herr Ledran der jüngere versicherte mich, bey einem Aderlasse eine Nadel dicht neben der Ader am Arme gefunden zu haben. Aber selten laufen dergleichen Experimente so glücklich ab, als dieß bey den von mir vorhin erwähnten der Fall war. Mehrentheils verursachen die verschluckten Körper, ehe sie sich einen so ungewöhnlichen Ausweg bahnen, heftige Schmerzen in dem Magen und in den Gedärmen. Oft ziehen sie auch Uebel nach sich, die den Tod zur unausbleiblichen Folge haben.

Unser Militair-Hospital in Hamburg erhielt einen Flügel des Krankenhofes zu seinem Lokale. Die Stadt übertrug die Verpflegung desselben einem ausgewanderten französischen Apotheker, der sowohl die erforderlichen Nahrungsmittel, als die verschiedenen Arzneyen für den Betrag einer Summe liefern mußte, die der jedesmaligen Anzahl der Kranken angemessen war. —

Bis jetzt habe ich bey den etwa hundert Kranken, die hier verpflegt werden, keine Veranlassung gefunden, neue Erfahrungen zu machen, oder erhebliche Beobachtungen anzustellen.

Der Marschall Mortier hat mit seinem Korps Hamburg verlassen, und die ganze Garnison besteht nur aus zwey italiänischen Regimentern, welche dem Hospital wenig Kranke liefern.

Ich schätze mich glücklich, in Hamburg die Bekanntschaft des Doktors Reimarus gemacht zu haben, eines sieben und siebzig jährigen ehrwürdigen Greises und vollendeten ausübenden Arztes, der seit beynahe einem halben Jahrhundert, sich in der Heilkunst Ruhm erwarb *). Er studirte in Göttingen unter dem großen Haller, und in Edinburg unter Alexander Monro, Alston und Robert Whytt. John Hunter und Darwin waren seine Freunde. Im Jahr 1757 erhielt er in Leiden die mediciniſche Doktor-Würde, bey welcher Gelegenheit er eine Dissertation über die weiße Glieder-Geschwulst schrieb. — Er war damals ein großer Verehrer der Blatter-Impfung, zu deren Empfehlung und weitern Verbreitung er viel beytrug. Er hat zweymal die Influenza, und mehrmals Epidemien von Scharlach- und Nerven-Fiebern beobachtet; dagegen ist ihm in einem Zeitraum von funfzig Jahren nur einmal eine epidemische Dysenterie vorge-

*) Der Tod hat ihn seitdem den Wissenschaften und der Menschheit geraubt.

kommen. Er ist einer der beliebtesten Hamburger Aerzte, und im Ganzen ein sehr glücklicher Praktiker. Er hat eine sehr große Vorliebe für die Chirurgie, mit welcher er sich in früheren Jahren in den großen englischen Hospitälern beschäftigte. Er hat nicht viel geschrieben, wohl aber mehrere Ausgaben der vortrefflichen Werke seines Vaters über die natürliche Regierung und die Kunsttriebe der Thiere, mit Anmerkungen bereichert.

Der Umstand, daß der Blitz in den Thurm der Nikolai-Kirche in Hamburg 1767 einschlug, gab dem Doktor Reimarus Veranlassung, über den Blitz und die Blitzableiter zu schreiben. Mit sichtlichem Vergnügen erzählte er mir, daß der Thurm der vorhin genannten Kirche das erste, auf dem festen Lande Europens mit einem Blitzableiter versehene Gebäude gewesen sey.

Der Doktor Reimarus fiel zuerst auf die Anwendung des Extrakts der Belladonna, als eines Mittels, um die Augen zur Operation des Staar-Ausziehens vorzubereiten. Er hatte nämlich bemerkt, daß einige Tropfen Belladonna in Wasser aufgelöst, eine vorübergehende Lähmung des Auges bewirkten, während welcher sich die Pupille sehr erweitert, und die Iris fast ganz verschwindet. Der Doktor Grasmeyer, der jene Operation mit vielem Glück vorzunehmen pflegt, hat sich jenes Mittels oft mit dem besten Erfolge bedient. Es äußert seine Wirkung ungefähr nach einer halben Stunde; die beträchtliche Er-

weiterung der Pupille macht dem Operateur es leicht, durch die Hornhaut zu der Krystall-Linse zu kommen, ohne die Iris zu beschädigen; überdieß hält jener widernatürlicher Krampf die nachtheiligen Folgen entfernt, welche die zu schnelle Einwirkung des Lichts auf der Netzhaut haben können. Auch in Frankreich und England hat man von diesem Mittel Gebrauch gemacht, und es bey mehreren Augenkrankheiten mit Nutzen angewendet.

Der Doktor Reimarus besitzt eine zahlreiche Bibliothek und vorzüglich viel englische Werke. Er ist in seinem hohen Alter im ungeschwächten Besitz seiner Geisteskräfte, und genießt den ungehinderten Gebrauch aller Sinnwerkzeuge. Er spricht mit vieler Lebhaftigkeit, und seine Unterhaltung ist eben so anziehend, als belehrend.

Die Umgebungen Hamburgs vereinigen mannichfache Vorzüge. Altona liegt sehr nahe; eine schöne Allee führt dahin. Auf der rechten Seite derselben liegt der Hamburger Berg, eine Vorstadt Hamburgs, die sich bis ohnweit Altona erstreckt.

Altona ist eine nicht unbeträchtliche Stadt, im Herzogthum Hollstein, am Ufer der Elbe gelegen. Man glaubt, daß sie mehr als fünf und zwanzig Tausend Einwohner habe. Ihre Straßen laufen regelmäßig und sind gut gepflastert; die Häuser sind geschmackvoll gebaut, aber klein. Die Stadt hat einige freye Plätze, und in ihrer Mitte einen angenehmen Spatziergang,

Pallmall genannt, der mit einer doppelten Reihe Bäume eingefaßt ist. Das Schauspielhaus hat ein gefälliges Aeußere. Ueber dem Eingange liest man:

Der Muße unsrer Mitbürger.

Auf dem Kirchhofe des Dorfes Ottensen, habe ich das Grabmahl des unsterblichen Sängers der Messiade besucht. Seine Gebeine ruhen unter dem Schatten einer großen, ihre Zweige weit verbreitenden Linde. Neben ihm schläft seine erste Gattin Metha Klopstock, geborne Moller, die am acht und zwanzigsten November 1758 im Kindbette starb. Einfache Grabsteine, auf welchen man eine deutsche Inschrift liest, decken die irdischen Ueberbleibsel beider Gatten.

Klopstock starb am 14ten März 1803, achtzig Jahr alt, an den Folgen einer Hämorrhoidal-Kolik. Sein Leichenbegängniß am 22sten März war sehr feierlich, und vielleicht das prachtvollste, was jemals einem Gelehrten zu Theil ward. Der Leichenzug begab sich unter dem Geläute der Glocken, und bey der Musik der Hamburger Besatzung, nach Altona. Dem Sarge, auf dessen Deckel ein offenes Buch mit einem Eichen- und Palmenzweig umwunden lag, folgten hundert sechs und zwanzig Wagen. Alle Gesandten und Residenten fremder Mächte am niedersächsischen Kreise, waren unter den Leidtragenden, und bestrebten sich, den Manen des unsterblichen Dichters die Bewunderung, welche sein seltener Genius erheischte, darzubringen. Ihm ist die deutsche Sprache einen Theil ihrer Vervollkommnung, und

vorzüglich die Reinheit und Energie schuldig, welche ihr jetzt alle Kenner zugestehen. — Sobald der Leichenzug auf der dänischen Gränze angekommen war, ward er von dem Altonaer Magistrat, vielen Gelehrten, angesehenen Militairpersonen und einer dänischen Ehrenwache empfangen, die sich sämmtlich dem Gefolge anschlossen. Drey weiß gekleidete, mit Eichenzweigen und Rosen geschmückte Mädchen, gingen vor dem Leichenwagen her, und trugen Kränze von Rosen und Myrthen, und Körbe mit Blüthenreisern angefüllt, die sie auf das Grab des Dichters warfen, während sie seine Ode: „Auferstehn, ja auferstehn wirst du!" sangen.

Rainville's Garten in Altona, genießt eines vortheilhaften Rufs. Ein französischer Emigrirter, Namens Rainville, hat ihn angelegt und dadurch sein Glück gemacht. Die Einrichtung englischer Parks liegt dabey zum Grunde. — Dieser Garten hat eine sehr malerische Lage, indem er ein Amphitheater an den Ufern der Elbe bildet. Man genießt über diesen Strom bey heiterem Wetter einer herrlichen Aussicht. Die Elbe ist äußerst belebt und wimmelt von Fischerbooten; in der Ferne sieht man die Städte Harburg und Stade.

Der Elbstrom theilt sich vor Hamburg in zwey Arme, zwischen welchen eine Menge Inseln liegen. Unterhalb Altona, Flottbeck gegenüber, strömen beide Arme wieder zusammen, und der Fluß erreicht nun die Breite einer Meile, welche immer zunimmt, bis er sich in die Nordsee ergießt.

Zehnter Brief.

Reise von Hamburg nach Anklam. — Allgemeine Bemerkungen über das Herzogthum Mecklenburg. — Boizenburg. — Schwerin. — Dessen malerische Lage. — Das Schweriner Schloß. — Der General Michaud besetzt das Mecklenburgische. — Sternberg. — Bützow. — Rostock. — Deren Kirchen — Hafen — Universität. — Notizen über die Professoren Link und Vogel. — Die Seebäder bey Dobberan. — Demmin. — Lage und Handel dieser Stadt. — Anklam. — Die Peene. — Besetzung von Schwedisch-Pommern durch den Marschall Mortier. — Belagerung von Stralsund. — Lage dieser Festung. — Historische Notizen über Stralsund.

Anklam im Januar 1807.

Mein Aufenthalt in Hamburg hat nicht so lange gedauert, als ich es gewünscht hätte. Ich bin hierher nach Anklam ins Hauptquartier gerufen worden, wo eine anderweitige Bestimmung meiner wartet. Der Marschall Mortier ist im Begriff, eine Expedition nach Schwedisch-Pommern zu unternehmen und Stralsund zu belagern.

Indeß benutze ich die mir zu Theil werdende Muße, um Ihnen, mein Herr, die Bemerkungen mitzutheilen, die ich auf meiner Reise durch das Mecklenburgische, und einen Theil von Preußisch-Pommern, zu machen Gelegenheit gehabt habe.

Das Herzogthum Mecklenburg gränzt gegen Mitternacht an die Ostsee; gegen Mittag an die Mark Brandenburg; gegen Morgen an Pommern; und gegen Abend an die Fürstenthümer Lüneburg, Lauenburg, Ratzeburg u. s. w. Es zerfällt in die Besitzungen zweyer Herzöge, nämlich Mecklenburg Schwerin und Mecklenburg Strelitz. Das Letztere hat jedoch nur den vierten Theil des Flächeninhalts des Erstern.

Das Mecklenburgische ist im Ganzen sehr kultivirt. Der Boden ist zwar an mehreren Stellen, vorzüglich an der brandenburgischen Gränze, sandig, jedoch ziemlich fruchtbar; man baut Getreide, Lein-Saamen, Hanf, Obst u. s. w. Man trifft hier schöne Waldungen an, die sehr reich an Wildprett sind, und treffliche Wiesen, welche dem Hornvieh reichliche Nahrung geben. Die mecklenburgischen Pferde sind von guter Race, und finden viele Liebhaber; sie sind zwar nicht so groß, als die hollsteinischen, aber stärker und lebhafter.

Man findet in diesem Lande keine Weinberge mehr; man sieht weder Berge, Felsen, noch Thäler; alles ist beynahe eine große Ebene. Für den Mineralogen ist hier nichts zu thun; denn es giebt hier keine Minen. Aus der großen Anzahl von Seen und Sümpfen, die

man hier antrifft, hat man schließen wollen, daß das Erdreich hier, in frühesten Zeiten, von den Fluthen des Meers bedeckt gewesen sey.

Auf der Reise durchs Mecklenburgische sah ich, an mehreren Orten, die traurigen Folgen der von dem Kriege unzertrennlichen Uebel: erbrochne Thüren, zerschlagene Fensterscheiben, geplünderte Scheunen und Ställe, verwüstete Felder u. s. w. Dieses Land hat, durch den beschleunigten Marsch von zwey bedeutenden Armeen, sehr viel gelitten; dieß waren die Korps des Prinzen Murat und der Marschälle Soult und Bernadotte, die den General Blücher auf seinem Rückzuge nach Lübeck verfolgten. Es fanden hier mehrere Gefechte zum Nachtheil der Preußen Statt, z. B. am 1sten November bey Stavenhagen und Malchin, den 2ten November bey Wahren, wo ihr Hintertreffen geschlagen wurde, und am 3ten November ein sehr hitziges Gefecht ohnweit Schwerin.

Lauenburg ist eine kleine an der Elbe belegene Stadt. — Durch Boitzenburg fließt ein kleiner Fluß, die Boitze, der ihr den Namen giebt, und hier in die Elbe fällt. — In Kamin ist ein wohlgebautes Schloß. —

Schwerin, die Hauptstadt des Landes, und Winter-Residenz des Herzogs, ist ein bedeutender Ort, der eine freundliche Lage an einem See von beträchtlichem Umfange hat, dessen Ufer sich amphitheatralisch erheben, und dem entzückten Auge eine angenehme Mischung von Wäldern, Wiesen, Gärten u. s. w. zeigen. Dieser

See ist auch sehr fischreich. — Das Herzogliche Schloß ist auf einer in derselben liegenden Insel erbaut, und hängt mit dem festen Lande vermittelst einer Brücke zusammen. Das Schloß ist befestigt. Es ist ein altes, weitläuftiges Gebäude, in Gestalt eines Vierecks, mit Thürmen, Balkons, und einer Gallerie. Es ist von einem hübschen Garten umgeben. — Die Dom-Kirche ist ein altes gothisches Gebäude. — Die Stadt selbst hat einzelne wohlgebaute Häuser, aber sonst nichts merkwürdiges.

Die umliegende Gegend von Schwerin ist sehr angenehm. Sie ist nicht ganz eben, und man findet einige mit Gebüsch bewachsene Hügel. Der Boden besteht aus Sand mit Thon und Eisen vermischt; an andern Orten enthält er Mergel. In Ludwigslust ohnweit Schwerin, ist ein Schloß und ein vortrefflicher Garten; dieß ist die Sommer-Residenz des Herzogs.

Der General Michaud hat auf Befehl des Kaisers von dem Mecklenburg-Schwerinischen Besitz genommen. Doch ist diese Besitznahme nur provisorisch, und bis zum Frieden mit Rußland verfügt worden. Der Herzog hat sich nach Altona begeben. Das Mecklenburg-Strelitzische ist nicht besetzt geworden, und der Herzog hat für sein Land eine Sauvegarde erhalten. Der General Laval ist zum Gouverneur von Mecklenburg ernannt worden.

Sternberg ist eine kleine Stadt, die an einem See

in einer sehr freundlichen Gegend liegt. Zwischen Sternberg und Bützow passirt man die Warnow, einen ziemlich bedeutenden Fluß, der im Mecklenburgischen entspringt, und nachdem er einen See und Hafen bey Rostock gebildet hat, sich bey Warnemünde in die Ostsee ergießt. Der Boden ist hier flach und das Erdreich fruchtbar und fleißig angebaut.

Bützow ist eine der ältesten Städte im Herzogthum Mecklenburg. Im Jahr 1726 ward sie neu erbaut, nachdem eine Feuersbrunst sie ganz in die Asche gelegt hatte. Sie hat breite Straßen und hübsche Häuser. Eine Zeitlang war sie der Sitz der Landes-Universität, wozu ein Streit zwischen dem Herzog und dem Magistrat der Stadt Rostock, Veranlassung gab. Seit mehreren Jahren ist jedoch dieser Zwist beygelegt, und die Universität nach Rostock wieder zurückgekehrt. Bützow hat freundliche Umgebungen; der Weg von hier nach Rostock beträgt vier Meilen; er ist gut gebahnt, und führt durch fruchtbare Gegenden.

Rostock ist eine wohlgebaute Stadt, die zwey Meilen von der Ostsee an der Warnow liegt. Sie ist ziemlich groß, gut befestigt und mit einem Walle umgeben, der wohl eine Meile im Umfang haben kann. Ein Arm der Warnow theilt sie in zwey Theile, die Alt- und Neustadt; jene liegt tiefer als diese, und ist nicht so gut gebaut. Die Neustadt hat breite regelmäßige Straßen und hübsche Häuser, deren nettes und reinliches Aeußere auf das Auge einen sehr wohlthä-

tigen Einfluß macht. Auch werden sie von den Einwohnern sehr oft gereinigt und gesäubert.

Der Markt ist ein ziemlich großes Viereck, und hat in der Mitte einen Springbrunnen. Auf der einen Seite des Markts steht das Rathhaus; es ist mit Bogengängen umgeben, unter welchen Kramläden angebracht sind. — In Rostock sind mehrere sehenswerthe Kirchen, vorzüglich die Marien-Kirche, ein gothisches Gebäude, dessen Dom in Gestalt eines Kreuzes sehr hoch gewölbt ist. Man findet hier auch einige Grabmähler, unter andern das des berühmten Grotius, der in dieser Kirche begraben liegt. Die meisten Kirchen in Rostock sind mit Kupfer gedeckt und mit Blitzableitern versehen.

Die Ufer der Warnow laden zu angenehmen Spatziergängen ein. In dem Rostocker Hafen liegen immer viele Kauffahrtey-Schiffe. Alle hier liegende schwedische Fahrzeuge sind von den Franzosen confiszirt, und an den Meistbietenden verkauft worden.

Große Schiffe können nicht bis Rostock kommen, sie gehen gewöhnlich nur bis Warnemünde, einer kleinen an der Mündung der Warnow gelegenen Stadt.

Die Universität in Rostock ist sehr alt; sie ward bereits im Jahr 1419 gestiftet. Sie hat mehrere berühmte Professoren, als Link, Vogel, Josephi, Masius u. s. w. Die Universitäts-Bibliothek ist ziemlich beträchtlich, man schätzt sie auf ungefähr dreyßig Tausend Bände. — Der Professor Link hat große Rei-

sen gemacht. Er hat Bemerkungen über Portugal herausgegeben, und arbeitet jetzt an einer Flora dieses Königreichs. Er lehrt Botanik und Physik. — Der Professor Vogel, ein berühmter ausübender Arzt, giebt Unterricht in der Zoologie und allgemeinen Pathologie. Er ist Verfasser eines noch nicht vollendeten Handbuchs der praktischen Medicin in fünf Bänden, und vieler anderer Werke. Ich bewahre, als ein sehr schätzbares Andenken, eine kleine Schrift von ihm auf, mit welcher er mir ein Geschenk gemacht hat. Sie enthält sehr interessante anthropologische und medicinische Beobachtungen, und führt den Titel: Einige anthropologische und medicinische Erfahrungen von Vogel, Stendal 1805. 8.

Diesem würdigen Arzte verdankt man die Anlegung der Seebäder bey Dobberan, zwey Meilen von Rostock. Er bringt gewöhnlich den Sommer hier zu, und sammelt die merkwürdigsten Beobachtungen über die Wirkungen dieser Badeanstalt in einer Zeitschrift, welche er unter dem Titel: Annalen des Seebades zu Dobberan herausgiebt.

Dieses Institut besteht aus einem bedeckten, mit Glasfenstern versehenen Badeschiffe. In einer Abtheilung dieses Fahrzeuges ist ein durchlöcherter Kasten befindlich, in welchem man vermöge eines kunstreichen Mechanismus hinauf und herabsteigen kann. Dieses Schiff geht mit dem Badenden in die See; man zieht die Vorhänge zu, entkleidet sich, und setzt sich in den obgedachten Kasten, den man so tief in die See gehen

läßt, als man für dienlich hält. Man pflegt nur ungefähr 5 Minuten im Seewasser zu bleiben.

Eine andere Art zu baden ist die, daß man seine Kleider in eine zu diesem Zweck am Strande erbaute Hütte ablegt, und im bloßen Hemde sich in das Wasser begiebt.

Der Aufenthalt in Dobberan gewährt den Badegästen viel Annehmlichkeit. Es wird daher im Sommer von Einheimischen und Fremden, die von allen Seiten herbeyströmen, fleißig besucht.

Nachdem ich Rostock verlassen hatte, setzte ich meine Reise durch das Mecklenburgische, der schwedisch-pommerschen Gränze entlängst, fort. Ich kam durch Tessin und Gnoien, zwey unbeträchtliche Städte; in der Letztern wohnen viel Juden.

Ohnweit Demmin betritt man die preußische Gränze. Demmin ist klein, und ungeachtet es sehr alt ist, gut gebaut. Es liegt an der Peene, die hier die Trebel und die Tollensee aufnimmt. Die Peene durchfließt den malchinischen und cummerowschen See, und macht die Gränzscheidung zwischen Preußisch- und Schwedisch-Pommern. Auf diesem Flusse treibt Demmin Handel mit Getreide und andern Artikeln. Auch jetzt sah man noch im Hafen viele zu diesem Zweck bestimmte Fahrzeuge liegen. Hier nahm ich zuerst wahr, daß ich mich der Armee und dem Hauptquartier näherte. Die Stadt war mit Truppen angefüllt, und die Einwohner führten bittere Beschwerden über die theuren Preise der Lebensmittel.

Wenn man Demmin verläßt, kommt man an die Gränze von drey verschiedenen Ländern: von Schweden, Preußen und Mecklenburg. — Preußisch-Pommern ist ein flaches Land, dessen Boden größtentheils sandig ist. Man findet hier viele Waldungen und unbebaute Gegenden: indeß bringt der Boden Getreide, Hanf, Leinsaamen, Hülsenfrüchte u. s. w. hervor. Die pommerschen Gänse sind wegen ihrer Größe berühmt. Man pflegt sie in diesem Lande zu räuchern.

Anklam ist nächst Stettin eine der beträchtlichsten Städte in Preußisch-Pommern. Sie liegt an der Peene in einer sehr fruchtbaren Gegend und hat bedeutende Vorstädte und wohlgebaute Häuser. Sie ist befestigt, und mit Wällen und Gräben umgeben. Sie kann ungefähr vier Tausend Einwohner haben. Ueber die Peene geht eine Zugbrücke, durch welche die Kommunikation zwischen Preußisch- und Schwedisch-Pommern unterhalten wird. Diesseits dieser Brücke stehen französische, und jenseits schwedische Schildwachen, die sich häufig mit einander besprechen.

Diese Stadt hat bereits in früheren Kriegen sehr viel gelitten. Im Jahr 1713 wurde sie von den Russen geplündert; 1757 und 1758 mehrmals von den Schweden besetzt, und bey dieser Gelegenheit die Vorstadt angesteckt und eingeäschert. Im jetzigen Kriege fielen mehrere Gefechte in der Gegend von Anklam und Demmin vor. Bey meiner Ankunft war die Stadt mit Truppen überladen. Das Hauptquartier des Marschalls

Mortier befand sich hier; und außer dem Generalstaab und den verschiedenen Verwaltungsbehörden schätzte man die Garnison auf acht Tausend Mann. Es hielt daher auch sehr schwer, ein Unterkommen zu finden.

Am 28sten Januar rückte endlich das achte Armeekorps in Schwedisch-Pommern ein. Die Division Dupas passirte bey Demmin die Peene auf einer Schiffbrücke, die zu diesem Ende errichtet war; eine andere Division marschirte über Anklam. Im ganzen Lande hatten die Schweden Allarmfeuer angezündet, die man in Demmin brennen sehen konnte. Greifswalde leistete einigen Widerstand, und wurde lebhaft beschossen; worauf sich die Garnison zurückzog, und die Stadt die Thore öffnete. Das französische Hauptquartier ward nach Mülzow, nahe bey Stralsund, verlegt, und der Marschall Mortier trifft alle Vorkehrungen zur Belagerung dieser Festung. Die Schweden haben bereits die beträchtlichen Vorstädte von Stralsund weggebrannt. Dieß ist eine furchtbare Maaßregel, die mehr als zwey Tausend Menschen dem Hungertode aussetzt. Viele jener unglücklichen Einwohner, vorzüglich Weiber und Kinder, haben sich nach der Insel Rügen geflüchtet.

Stralsund, die Hauptstadt von Schwedisch-Pommern, ist nicht nur durch die Kunst sehr befestigt, sondern wird auch durch ihre Lage vertheidigt, indem sie mit vielen Seen und Morästen umgeben ist. Vorzüglich wird sie an der Nordwestseite durch einen See von bedeutendem Umfange geschützt; so daß man hier, nur

vermittelst eines Wasserdammes, der mit einer starken Batterie gedeckt werden muß, dahin kommen kann.

Die Zahl der Einwohner dieser Stadt soll zwölf bis dreyzehn Tausend betragen. Sie treibt auf der Ostsee vorzüglich mit Getreide einen beträchtlichen Handel. Die Meerenge, welche die Insel Rügen vom festen Lande trennt, ist ungefähr eine kleine halbe Meile breit.

Stralsund war bereits im Jahr 1209 erbaut. Im Jahr 1628 ward diese Festung von Wallenstein vergeblich belagert. Zwey Jahr nachher kam Gustav Adolph dahin, und versah sie mit einer Garnison. Im Jahr 1678 ward sie aufs neue von dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg belagert und eingenommen; jedoch in dem in dem folgenden Jahr geschlossenen Frieden an Schweden zurückgegeben. Von den nordischen Verbündeten wurde sie 1712 blockirt, ergab sich ihnen drey Jahre nachher, und erhielt dänische Garnison. Im Jahr 1720 kam sie wieder an Schweden, welches sie zum Sitze der Landes-Verwaltung seines Antheils von Pommern bestimmte. Dieß waren die früheren Schicksale einer Festung, welche jetzt die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich zieht.

Eilfter Brief.

Anlegung eines Hospitals im Schlosse zu Dargun. — Lage desselben. — Sein Ursprung. — Der Flecken Dargun. — Seine Annehmlichkeiten. — Der Prediger Hempel. — Kunstreiche Maschine. — Der Doktor Kortum. — Bemerkungen über die Witterung im Winter 1806 und 1807. — Krankheiten im Hospital zu Dargun. — Geringe Mortalität. — Anwendung des Calamus aromaticus. — Ueber Pocken. — Lungenschwindsucht. — Ueber die Behandlung todter Körper.

Dargun im März 1807.

Während der Belagerung von Stralsund hatte man, im Rücken des achten Armee-Korps, drey Hospitäler angelegt; eins in Greifswalde, eins in Anklam, und das dritte oder Haupt-Hospital in dem mecklenburgischen Schlosse Dargun. Dieses Letztere ward meiner Besorgung anvertraut.

Das Schloß Dargun liegt in einer angenehmen Gegend, bey einem großen Flecken desselben Namens, und an einem See von beträchtlichem Umfange. Es ist eine Meile von Demmin, und ungefähr sieben von Stral-

sund entfernt. Ursprünglich war dieses Schloß ein Benediktiner-Kloster, welches bereits 1149 gestiftet wurde. In der Folge ließ der Herzog von Mecklenburg hier ein Schloß erbauen, und wies es einer Prinzessin seines Hauses zum Wohnsitz an. Bey unserer Ankunft ward es von einem Beamten bewohnt, zu dessen Bezirk außer dem Flecken Dargun, funfzehn Dörfer, zehn Pachterhöfe, und drey Mühlen gehörten.

Das hiesige Schloß ist sehr geräumig. Eine lange Allee von Roßkastanien-Bäumen führt in den vordern Hof, wo man die Wohnung des Beamten, und ein altes, im Jahr 1585 errichtetes Gebäude antrifft, in welchem jetzt eine Brauerey befindlich ist. Rechts liegt der Garten, und gerade aus das Schloß, welches eine schöne Façade von drey Stockwerk bildet, und auf jeder Seite ein Thürmchen hat. Es schließt einen weiten viereckigen Platz, und eine große Kirche ein.

Dargun besteht eigentlich aus drey Theilen: dem Schlosse, von welchem ich eben geredet habe, nebst einigen Häusern, die es umgeben, dem Flecken, den man auch den Neubau nennt, und dem Dorfe Röcknitz. Dieses alles macht so zu sagen nur eine Straße aus, die ungefähr eine gute Viertelmeile lang ist, und einem großen See entlang läuft, der sich von dem Schlosse bis an das Dorf erstreckt. Dieser See ist sehr fischreich. Auf dem andern Ufer wird er von einer herrlichen Waldung bekränzt, wo man die angenehmsten Spatziergänge findet. Es giebt hier auch einen Ueberfluß an Wild-

prett. Das Schloß hängt mit dem Neubau durch die treffliche Kastanien-Allee zusammen, deren ich schon vorhin erwähnt habe. Im Neubau findet man viele recht hübsche Häuser; sie sind fast alle klein, und haben nur ein Stockwerk, manche bestehen sogar bloß aus dem Erdgeschoß; vor jedem aber findet man einen kleinen Garten. Diese Gärten gränzen von einer Seite an den See, von der andern an Getreidefelder. In dem Dorfe Röcknitz sieht man noch viele mit Stroh gedeckte Häuser und elende Hütten.

Die Prediger-Wohnung hat eine reizende Lage unweit der Dorf-Kirche, und stößt von hinten an den See. Ein kleiner Wasserdamm führt aus dem Garten des Predigers nach dem auf dem jenseitigen Ufer liegenden Park. Der Prediger, Namens Hempel, ist ein wohl unterrichteter liebenswürdiger Mann. Er ist auch Dichter und hat ein Bändchen sehr gelungener Poesien unter dem Titel: Gedichte von einem Mecklenburger, Greifswalde 1793 herausgegeben.

Bey Herrn Dolberg dem Aelteren, sah ich eine sehr kunstreiche Maschine, zu welcher man das Modell hat aus England kommen lassen. Sie dient dazu, aus großen Kloben von Büchenholze, sehr feine Holzspäne zu verfertigen, die mit jenem Kloben gleiche Länge und Breite haben. Man kann diese Späne, nach Maaßgabe der Richtung, welche man der Maschine giebt, dicker oder dünner machen: ich habe deren gesehen, die so dünne als Papier waren. Die Maschine besteht aus

einem großen Hobel, der mit einem Räderwerk in Verbindung ist, welches ein Pferd in Bewegung setzt, das unaufhörlich um einen Zapfen läuft. So wie der Hobel einen Span abschneidet, nimmt ein Arbeiter ihn weg, worauf sogleich der Hobel vermittelst eines Getriebes seinen vorigen Platz einnimmt, und einen neuen Span abschneidet. Man läßt diese Späne an der Sonne trocknen, sortirt und verkauft sie. Sie sind ein sehr gangbarer Waaren-Artikel, der nicht nur in Europa, sondern sogar in Indien und Amerika Absatz findet. Jene Späne werden unten auf den Boden der Schiffe gepackt, um ihnen zum Ballast zu dienen. Sie werden aber auch noch auf mannichfaltige andere Weise benutzt; auch die Buchbinder machen Gebrauch davon. — Herr Dolberg der Jüngere, besitzt eine ähnliche Maschine, jedoch mit dem Unterschiede, daß, statt des Pferdes, vier Menschen sie in beständiger Bewegung halten. In Dargun hatte ich Gelegenheit, die Bekanntschaft eines jungen sehr gelehrten Arztes aus Schwerin, des Doktors Kortum, zu machen, der die Heilung eines vornehmen Kranken in der Gegend von Dargun übernommen hatte. Dieser Arzt hatte Dufouarts Werk über die Schußwunden ins Deutsche übersetzt; er besitzt auch ein vorzügliches Talent im Zeichnen und Malen, und hat sämmtliche venerische Uebel nach der Natur gemalt. Er will diese seine Handzeichnungen in Kupfer stechen lassen, und sie dem Publikum in einem besondern, gewiß sehr schätzbaren Werke mittheilen.

Der Aufenthalt in Dargun ist, vorzüglich im Sommer, sehr angenehm. Man macht von hier aus häufig kleine Lustreisen in die Nachbarschaft, wo mehrere Familien von Stande wohnen, in deren Häusern der beste Ton herrscht, und wo man beständig gute Gesellschaft antrifft.

Das Darguner Schloß vereinigt alle nur erdenkliche Erfordernisse zur bequemen Anlegung eines Hospitals; man mag auf die gesunde Lage oder Lokalität sehen; es liegt frey, und die Luft kann überall ungehindert durchstreichen. Die Krankenzimmer sind fast alle geräumig, hoch, zweckmäßig angelegt, und luftig. Unter andern ist hier ein großer Saal, der vormals zum Redouten-Saal gebraucht wurde; er kann ein hundert zwanzig Betten fassen. Die andern sind zu fünf und dreyßig, dreyßig, zwanzig und zwölf Betten eingerichtet.

Wir haben einen kleinen Wassergraben, zur Anlegung von Kloaken, benutzt; auch ein Waschhaus an selbigem angelegt. Die Medikamenten-Anstalt, mit dem Laboratorio, und der Badesaal, haben sehr schickliche Plätze gefunden. Neben der sehr geräumigen Küche befindet sich die Speisekammer. Die Expedition, die Wachtstube sind gleich beym Haupteingange angebracht. Das Trinkwasser wird aus einem kleinen Brunnen im Vorhofe geschleppt; es ist von vorzüglich guter Beschaffenheit, sowohl zum Trinken als zur Bereitung der Speisen.

Ursprünglich ward dieses Institut nur für drey hundert Kranke angelegt. Die nachherige Erweiterung desselben aber machte, daß es jetzt mehr als fünf hundert fassen kann. Die mehrsten Kranken litten an fieberhaften Zufällen. Am 21sten März war die Totalsumme der hier verpflegten Kranken am höchsten gestiegen, d. h. sie betrug fünf hundert funfzehn; unter diesen waren drey hundert siebenzig Fieber-Patienten, sechszig Verwundete, fünf und vierzig, die an bösartigen Ausschlägen, und acht und dreyßig, die an venerischen Uebeln litten. Die Sterblichkeit war bisher in diesem Hospital nicht beträchtlich. Im Februar haben wir sechzehn, und im März siebzehn Kranke verloren; doch waren unter diesen einige Verwundete, deren Wunden ursprünglich tödtlich waren.

Zu diesem glücklichen Erfolge können mehrere Ursachen beygetragen haben. Ich rechne dahin vorzüglich die herrliche Lage des Hospitals, die Reinheit der Luft, die in den Krankenzimmern herrschende Reinlichkeit, die sauern Dämpfe, mit denen wir immer räucherten, die gute Beschaffenheit der Arzneyen und Nahrungsmittel, und ganz besonders die zweckmäßige ärztliche Behandlung, die im Allgemeinen sthenisch oder stärkend war.

Die Mehrzahl der bey den Armeen herrschenden Krankheiten wird gewöhnlich durch schwächende Ursachen veranlaßt, z. B. durch außerordentliche Strapazen, bey langen oder forzirten Märschen, durch Bivouakirungen an feuchten und ungesunden Oertern, durch

schlechte Fußbekleidung, durch gänzliche Entbehrung oder zu häufigen Genuß des Branntweins u. s. w. Alle diese Ursachen können zu einer unendlichen Menge von Krankheiten Veranlassung geben, die fast alle auf gleiche Weise behandelt werden müssen.

Ehe ich Ihnen meine erheblichsten Beobachtungen im hiesigen Hospital mittheile, muß ich in Erinnerung bringen, daß der Winter von 1806 auf 1807 ungewöhnlich gelinde war. Er war vielmehr reich an Feuchtigkeiten, der sehr milde Spätherbst verlängerte sich bis zum Ende des Decembers. Noch in diesem Monat sah ich, in dem bey dem Hospital zu Hamburg befindlichen Garten, den Seidelbast (Daphne mezereum L.) blühen, und im Januar habe ich mit Erstaunen die Wiesen mit Maaßlieben (Bellis perennis L.) bedeckt gefunden. Das Thermometer stand nie unter fünf Grad. Im Norden von Deutschland bemerkten wir eine stete Abwechslung von Regen, Wind, Schnee und Kälte, aber niemals starken und anhaltenden Frost. Diese Witterung veranlaßte häufige Stockungen der Transpiration; daher herrschten auch Rheumatismen und Katarrhe unter unsern Truppen, wie ich dieß in den Hospitälern zu Lüneburg, Hamburg und Dargun vielfältig zu bemerken, Gelegenheit gehabt habe.

Zwey Drittel aller vorkommenden Krankheiten waren Brustbeschwerden, Schnupfen, Halsübel, Rheumatismen, sogenannte falsche Pleuresien, u. s. w.; die

Letzteren waren besonders häufig. Die mehrsten an diesen Uebeln leidenden Kranken, die ich von Stralsund aus erhielt, waren von Wundärzten, nach einer unrichtigen Indikation, aus der Ader gelassen worden. Da aber die falsche Pleuresie nichts weiter als ein Rheumatismus ist, der sich auf die Muskeln der Brust und Dünnung geworfen hat, so ist der Aderlaß nicht nur unnütz, sondern er kann sogar schädlich werden; denn sehr oft verlängert er die Krankheit und verzögert die Genesung. Einreibungen mit dem flüchtigen Liniment, wozu Kampher gesetzt worden, Legung eines Senfpflasters auf den schmerzenden Theil, der innerliche Gebrauch schmerzstillender und schweißtreibender Mittel, ganz vorzüglich aber die Anwendung des Opiums, pflegen die erwünschtesten Wirkungen hervorzubringen.

In dem Hospital zu Dargun habe ich häufig den Kalmus (Calamus aromaticus L.) angewandt. Diese einheimische, äußerst wohlfeile Pflanze verdient die Aufmerksamkeit der Aerzte, mehr als bisher geschehen, auf sich zu ziehen. Ihr starker und aromatischer Geruch zeigt ihre vorzügliche Wirksamkeit an; und wirklich gehört der Kalmus zu unsern besten flüchtigen Reizmitteln. Man hat ihn bisher nur als ein gutes Magenmittel angesehen und zu diesem Behufe gegeben; allein ich habe mich durch eine ganze Reihe von Beobachtungen überzeugt, daß er bey allen akuten, von Asthenie herrührenden Uebeln, z. B. in katharralischen, rheumatischen, gastrischen und remittirenden Fiebern, mit Nutzen ge-

geben werden kann. Die bey allen Fiebern Statt findenden Symptome, als Hitze, Durst u. s. w., lassen bey der Anwendung des Kalmus nach, und der Katharr, Rheumatismus und die schlechte Beschaffenheit des Magens, werden gleichfalls, ohne besonderer Arzneyen zu bedürfen, durch jenes Mittel glücklich bekämpft.

In den Monaten Februar und März gab es viele Nervenfieber. Im Ganzen glückte es mir, die daran Erkrankten herzustellen. Oft ward die dürre und trockene Zunge, schon in wenig Tagen, durch den Gebrauch des Baldrians, und der Serpentaria, in Verbindung mit Kampher und Schwefel-Aether, wieder weich und feucht.

Die intermittirenden Fieber kamen gleichfalls bey unsern Kranken häufig vor. Wahrscheinlich hatte der Aufenthalt unserer Truppen in den feuchten morastigen Gegenden vor Stralsund, viel dazu beygetragen. Uebrigens weiß man, daß diese Fieber, in Ländern, die an der See liegen, häufig endemisch sind. — Ich habe auch mehrere Quartan-Fieber beobachtet, bey denen allgemeine und partielle Geschwulste eintraten; unter andern eine Testikel-Geschwulst, wo diese Theile die Größe eines Kindeskopfs erreichten. Die Anwendung von Kompressen, die in Kampher-Spiritus getaucht waren, und innerlich gebrauchte zusammenziehende Mittel, halfen diesem widernatürlichen Zustande bald ab.

Ich habe in dem Hospital zu Dargun fünf Blatternkranke behandelt, von denen einer starb. Die Blat-

tern waren bey ihm zusammenfließend und von der schlimmsten Art. Der Patient war ein junger Mensch von fünf und zwanzig Jahren, den man unüberlegter Weise, gerade in der Eiterungs-Periode der Blattern, ins Hospital transportirte; dieß trug natürlich dazu bey, daß ihn diese scheußliche Krankheit hinraffte; die vier andern genasen glücklich. Es ist erwähnenswerth, daß der Todtengräber, der jenen begrub, seine Kinder ansteckte, von denen eins starb, und daß sich von dort aus die Krankheit fast in alle Häuser, in welchen Kinder waren, die die Schutzpocken nicht gehabt hatten, verbreitete, und gräßliche Verwüstungen anrichtete.

Zweymal habe ich die Rötheln beobachtet, die jedoch sehr gutartig waren, und einmal den Rothlauf oder die sogenannte Rose im Gesicht, bey welcher sich ungewöhnliche Symptome äußerten, und über und unter beiden Augenlidern Geschwüre zusammenzogen, auch das untere Augenlid des rechten Auges sich umwandte.

Die Lungenschwindsucht ist eine in den Militair-Hospitälern häufig vorkommende Krankheit. Zuweilen ist sie die Folge einer erblichen Disposition, öfter jedoch zieht sie sich der Kranke selbst zu. Vernachlässigte Katharre, unrichtig behandeltes Blutspeyen, Kolbenstöße auf der Brust, u. s. w. geben oft Veranlassung zu dieser Krankheit. Oft habe ich den ersten und zweyten Grad derselben, durch Milch-Diät, Is-

ländisches Moos, China und Opium glücklich gehoben. Wenn jedoch der Kranke bis zum dritten Grade gelangt, und das Daseyn eines Geschwürs in der Lunge nicht mehr zweifelhaft ist, so kann die Kunst nichts mehr thun, um ihn zu retten.

Zum Schlusse dieses Briefes will ich Ihnen, mein Herr, noch eine Bemerkung über die Leichname der in den Hospitälern Verstorbenen mittheilen, in Hinsicht deren man, wie ich glaube, nicht sorgfältig genug verfährt. Sobald ein Kranker stirbt, haben die Wärter nichts eiliger zu thun, als ihn zu entkleiden, und den nackten Leichnam in die Todten-Kammer zu legen. Das Lokal derselben ist gewöhnlich ein Keller, wo der Todte der Kälte und Feuchtigkeit Preis gegeben ist; so daß, wenn noch ein Lebensfunken in ihm wäre, jene Behandlung mehr dazu dienen würde, ihn zu ersticken, als zu beleben. Einer so schreyenden Ungerechtigkeit sollte man sich gegen die unglücklichen Soldaten nicht schuldig machen. Ich weiß sehr wohl, daß die Todten nicht lange ohne Nachtheil der Lebenden in den Krankenzimmern bleiben können. Sonach muß man sie freilich entfernen; wäre es aber nicht weit zweckdienlicher, sie mit dem Strohlager, worauf sie gestorben sind, in ein im Winter zu heizendes Zimmer zu bringen, wo der Wundarzt, der die Wache hat, sie von Zeit zu Zeit beobachten, und, bey dem geringsten Lebenszeichen, die in dergleichen Fällen vorgeschrie-

Cas.

benen Mittel anwenden müßte? Erst wenn sie vier und zwanzig Stunden in diesem Zimmer gewesen, und sodann von einem Arzt oder Wundarzt untersucht und ganz leblos befunden wären, sollte man die Todten beerdigen. Dieser von der Humanität gebilligte Vorschlag ist leicht zu befolgen; und wenn er nur einem Menschen das Leben rettete, oder dem Soldaten die Furcht, lebendig begraben zu werden, benähme, so hätte er seinen Zweck vollkommen erreicht.

Zwölfter Brief.

Operationen des Marschalls Mortier vor Stralsund. — Muthiger Ausfall der Schweden. — Rückzug der französischen Truppen. — Die Schweden nehmen Demmin, Anklam und die französischen Magazine weg. — Ihre Ankunft in Dargun. — Plünderung des Hospitals. — Ehrenvolle Freylassung der drey beym Hospital angestellten Officianten. — Allgemeine Bemerkungen über die Schweden. — Eigenthümlichkeiten der schwedischen Sprache. — Schneller Rückzug der schwedischen Armee. — Rückkehr der französischen Truppen. — Der zu Schlatkow geschlossene Waffenstillstand. — Aufhebung des Darguner Hospitals.

Dargun im April 1807.

Wir führten, fern von dem Geräusch und Unruhen des Krieges, ein wahres Landleben in Dargun; ja wir würden jene Schreckniſſe ganz vergessen haben, wenn nicht der Kanonendonner vor Stralsund, den wir ganz deutlich vernahmen, und die unglücklichen Verwundeten, die uns von Zeit zu Zeit überliefert wurden, uns daran erinnert hätten. Es stand uns aber noch eine

Katastrophe bevor, die uns in jedem Betracht höchst unerwartet kam.

Gegen Ende des Monats März marschirte der Marschall Mortier, mit dem größten Theil seines Korps, nach Kolberg, um den Oberbefehl bey Belagerung dieser Festung zu führen, und ließ vor Stralsund nur ein schwaches Observations-Korps unter dem General Grandjean zurück. Da die Schweden gerade in dieser Zeit Verstärkungen erhalten, und von den Bewegungen des Marschalls Mortier Nachricht eingezogen hatten, so machten sie, zwölf Tausend Mann stark, einen muthigen Ausfall, und drängten die französischen Truppen zurück. Der General Grandjean zog sich, den erhaltenen Befehlen gemäß, über die Peene zurück. Die Schweden besetzten nach einander Demmin, Anklam und Rostock; sie drangen von einer Seite nach Stettin, von der andern bis in die Gegend von Schwerin vor, und drohten mit einem Streifzuge nach Berlin. Auf diesen Märschen machten sie viele Kriegsgefangene. Das Nachtheiligste für unsere Armee aber war, daß sich die Schweden aller unserer Magazine bemächtigten, und unter andern einen Transport von vier und zwanzig mit Reis beladenen Wagen wegnahmen, die von Hamburg kamen, und für die große Armee in Polen bestimmt waren.

Den dritten April um zehn Uhr Morgens, trafen die Schweden in Dargun ein. Wir hatten bereits des Tages zuvor alle Maaßregeln zur Räumung des Hos-

pitals getroffen, und erwarteten nur den Befehl dazu. Endlich erhielten wir diesen Morgens um acht Uhr, aber nun war es zu spät. Indeß gingen doch der Direktor, ein Theil der bey dem Hospital angestellten Wundärzte, und die mehrsten Genesenen, nach Schwerin ab. Eine halbe Stunde nach ihrer Abreise kamen die Schweden an. Sobald sie die Entweichung jener Personen vernahmen, setzten sie ihnen nach, und holten sie anderthalb Meilen von Dargun ein. Sie wurden im Triumph zurückgebracht, und, nachdem man ihnen ihr Geld und ihre Habseligkeiten genommen hatte, nach Stralsund abgeführt.

Die Schweden behandelten auch alle Kranke als Kriegsgefangene, diejenigen ausgenommen, die das Bett nicht verlassen konnten, und deren Zahl sich ungefähr auf hundert und zwanzig belief. Alles was zum Hospital gehörte, als Matratzen, Strohsäcke, Bettgestelle, Mäntel, Bettdecken, Tücher, u. s. w. die doch auf Kosten der Stadt Demmin angeschafft waren, wurden von den Schweden weggenommen; ja sie verschonten sogar den Nachlaß der Todten nicht. In den ersten Augenblicken der allgemeinen Bestürzung, starben viele Kranke vor Schreck, und andere, die anfingen von schweren Krankheiten zu genesen, bekamen die bedenklichsten Recidive.

Billig sollten, durch eine gegenseitige Uebereinkunft unter den kriegführenden Mächten, die Hospitäler für neutral erklärt werden. Man sollte bedauernswerthe

Kranke und Verwundete, die sich unter den Händen der Aerzte und Wundärzte befinden, und noch weit weniger diese, nicht als Kriegsgefangene betrachten. Das Asyl der unglücklichen Schlachtopfer des Krieges sollte als ein Heiligthum betrachtet, und von allen Nationen respektirt werden. Leider aber haben wir diesen Grad der Humanität noch nicht erreicht.

Dargun ward von den Schweden besetzt, und es blieb im Hospital ein Posten von zwölf Mann und einem Unterofficier.

Die Menschlichkeit gebot jedoch, sich der Kranken anzunehmen, die im Hospital zurück geblieben waren. Auch bewilligte der schwedische Gouverneur, Freyherr von Essen, auf bittliche Vorstellungen des Magistrats zu Dargun, der uns immer mit seiner Freundschaft beehrt hatte, die Freylassung der drey ersten beym Hospital angestellten Offizianten. Er erließ deßhalb nachstehenden Befehl, der eben so ehrenvoll für den schwedischen General, als schmeichelhaft für uns ist.

„Seine Excellenz, der Herr General-Gouverneur „und Oberbefehlshaber der Truppen Sr. Majestät des „Königs von Schweden, befiehlt, daß die drey Chefs „des Militair-Hospitals zu Dargun, nämlich der Doktor Graffenauer, der Oberchirurgus Berthoz „und der Direktor Lebarz, die sich in ihrer Amtsführung durch treue Pflichterfüllung ausgezeichnet haben, in ihre Heymath zurückkehren können, sobald das „gedachte Hospital aufgehoben seyn, und ihr Dienst

„bey selbigem aufhören wird, nach dem alsdann Sr. Ex„cellenz abzustattenden Rapport.“ Im Hauptquartier zu Demmin den 7ten April 1807.

Unterz. Melin, Generaladjudant und Obristlieutenant.

Dieser Autorisation zufolge, setzten wir unsere Geschäfte wieder fort. Alles kehrte in die alte Ordnung zurück; die Schweden benahmen sich sehr gut, und behandelten uns mit vieler Höflichkeit. Ich hatte Gelegenheit zu bemerken, daß diese Nation nicht so roh ist, als man gewöhnlich glaubt. Unter den nördlichen Völkern sind die Schweden vielleicht die gebildetesten und kultivirtesten, und mit Recht pflegt man sie daher die Franzosen des Nordens zu nennen. Und wie viele verdiente Gelehrte hat dieses Land nicht hervorgebracht? Wer kennt nicht die Namen Linné, Thunberg, Bergmann, Wallerius, Kronstädt u. a. m.?

Den Truppen fehlt es nicht an Muth, und sie schlagen sich wacker; auch lassen ihnen unsere Soldaten in diesem Punkt Gerechtigkeit wiederfahren.

Der schwedische Krieger ist groß, gut gewachsen, stark, kraftvoll und kühn, aber ein wenig schwerfällig; es fehlt ihm die Beweglichkeit und Lebhaftigkeit des französischen Soldaten.

Die schwedischen Officiere tragen eine weiße Binde um den linken Arm, zum Andenken der Revolution im Jahr 1772, und um den Soldaten kenntlicher zu seyn. Diese Auszeichnung hat jedoch den Nachtheil, daß sie

sie auch dem Feinde mehr verräth; auch sind wirklich viele schwedische Officiere im linken Arm blessirt. Fast alle, die ich in Dargun kennen gelernt habe, sprachen das Französische sehr geläufig, und einer von ihnen hatte in St. Domingo als Adjudant des Generals Rochambeau gedient, der ihn seinen schwedischen Löwen zu nennen pflegte.

Ich habe Gelegenheit gehabt, in Betreff der schwedischen Sprache, die ich häufig von den Soldaten sprechen hörte, die Bemerkung zu machen, daß sie viel Aehnliches mit dem Englischen habe. Beide sind auch nur Dialekte der altdeutschen oder germanischen Sprache.

Dieselbe Bemerkung haben auch gelehrte Engländer auf ihren Reisen durch Schweden gemacht. Am auffallendsten ist die Aehnlichkeit in folgenden Worten: god day, guten Tag, im Englischen good day; farvel, Lebe wohl, im Englischen farwell; go, gehe hin, im Englischen gleichfalls go; eta, essen, im Englischen eat; fisk, Fisch, im Englischen fish; peppar, Pfeffer, im Engl. pepper; salt, Salz, im Engl. salt; vinn, Wein, im Engl. wine; liten, ein wenig, im Engl. little; too, zwey, im Engl. two; rod, roth, im Engl. read; u. s. w.

Das Schwedische hat zweyerley verschiedene Aussprachen. Nach der einen lautet jeder Buchstab, wie er geschrieben wird; die zweyte, die durch mundlichen Verkehr im Umgange entstanden ist, weicht von den grammatischen Regeln merklich ab. Im Ganzen ist die

schwedische Sprache sehr wohlklingend; sie weicht darin von andern Sprachen ab, daß sie den Artikel zu Ende des Substantivs setzt.

Die Herrschaft der Schweden bey uns dauerte nicht lange. Gegen den 16ten d. Monats änderte sich die Lage der Dinge. Der Marschall Mortier zog seine Truppen zusammen, marschirte über Pasewalk nach Anklam, warf die Posten bey Belling und Ferdinandshoff zurück, machte viel Gefangene, drang zugleich mit dem Feind in Anklam, und bemächtigte sich der Peene. Eine Kolonne schwedischer Truppen, die der General Cardell befehligte, ward abgeschnitten, und in Uckermünde vom General Veau angegriffen, der ihm drey Kanonen abnahm, und fünf hundert Gefangene machte. Hierauf kehrten die Schweden, da sie überall geschlagen wurden, eilend in ihr Land zurück, und verlangten einen Waffenstillstand, der ihnen auch bewilligt wurde. Dieser wurde am 18ten in Schlatkow, ohnweit Greifswalde, zwischen dem Marschall Mortier und dem General-Gouverneur, Freyherrn von Essen, geschlossen. In demselben ward bestimmt, daß die Inseln Usedom und Wollin, die in der Ostsee liegen, und zu Schwedisch-Pommern gehören, den Franzosen übergeben werden sollten, und daß die Schweden den Belagerungen von Kollberg und Danzig kein Hinderniß in den Weg legen dürften. Die Feindseligkeiten könnten erst nach vorgängiger zehntägiger Aufkündigung des Waffenstillstands wieder anfangen.

Nur höchst ungern hat der Kaiser mit Schweden, das sonst immer Frankreichs Verbündeter war, Krieg geführt. Der Monarch befiehlt in einem Briefe, den er an den Marschall Mortier, während der Belagerung von Stralsund, schrieb, die Festung so viel als möglich zu schonen, und vernahm mit Bedauern die Verbrennung der Vorstädte. Schon damals wünschte er einen Waffenstillstand, um einem Kriege ein Ende machen zu können, den er für ein Vergehen gegen die Politik ansah.

Bey der Nachricht von der Annäherung der Franzosen, verließen die Schweden aufs schleunigste Dargun, ohne jemand etwas zu Leide zu thun. An demselben Tage ward Demmin aufs neue von den Franzosen besetzt, und bald darauf kehrten die Wundärzte und Employirten, die als Kriegsgefangene nach Stralsund geführt worden waren, in unser Hospital zurück. Sie waren mit der Behandlung äußerst zufrieden, die sie in ihrer Gefangenschaft erfahren hatten.

Nach Abschließung des Waffenstillstandes mit Schweden, ward das achte Armee-Korps nach Danzig beordert, um zur Einnahme dieses Platzes mitzuwirken. Das Hospital zu Dargun ward daher aufgehoben; die Kranken wurden nach Stettin gebracht, und wir erhielten Befehl, dem Hauptquartier zu folgen.

Dreyzehnter Brief.

Reise von Dargun nach Oliva. — Nachrichten von Stettin. — Bildsäule Friedrichs des Zweyten. — Die Oder. — Aussicht von der Oder-Brücke. — Nachricht vom Militair-Hospital zu Stettin. — Fort Preußen. — Spatziergang nach Grabow. — Damm. — Stargard. — Tempelburg. — Neu-Stettin. — Bütow. — Nonnen-Kloster in Zuccow. — Die Abtey Oliva. — Der Saal, in welchem der Friede zwischen Schweden und Polen geschlossen wurde. — Ein auf diesen Frieden verfertigtes Anagramm. — Merkwürdigkeiten, Denk- und Grabmähler in der Kirche der Abtey. — Herrliche Aussicht vom Karlsberg in die Ostsee. — Angenehmer Weg von Oliva nach Danzig. — Kapitulation dieser Stadt. — Feierlicher Einzug der Franzosen und ihrer Verbündeten. — Verwüstungen, welche das Bombardement verursacht hat. — Fahrzeuge, auf welche man während des Bombardements von Danzig flüchtete.

Oliva bey Danzig im May 1807.

Von Dargun gingen wir über Demmin, Friedland, Pasewalk und Löcknitz nach Stettin. Diese Reise war

ziemlich angenehm; Friedland und Pasewalk sind klei-ne Städte, mit freundlichen Umgebungen. Löcknitz hat ein altes verfallnes Schloß. Die Wege sind gut, man passirt mehrere große Waldungen.

Stettin, die Hauptstadt von Vorpommern, ist groß und wohlgebaut, sehr befestigt, und hat eine reizende Lage an der Oder. Man trifft hier mehrere treffliche Gebäude, gerade und breite Straßen, und große Plätze; doch giebt es auch viel alte und unansehnliche Häuser, krumme und enge Gassen, in welchen man Berg auf und Berg ab steigen muß.

Der schönste Platz in der Stadt ist der Exerzier-platz. Er ist von beträchtlichem Umfange, und auf der einen Seite mit wohlgebauten Häusern, auf der andern aber von dem Stadtwalle umgeben. Auf diesem Platz steht die Bildsäule Friedrichs des Zweyten aus weißem carrarischen Marmor, von dem berühmten Bild-hauer Schadow in Berlin, verfertigt. Im ganzen preußischen Staate ist dieß das einzige, Friedrich dem Großen errichtete Denkmahl.

Der Wall, welcher die Stadt umgiebt, ist, die Oder-Seite ausgenommen, mit Bäumen besetzt, und ein sehr angenehmer Spatziergang. Die Oder strömt zwischen der Stadt und der Vorstadt, die man Lasta die nennt, durch. Von der Oderbrücke hat man einen vortrefflichen Anblick über den mit Schiffen bedeckten Strom und die Kays auf beiden Seiten desselben, wel-che von Menschen wimmeln.

Das Militair-Hospital in Stettin liegt vor der Stadt am Ufer der Oder. Die Krankenzimmer sind in großen Baracken angelegt, die vormals zu Salz-Magazinen dienten. Manche Zimmer fassen vierzig bis funfzig, ja einige sogar hundert Kranke. Diese haben hier eine sehr gute und behagliche Wohnung, und können, sobald sie die Fenster öffnen, aus ihren Betten den Strom, die vorbeyfahrenden Schiffe, und die freundliche Gegend, die am jenseitigen Ufer liegt, übersehen.

Die ärztliche Ober-Aufsicht führte damals ein alter italiänischer Arzt, der Doktor Bussan, der für sein Alter außerordentlich fleißig und thätig war. Er ist mit einer Römerin verheirathet, die ein seltenes Talent in der Steinschneidekunst und Verfertigung von Kameen nach Antiken besitzt. Sie arbeitete damals an einem Aesculap aus ägyptischem Marmor, und an einem Apollo aus obersteinschem Agath. Sie malt auch in Oel.

Als wir durch Stettin kamen, war man dort sehr eifrig mit der Ausbesserung der Festungswerke beschäftigt. Auf der Mittagsseite der Stadt liegt ein bedeutendes Fort, das Fort Preußen genannt.

Der beliebteste Lustort der Stettiner ist Grabow. Der dahin führende Weg ist sehr angenehm, denn man findet hier viele stark besuchte Gärten.

Damm, ein kleiner Ort, eine Meile von Stettin, dient dieser Stadt als Vormauer. Damm ward im

Jahr 1758 befestiget. Gegenwärtig sind französische Truppen beschäftigt, die alten Festungswerke auszubessern und zu erweitern. Schon hat man einen neuen Graben gezogen, und alle Wälle mit Palisaden versehen.

Die Einwohner von Damm sind fast alle arm; sie bestehen größtentheils aus Fischern, Krämern und Handwerkern. Von Stettin nach Damm führt eine treffliche Chaussee, die aber durch eine Menge Brücken, die über Aerme der Oder führen, unterbrochen wird.

Wenn man Damm verläßt, kommt man durch einen großen Meilen langen Wald, in welchem der berüchtigte Schill mit seinen Genossen, oft Plünderungen vorgenommen hat.

Stargard, die Hauptstadt von Hinterpommern, liegt an der Ihne, in einer Gegend, wo man viel Getreide und Hülsenfrüchte baut. Stargard ist groß, wohlgebaut und befestigt. Von den beiden hiesigen Kirchen zeichnet sich die Marienkirche durch ihre gothische Bauart und ihr hochgewölbtes Dach aus.

Die Gegend, welche man auf dem Wege von Stargard nach Bütow passirt, ist gut angebaut, und man findet hier mannichfaltige, abwechselnde und gefällige Ansichten. Man kommt hier durch mehrere kleine Städte, als Norenberg, Falkenberg, Tempelburg, Neu-Stettin, u. s. w.

Falkenberg hat ein hübsches Schloß, und einen wohl unterhaltenen Garten. — Tempelburg liegt an

einem beträchtlichen See; die umliegende Gegend hat viel Aehnliches von Dargun. — Neu-Stettin liegt gleichfalls an einem See, in dessen Mitte, auf einer Insel, in einem großen Gebäude, ein Militair-Hospital angelegt ist. Diese Insel hängt vermittelst einer Brücke mit der Stadt zusammen. Die Einwohner von Neu-Stettin führten bittre Beschwerden über die Polen, die sie gemißhandelt und geplündert hatten. Schon im Jahr 1760 ward Neu-Stettin von den Russen der Plünderung Preis gegeben. —

Hinter Neu-Stettin nimmt die Fruchtbarkeit des Bodens ab; das Erdreich wird steinig und scheint nicht mehr ergiebig zu seyn. Man passirt mehrere elende Dörfer, die aus armseligen mit Stroh gedeckten Hütten bestehen.

Bütow ist eine kleine Stadt von gefälligem Ansehen, mit einem alten Schloß, welches dem dortigen Beamten zur Wohnung dient. Im Jahr 1629 brannte diese Stadt ganz ab. In ihrer Nähe, und besonders bey dem eine Meile entfernten Bernsdorff, wird viel Bernstein gefunden, mit welchem die Juden einen starken Handel treiben.

In Bütow versahen wir uns mit einigen Nahrungsmitteln, da man uns von der Armseligkeit der Gegend, die wir bis Danzig passiren mußten, benachrichtigt hatte. Wirklich herrscht in diesem Landstrich die bitterste Armuth; das Erdreich ist bergigt, der Boden dürr und steinigt. Man kömmt durch mehrere polni-

sche Dörfer, unter andern durch Stenficz und Zuccow. In dem Letzteren ist ein Nonnen-Kloster von dem Orden des heiligen Norbert, was bereits im dreyzehnten Jahrhundert gestiftet ward. Die Nonnen, welche ich im Refektorium speisen sah, waren weiß gekleidet und trugen schwarze Schleier.

Endlich kamen wir durch ein freundliches Thal, Freudenthal genannt, nach Oliva, wo das Hauptquartier des achten Armee-Korps sich befand. Die Truppen kampirten zwischen Oliva und Danzig.

Das Bombardement von Danzig hatte bereits seit einigen Tagen aufgehört, und man war damit beschäftigt, über eine Kapitulation zu unterhandeln.

Oliva ist ein ansehnlicher Flecken, eine Meile von Danzig. Hier ist eine bedeutende Abtey des Benediktiner-Ordens, die bereits im Jahr 1178 gestiftet wurde. In den Kriegen, welche sonst diese Gegend verheerten, ist dieses Kloster mehrmals zerstört und abgebrannt worden. Im Jahr 1660 am dritten May ward hier ein Friedenstraktat zwischen Polen und Schweden geschlossen. Der Prior erwies mir die Ehre, mich in den Saal zu führen, wo der Friede verhandelt worden war, und mir den mit einer Marmorplatte belegten Tisch zu zeigen, an welchem die Gesandten saßen. In demselben Saal sieht man auch eine Tafel von schwarzem Marmor, auf welcher mit vergoldeten Lettern ein Anagramm eingegraben ist, welches ein Wortspiel über Oliva und Viola, und auf diesen Frieden Be-

zug hat. Ich habe es mir abgeschrieben und theile es Ihnen mit.

Oliva
Anagramma
Viola

Sanant, non violant violae, sic fecit Oliva
Languenti patriae dum medicina fuit.
Lenit haud laesit, non punxit at unxit Oliva,
Fructus non luctus, flosculus iste dedit,
Hinc oleum vitae, dulcissima pharmaca ab ista
Pax sumpsit viola quae violata fuit
Anno quo
PaX MoDo CLaret
Messuit hic oleas Urbes gens Sueca Polona
Fructibus excelsis pax surgat, Oliva perennet.

Die Kirche der Abtey Oliva ist ein vortreffliches Gebäude, und reich an Sehenswürdigkeiten. Sie hat beynahe vierzig Altäre. An einem derselben findet man eine marmorne Säule, deren Geäder fast aussieht, wie ein Menschenkopf. Ich hörte bey dieser Gelegenheit, daß ein König von Schweden, der dieß sonderbare Naturspiel sah, sich erboten habe, diese Säule gegen eine goldene von gleichem Gewicht auszutauschen, welches aber vom Könige von Polen nicht bewilligt worden sey. An einem andern Altar sieht man das Leiden Christi, aus einem einzigen Alabaster-Block gehauen. Dieß ist ein Meisterwerk der Kunst; man erzählt, daß der Bildhauer, welcher es verfertigte, nach

Vollendung seiner Arbeit, den Meißel, dessen er sich dabey bediente, unglücklicher Weise zerbrochen, und aus Verzweiflung darüber sich vergiftet habe.

Unter dem Chor der Kirche ruhen die Gebeine der Stifter dieser Abtey, und an den Wänden sieht man die Bildnisse ihrer Wohlthäter. Man findet hier auch viele Denk- und Grabmähler mit lateinischen Inschriften, von welchen nachstehende mir werth zu seyn schienen, Ihnen mitgetheilt zu werden:

Cur inflaris homo? cur terra cinisque superbis?
Sta! pensa ut vermes viscera nostra vorant;
Deciperis votis, momento falleris uno,
Mors ridet curas, anxia vita nihil.

Hier ist auch einem französischen vor Danzig gebliebenen Officier ein Monument mit folgender Inschrift errichtet:

Hic jacet
Dominus Ferdinandus ab Imecourt
Penes Gedanensem oppugnationem
occisus
Die XIII. Aprilis 1807.

Auch die Orgel in dieser Kirche verdient erwähnt zu werden. Es ward sieben und dreyßig Jahr daran gearbeitet; sie hat hundert Stimmen, drey Klaviere, eben so viel Pedale, und vierzehn Blasebälge, deren jeder siebenzig Pfund Luft fassen kann. Sie ist erst seit funfzehn Jahren vollendet.

Der Pater Franz Ostrowsky hat in einem klei-

nen handschriftlichen Traktat, die merkwürdigsten Monumente dieser Abtey beschrieben. Dieß interessante Werkchen, welches er mir geschenkt hat, führt folgenden Titel:

Monumenta Monasterii de Oliva ac Dioecesis Wladislaviensis penes Gedanum notatu dignissima; in honorem Gallorum et omnium illorum confoederatorum edita et dedicata.

Unweit Oliva liegt ein kleiner ziemlich hoher Berg, welcher der Karlsberg heißt, und auf dessen Spitze ein chinesisches Haus erbaut ist.

Ich kann Ihnen, mein Herr, die Annehmlichkeit, den Reichthum und die Mannichfaltigkeit der Ansichten nicht beschreiben, die man von der Spitze dieses Berges genießt. Das Auge fühlt sich überladen, und der Geist sieht sich zu den erhabensten Vorstellungen entrückt. Rechts erblickt man eine Kette von Hügeln, an welche sich die reizendsten Landhäuser der Danziger Patrizier lehnen. Diese Hügel erstrecken sich bis vor die Stadt, wo man deutlich die von den Franzosen aufgeworfenen Batterien und ihre Baracken sieht, die großentheils in die Erde gegraben sind. Die Stadt mit ihren Kirchen und zahlreichen Thürmen, kann hier nach ihrer ganzen Ausdehnung übersehen werden; man verfolgt den Lauf der Weichsel bis zu ihrem Ausfluß ins Meer, sieht das Fort Weichselmünde und den Holm, eine Insel in der Weichsel. Was aber den Reiz dieser Aussicht außerordentlich erhöht, ist der große weite Wasser-Spiegel

des baltischen Meers, den man vor sich hat, und auf welchem russische und englische Fahrzeuge kreuzen. Dieses Gemälde müßte auf einem Panorama große Wirkung thun.

Der Weg von Oliva nach Danzig ist sehr angenehm. Er ist eine gute Meile lang, was man aber kaum bemerkt, weil die Gegenstände, die ihn auf allen Seiten umgeben, so mannichfaltig sind. Erst kommt man bey niedlichen Landhäusern, welche Danziger Patriziern gehören, vorbey, nach Langenfuhr, einer bedeutenden Vorstadt von Danzig, wo man mehrere hübsche Häuser findet. Wenn man aus Langenfuhr kommt, tritt man in eine herrliche vierfache Linden-Allee, die eine halbe Meile lang ist, und bis ans Stadt-Thor geht. Sie ward im Jahre 1763 gepflanzt, und hat durch die letzte Belagerung viel gelitten; mehrere Bäume sind beschädigt, und der zunächst an das Thor stoßende Theil der Allee ist weggehauen worden.

Am 24sten May ward die Capitulation von Danzig unterzeichnet, und der Feldmarschall Graf Kalkreuth erhielt dieselben Bedingungen, die er vormals der französischen Garnison zu Mainz bewilligt hatte.

Am 26sten besetzten die französischen Truppen die Wälle und Mauern der Stadt, und am 27sten marschirte die preußische Garnison, die von drey und zwanzig Tausend Mann, vorzüglich durch Desertion, auf sieben Tausend geschmolzen war, zum Thor von Langgarten aus, um sich durch die Nehrung nach Pillau zu

begeben. Einige Stunden nachher zogen die französischen und alliirten Truppen, den Marschall Lefevre, von seinen Generalen und Adjudanten umgeben, an der Spitze, feierlich ein. Dieser Einzug gewährte einen herrlichen Anblick. Unter den Truppen der Alliirten waren Sächsische, Polnische und Badensche.

Mit traurigen Empfindungen betrat ich die Stadt, da ich, zumal in der Vor- und Altstadt, die mehresten Häuser zerstört, vom Brande beschädigt oder von Kugeln durchlöchert sah. Sieben hundert Häuser waren gänzlich zerstört, wenigstens zwey Tausend mehr oder minder beschädigt, und vielleicht kein einziges, an welchem nicht die Fensterscheiben zerbrochen waren. In den Hauptstraßen hatte man das Steinpflaster aufgerissen; die Stadt schien verödet zu seyn; denn die Einwohner verbargen sich, oder kamen doch aus Furchtsamkeit nicht zum Vorschein. Es sollen mehr als siebenzig Tausend Bomben in die Stadt geworfen worden seyn.

Auf der Mottlau, einem Fluß, der durch die Stadt fließt, sah man Fahrzeuge, die mit dicken quer über einander gelegten Baustämmen bedeckt waren, worüber man noch mehrere Fuß hoch Erde und Mist geschüttet hatte. In diesen Fahrzeugen hatten sich mehrere Kaufmanns-Familien während des Bombardements verborgen gehalten.

Vierzehnter Brief.

Ursprung der Stadt Danzig. — Ihre bequeme Lage für den Handel. — Ihre Bevölkerung. — Einige Straßen. — Die lange Brücke. — Der Fischmarkt. — Das Schauspielhaus. — Die Festungswerke. — Der Hagelsberg. — Nachrichten vom Bombardement. — Wegnahme des Holms und eines englischen Schiffes. — Verbrennung der Vorstädte. — Vormalige Regierungsform von Danzig. — Handel. — Das Gymnasium. — Die naturforschende Gesellschaft. — Ihr Kabinet. — Nachrichten von G. Forster. — Bernstein-Zunft-Dreherey. — Bernstein-Fischerey. — Ankunft des Kaisers in Danzig. — Abmarsch des achten Armee-Korps.

Danzig.

Ursprünglich war Danzig nur ein Fischer-Dorf; jetzt ist es eine der ersten Handelsstädte Europens. Sie ist sehr groß und zählt ungefähr funfzig Tausend Einwohner; für den Handel ist sie äußerst glücklich gelegen. Ihr Umfang beträgt, die Vorstädte ungerechnet, eine halbe Meile. Ihre Bauart kann man eben nicht loben; die meisten Straßen sind schmal, woran die Gal-

lerien oder Plateformen vor den Häusern schuld sind, zu welchen man einige Stufen herauf steigt, und worunter gewöhnlich sehr gute gewölbte Keller befindlich sind. Das Rath- und das Zeughaus sind sehr alte Gebäude.

Die Hauptstraßen Danzigs sind: die Langestraße, der lange Markt, die Breitestraße, und vorzüglich Langgarten, in welchem der russische Pallast und das Gouvernements-Haus sich auszeichnet. Fast alle hier belegene Häuser sind in einem guten Geschmack gebaut und mit Gärten versehen.

Die Magazine und Speicher der Kaufleute liegen mitten in der Stadt, auf einer Insel in der Mottlau. Diese Insel hängt durch Brücken, auf einer Seite mit Langgarten, und auf der andern mit der eigentlich so genannten Stadt zusammen.

Die lange Brücke ist der Kay der Mottlau. Er ist nicht gepflastert, sondern bloß wie eine Brücke mit Brettern belegt; woher wahrscheinlich sein Name rührt. Dieser Kay, an welchem mehrere Danziger Kaufleuten gehörende Gebäude liegen, ist einer der besuchtesten und lebhaftesten Theile der Stadt. Nach der Straßen-Seite zu, findet man viele Drechsler- Galanteriekrämer- und Obstbuden; nur mühsam kann man sich hier durch das Menschen-Gewimmel drängen. — Die lange Brücke führt nach dem Fischmarkt, der eben so besucht ist. Hier athmet man aber eine mephitische Luft, woran die Ausdünstungen der vielen hier in Fäulniß gerathenen

thierischen Substanzen, vorzüglich der in Verwesung gegangenen Fische, schuld sind. Große und regelmäßig bebaute Plätze findet man in Danzig nicht. Was man hier Märkte nennt, sind nichts als Straßen, die etwas mehr Breite und Ausdehnung als die übrigen haben.

In Danzig sind viele Kirchen. Man zählt deren zwanzig, sowohl lutherische und reformirte, als katholische. Die merkwürdigste ist die Marien- oder lutherische Domkirche.

In vielen Straßen stehen Bäume, vorzüglich Nuß- und Roßkastanienbäume, auf welche die Einwohner viel halten.

Das Schauspielhaus liegt auf dem Kohlenmarkte. Es ist ein treffliches Gebäude mit einem Portikus, der auf vier Säulen ruht. Es ward vor sechs Jahren auf Aktien erbaut, und hat dreyßig Tausend Thaler gekostet. Im Innern ist es geschmackvoll eingerichtet und verziert. Während der Belagerung fiel eine Bombe hinein; doch dem dadurch verursachten Schaden ward bald abgeholfen, und nicht lange nach dem Einzuge der Franzosen ward schon wieder gespielt.

Danzig ist sehr befestigt, vorzüglich gegen Mitternacht und Abend, wo die Forts auf dem ziemlich hohen Hagels- und Bischoffs-Berge sie decken. Dagegen trifft diejenigen, welche die Festungswerke anlegten, der Vorwurf, daß sie den Zigangen- und Judenberg, die der Stadt gegenüber liegen, und sie bestreichen können, nicht abgetragen, oder doch zwischen diesen

Anhöhen und den obgenannten Forts nicht, vermittelst Redouten und Transcheen, eine Kommunikation unterhalten haben. Im Jahre 1734 versuchten die Russen, den Hagelsberg mit Sturm zu nehmen. Auch in diesem Kriege waren bereits alle Vorkehrungen zum Sturm getroffen. Die Franzosen hatten ihre Transcheen bis zum Fuße jenes Berges poussirt, und nur die Kapitulation ersparte den unglücklichen Danzigern diese Vermehrung ihres Elends.

Schon in meinem vorigen Briefe sagte ich Ihnen, mein Herr, daß Danzig in diesem Kriege erstaunlich viel gelitten habe. Schon seit dem März 1807 blokirten französische Truppen die Stadt. In der Nacht vom 23sten auf den 24sten April fing das Bombardement an, und hörte erst am 22sten May auf. Beynahe wäre der Gouverneur, Graf Kalkreuth, von einer Bombe getödtet worden, die in eine Kasematte des Hagelsberges fiel, als er sie eben verlassen hatte. Diese Bombe verwundete die Generale Laurens und Platen tödtlich, als sie eben an einem Tische saßen und eine Flasche Wein tranken.

Viele Einwohner von Danzig hatten sich nach Langgarten, und in die sogenannte Niederstadt geflüchtet, welcher sich der Feind wegen der Ueberschwemmung nicht nähern konnte. Hier waren öfter, in ganz kleinen Zimmern, zwanzig bis dreyßig Menschen beysammen. Die Kapitulation ward vorzüglich durch die Wegnahme des Holms und eines englischen Schiffes beschleunigt,

welches sich in die Stadt schleichen und Munition her-ein bringen wollte. Der Holm ist eine Insel, die auf einer Seite durch die Weichsel, welche hier einen weit vorspringenden Winkel bildet, und auf der andern durch einen Kanal desselben Flusses gebildet wird. Die-se Insel gehört einem Rathsherrn in Danzig, und ist nicht ganz klein; es liegen schöne Wiesen, mehrere Häu-ser, Scheunen, Ställe und Windmühlen darauf. Fünf-zehn hundert Russen, und eine Compagnie preußischer Artilleristen mit funfzehn Kanonen und fünf Mörsern vertheidigten sie. Diese Garnison, welche betrunken und eingeschlafen war, wurde theils niedergehauen, theils gefangen.

Das englische Schiff hatte sechs vier und zwanzig Pfünder, hundert und funfzig Centner Schießpulver, viele Lebensmittel, dreymal hundert Tausend Thaler, und eine große Anzahl Briefe an Bord. Alles dieß fiel den Franzosen in die Hände.

Die Preußen haben selbst mehrere Vorstädte von Danzig, z. B. Neugarten, Schidlitz, Stolzenberg und Alt-Schottland (eine wohlgebaute Vorstadt am Königs-berger Wege, mit vielen Fabriken und Waarenlagern), weggebrannt. Die Zerstörung dieser Vorstädte hat vie-le rechtliche Familien an den Bettelstab gebracht, und zahllose Thränen gekostet. Sachverständige behaupten, daß diese Maaßregel ganz unnöthig gewesen sey, daß man statt derselben im Prust, hinter Stolzenberg auf dem Wonnen- und Zigangenberge, hätte Batterien anle-

gen sollen, die den Feind verhindert haben würden, sich der Stadt zu nähern.

Die Hauptquelle des Reichthums der Danziger ist der Handel, vorzüglich mit England, dem sie sonst viel Getreide, das aus Polen kam, lieferten. Man pflegte daher Danzig die Kornkammer des Nordens zu nennen. Dieser Handels-Zweig kann erst nach dem allgemeinen Seefrieden wieder in Thätigkeit kommen.

Obgleich Danzig sich hauptsächlich mit dem Handel beschäftigt, so schließt dieß doch die Kultur der Wissenschaften nicht aus. Bey dem hiesigen Gymnasium sind sieben Professoren angestellt, die in den Anfangsgründen der Sprachen und Wissenschaften Unterricht ertheilen. Auch ist hier eine naturforschende Gesellschaft, die ein reichhaltiges Kabinet besitzt. Es ist in einem Saal über dem zum langen Markt führenden Thore aufgestellt, wo die Gesellschaft sich gewöhnlich versammelt. Glücklicher Weise hat das Bombardement hier keinen Schaden angerichtet. In dem oben erwähnten Kabinete findet man unter andern eine merkwürdige Sammlung vieler Seltenheiten aus Otahiti und Neuseeland. Die Gesellschaft hat sie von den berühmten Gelehrten Banks und Solander zum Geschenk erhalten. Man sieht allerley Werkzeuge und Geräthschaften, Kleidungsstücke, Zeuge, Hausgeräth u. s. w. Vorzüglich merkwürdig war mir eine steinerne Axt mit einem Stiel von Zitronen-Holz, ein Korb aus Kokusnuß-Schalen gemacht, eine Flöte von Zuckerrohr mit

zwey Löchern, welche die Wilden beym Blasen an die Nase legen, eine große Decke aus dem Bast des Maulbeerbaums verfertigt, ein Mantel aus Hunde-Haaren gemacht, Lanzen, Bogen, Köcher u. s. w. In der Mitte dieser Sammlung steht eine Pyramide, welche die Gesellschaft, zu Ehren der Geber dieser Seltenheiten, hat errichten und mit folgender Inschrift versehen lassen:

Illustri amicorum peregrinatorumque
Pari
Do. Banks
ac
Do. Solandro
Quod repositam hic domesticam
Militaremque supellectilem
Spoliorum eruditorum
Ex recens plenius detectis australis
Plagae insulis
Otahiti et Neo-Zelandiae
Ipsorum labore et industria partorum
Insigne specimen
Naturae scrutandae sodalibus Gedanensibus
Pro singulari sua munificentia
Eadem societas
Ad conservandam tanti beneficii memoriam
Hocce monumentum
Aeternis ipsorum nominibus sacrum
Poni jussit
A. 1779.

Man findet in diesem Kabinette noch mehrere Merkwürdigkeiten; unter andern einen Schrank, worin die Skelette der Köpfe und Füße aller bekannten Vogelarten aufbewahrt werden, mit nachstehender Inschrift:

Stemmata avium
Scientiae, industriae et munificentiae Kleinianae
Monumentum.

Außerdem sieht man hier noch eine beträchtliche Sammlung von in Weingeist aufbewahrten Amphibien, Korallen, Madreporen und Schaalthieren. Unter den Letztern befindet sich eine Muschel, die hundert und zwanzig Pfund wiegt. Das ist noch überdieß nur die Hälfte der Muschel; die andere Hälfte wird in Amsterdamm aufbewahrt. Sie gehört zu den sogenannten Riesen-Muscheln.

Unter den zahlreichen hier gesammelten Mineralien, war mir vorzüglich ein Stück gediegenes Eisen merkwürdig, das ein Pfund zwey Unzen und sieben Gran wiegt. Der Professor Laxmann aus Petersburg hat es hieher gesandt. Ferner findet man hier ein Krucifix und einen Rosenkranz aus Wielizcaer krystallisirtem Salze u. s. w.

In dem Saale, wo die Gesellschaft alle Mittewoch zusammen kommt, sieht man die Büste des Hevelius mit folgender Inschrift:

Stanislaus Augustus Rex
Monumentum hoc
Joh. Hevelio
erigi fecit
A. 1790.

Unweit Danzig liegt Dirschau, eine kleine Stadt, wo der berühmte George Forster, einer der Reisegefährten des berühmten und unglücklichen Cooks, geboren wurde.

Ueber das Leben dieses Gelehrten kann ich Ihnen folgendes mittheilen: Er war der Sohn eines Landpredigers, des nachher so berühmt gewordenen Johann Reinhold Forsters. Dieser nahm ihn mit nach England, als er kaum zwölf Jahr alt war, und bereits im neunzehnten schiffte er sich in Gesellschaft seines Vaters ein, um Cook auf seiner zweyten Reise um die Welt zu begleiten. Diese erforderte einen Zeitraum von drey Jahren; und Forster gab nach seiner Zurückkunft eine vortreffliche Beschreibung derselben in englischer und deutscher Sprache heraus. Er erfuhr in England manche Kränkungen, verließ es daher, und reiste nach Paris, wo ihn Büffon und Daubenton mit großer Achtung aufnahmen. In der Folge ward er Professor der Naturgeschichte in Cassel, welche Stelle er späterhin gegen eine Professur auf der Universität Wilna vertauschte. Die Kaiserin Katharina von Rußland wollte durch Forstern eine neue Reise um die Welt unternehmen lassen; unglücklicher Weise aber vereitelte der gerade damals ausbrechende Krieg mit der Pforte dieses Vorhaben, von welchem sich die Kenntniß fremder Erdtheile mit Recht bedeutende Erweiterungen hätte versprechen können. Nicht lange nachher rief der letzte Kurfürst von Mainz Forstern

dahin, wo er sich in sehr angenehmen Dienstverhältnissen befand, und von dem Kurfürsten persönlich sehr geschätzt wurde. Er war noch in Mainz, als französische Truppen sich dieser Stadt bemächtigten. Die Bürger derselben schickten ihn nach Paris, um dort ihre Vereinigung mit Frankreich zu bewirken. Während seiner Abwesenheit ward Mainz von den Preußen erobert, wobey Forster einen Theil seines Vermögens, und, (was ihm noch unangenehmer war) viele Manuscripte verlor, die dem Feinde in die Hände fielen. Der Gram über viele erlittene Unfälle, und eine skorbutische Schärfe, an welcher er schon lange litt, und die er sich wahrscheinlich auf seiner großen Seereise zugezogen hatte, verkürzten seine Tage, und verhinderten ihn an der Ausführung seines Vorhabens, eine Reise nach Thibet und Indostan zu machen, wozu er sich schon durch das Studium der morgenländischen Sprachen vorbereitet hatte. Er starb im vierzigsten Lebensjahre zu Paris am 13ten März 1794.

Ich habe in Danzig mehrere Bernsteindreher besucht; Bauer in der Fleischer-Gasse ist einer der geschicktesten derselben. Diese machen hier, in Stolpe, Königsberg, Elbingen und andern preußischen Städten, eine besondere Zunft aus. Sie bearbeiten ausschließlich den Bernstein, und machen daraus eine Menge Geräthe und Geschmeide, mit denen viel Handel getrieben wird, vorzüglich nach der Levante, wo man den Bernstein sehr schätzt. Unter andern verfertigen sie daraus

Halsbänder, Ohrgehänge, Petschafte, Knöpfe, Etuis, Kreuze, Vasen, Flöten, Spiegelrahmen, und sogar Brennspiegel.

Die Bernsteindreher bedienen sich zu ihren Arbeiten die gewöhnlichen Drechsler-Geräthschaften. Wenn sie aber an manchen Gegenständen, z. B. an Korallen und Knöpfen, Facetten schleifen wollen, so geschieht es mit Hülfe eines Steins, der viel Aehnliches mit einem Schleifstein hat. Die letzte Politur geben sie dem Bernstein mit Kreide und Wasser. Sie verbinden mehrere Stücke zu einem Ganzen, vermittelst eines Kitts, der aus Mastix, Leinöl und Bleyzucker verfertigt wird, oder halten sie auch bloß über das Feuer, indeß sie die aneinander zu fügenden Theile mit Leinöl bestreichen. Auf gleiche Weise werden auch zerbrochene bernsteinene Gefäße wieder gekittet.

Die Bernsteindreher verstehen auch die Kunst, trüben und unrein aussehenden Bernstein dadurch klar und hell zu machen, daß sie ihn entweder einige Tage bey kleinem Feuer in Leinöl kochen, oder ihn auch in Papier gewickelt acht und vierzig Stunden in heiße Asche legen.

Man will behaupten, daß einige Bernsteindreher die Kunst verständen, den Bernstein, ohne daß es ihm nachtheilig würde, in Formen zu gießen; sie machen aber ein Geheimniß daraus. Es ist bekannt, daß der Bernstein über dem Feuer schmilzt, er erleidet aber dadurch eine Art Zersetzung, wird dunkler und zerbrech-

licher. Alkohol und viele Arten Oele lösen ihn auf; es scheint aber nicht, daß man sich dieser Substanzen dazu bediene. Aus einigen Experimenten, die ich damals angestellt habe, ergab es sich, daß dieses Harz in siedendem Oliven-Oel weich wird; vielleicht wäre es möglich, es in diesem Zustande in Formen zu gießen.

Ueber den Ursprung des Bernsteins will ich Ihnen, mein Herr, nichts schreiben: Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß diese Substanz dem Pflanzen-Reiche angehört; da man häufig Insekten, Blätter und andere vegetabilische Bestandtheile darin entdeckt. Man findet den Bernstein in der Erde; der mehrste wird jedoch am Meere gefunden, oder mit Netzen daraus gefischt. Am häufigsten findet man ihn an der preußischen Seeküste, vorzüglich zwischen Danzig und Königsberg und in der Pillauer Gegend. Er wird auch in den vor Danzig gelegenen Hügeln, die eigentlich nur Sanddünen sind, die das Meer zurück ließ, wie auch zu Langenfuhr, Hayburg und Bansack gefunden. Letzteres sind Dörfer, die unweit Danzig zwischen Pruft und Dirschau liegen.

Von Leuten, die bey der Bernsteinfischerey zugegen gewesen sind, habe ich erfahren, daß der günstigste Zeitpunkt zu diesem Geschäft die Windstille ist, welche auf Nord- und Nordost-Winde, die in diesen Gegenden nicht selten sind, zu folgen pflegt. Der Bernstein wird durch die Gewalt dieser Stürme von

dem Grunde der See losgerissen und an die Küsten geworfen, wo er sich in den Bayen und an den Krümmungen des Ufers sammelt, und mit dem dort wachsenden Meergrase verflicht. Die Bernstein-Fischer benutzen diesen Zeitpunkt, um ihr Geschäft zu beginnen; sie schiffen in ihren Barken die Küsten entlang, und fischen mit einem Netze, das an einer langen Stange befestigt ist, jenes Meergras auf. Weiber und Kinder sind hernach am Ufer damit beschäftigt, den Bernstein heraus zu suchen.

Dieser gehört zu den beträchtlichsten Quellen der Einkünfte der preußischen Monarchen. Der Bernsteinfang wird daher auch stets im Beyseyn einiger königl. Officianten vorgenommen, die den Ertrag desselben nach Königsberg an die Bernstein-Kammer abliefern müssen. Die Bezahlung der Bernstein-Fischer richtet sich nach der Menge und Größe der von ihnen gelieferten Stücke. Der jährliche Ertrag der Bernstein-Fischerey steigt von hundert bis zu drey hundert Tonnen, und dieser Artikel bringt dem Staate jährlich ungefähr siebenzehn Tausend Thaler ein.

Der Kaiser Napoleon kam am 1sten Junius nach Danzig. Schon Tags zuvor traf er in Oliva ein, wo er in der Abtey übernachtete. In Danzig wohnte er in dem Hause eines Kaufmanns. Nachdem er einigen Mitgliedern des Magistrats, und einer Deputation der Kaufmannschaft Audienz gegeben hatte, ließ er, um drey Uhr Nachmittags, in Langgarten die polni-

sche Legion die Revüe passiren. Am folgenden Tage ging er, sobald er es erfuhr, daß die Russen die Feindseligkeiten wieder angefangen hatten, nach Finkenstein ab.

Das achte Armee-Korps hat so eben Befehl erhalten, sich mit den übrigen Korps der großen Armee zu vereinigen, und seinen, ihm in der Schlachtordnung bestimmten Rang einzunehmen. Die ganze Armee ist in Bewegung, und bereitet sich zu den großen Schlägen vor, die wir bald zu erwarten haben.

Funfzehnter Brief.

Schlacht bey Friedland. — Königsberg öffnet der französischen Armee die Thore. — Bemerkungen auf der Reise von Danzig nach Königsberg. — Prust. — Dirschau. — Blutiges Gefecht in dieser Stadt. — Polnische Getreide-Schiffe. — Marienburg. — Historische Nachrichten von dem alten Marienburger Schlosse. — Der Buttermilchs-Thurm. — Ursprung des deutschen Ordens. — Liebstadt wird eingeäschert. — Verwundete Officiere. — Landsberg. — Preußisch-Eylau. — Monument eines russischen Generals auf dem Schlachtfelde. — Details über die Schlacht bey Eylau. — Merkwürdige Aeußerung des Kaisers Napoleon. — Domnau. —

Königsberg im Junius 1807.

Die große so eben gelieferte Schlacht war eine der merkwürdigsten und blutigsten in diesem Kriege; sie wurde bey Friedland gefochten, und dieser Umstand scheint uns ein gutes Vorzeichen des nahen Friedens zu seyn. Das achte Armee-Korps hat viel Theil daran genommen, und den ganzen Tag hindurch den Angriff

der russischen Armee ausgehalten, auch dabey viel Leute verloren. Die Russen wurden gänzlich geschlagen, und Königsberg öffnete die Thore. Am funfzehnten hatte die Garnison, die aus fünf und zwanzig Tausend Mann russischer und preußischer Truppen bestand, die Stadt verlassen, und vor ihrem Abmarsche eine große Vorstadt vor dem Liebstädter Thore in Brand gesteckt, von welcher wir noch die rauchenden Trümmern sahen. Am 16ten ging der Magistrat dem Marschall Soult entgegen und überreichte ihm die Schlüssel der Stadt. Unsere Truppen hielten ihren Einzug in der besten Ordnung, und Königsberg wurde mit vieler Schonung behandelt.

Erlauben Sie, mein Herr, daß ich, ehe ich Ihnen etwas Näheres über diese Stadt sage, Ihnen einige Bemerkungen mittheilen darf, zu welchen mir die Reise von Danzig bis hieher Veranlassung gegeben hat.

Der Weg führt durch Prust, einen ansehnlichen Flecken, der eine Meile von Danzig entfernt liegt. Man findet hier viele große und wohlgebaute Häuser.

Als wir durch Dirschau, eine kleine an der Weichsel gelegene Stadt fuhren, sahen wir dort viele Häuser, theils niedergebrannt, theils mit Kugeln durchlöchert, und an andern Thüren und Fenster eingeschlagen, und die Dächer zerschmettert. Dieß waren klägliche Ueberbleibsel des blutigen Gefechts, welches hier am 23sten Februar d. J. vorfiel, als die polnischen und ba-

denschen Truppen unter den Befehlen der Generale Menard und Dombrowsky, sich dieser Stadt bemächtigten. Die hiesige preußische Garnison war damals funfzehn hundert Mann stark, welche vier Kanonen hatten. Der preußische Kommandant concentrirte sich in der Stadt, und postirte einen Theil seiner Truppen in die Kirche und auf den Kirchhof, wo er seine Batterien errichtet hatte. Er vertheidigte sich mit vielem Muthe, und leistete hartnäckigen Widerstand. Doch die badenschen und polnischen Truppen drangen unaufhaltsam vor, und unter Kartätschen-Hagel in die Stadt, während die Vorstadt in Flammen stand. Nun begann ein furchtbares Gemetzel; endlich mußten die Preußen, die von allen Seiten umringt waren, weichen, und die Waffen strecken.

Die Weichsel theilt sich vor Dirschau in zwey Arme, von welchen der eine oder die eigentlich so genannte Weichsel bey dieser Stadt vorbey fließt, und bey Danzig in die Ostsee fällt; der andere aber, der die Nogat heißt, bey Marienburg vorbey fließt, und sich ins frische Haff ergießt. Das Dreyeck, welches beide Arme der Weichsel mit der Ostsee bilden, macht die Insel Nogat aus, einen sehr fruchtbaren Erdstrich, der uns vortreffliche Remonte-Pferde für die Kavallerie geliefert hat.

Auf der Weichsel sahen wir viele polnische Getreide-Schiffe von sonderbarer Bauart. Sie gleichen den Nachen, sind aber außerordentlich lang. Manche, die

nur vierzehn Fuß breit sind, haben eine Länge von beynahe achtzig Fuß. Sie sind unbedeckt, und führen bloß einen langen und spitzen Mast, der funfzig bis sechzig Fuß hoch ist. An diesem ist ein leichtes Segel befestigt, das man herauf winden und herab lassen kann. Marienburg ist eine ziemlich beträchtliche Stadt. Sie liegt an der Nogat, in einer angenehmen fruchtbaren Gegend. Eine Schiffbrücke führet bereits seit geraumer Zeit über den eben genannten Strom; in ganz alten Zeiten aber war hier eine dauerhafte hölzerne Brücke, welche im Jahre 1340 von einem Großmeister des deutschen Ordens erbaut worden war *). Die französischen Truppen haben seit ihrem Hierseyn Marienburg sehr befestigt, und einen Brückenkopf an der Nogat angelegt. Die Hauptstraße, welche durch die Stadt führt, ist breit, und die Häuser auf beiden Seiten haben Arkaden, unter welchen Krämer-Buden angebracht sind. Diese Stadt wird durch ein altes Schloß berühmt gemacht, welches sich hier befindet, und in der Vorzeit den Rittern des deutschen Ordens zur Residenz diente.

Es ist werth, die gespannte Aufmerksamkeit des Beobachters auf sich zu ziehen. Es ist ein herrliches Monument der Baukunst vergangener Jahrhunderte, und

*) Man versichert, der Kaiser Napoleon habe Befehl ertheilt, diese Brücke wieder herzustellen, welches jedoch bey dem bald darauf erfolgten Abschlusse des Tilsiter Friedens unterblieben sey.

erinnert uns an den Geist, der die Völker Europens im Mittel-Alter beseelte, und sie zu den schwierigsten Unternehmungen reizte. Dieses Schloß ward im Jahre 1276 von den deutschen Ordens-Rittern erbaut, als diese in das alte Preußen gerufen worden waren, um dessen damals heidnische Bewohner zum Christenthume zu bekehren. Eine Kapelle mit der silbernen Bildsäule der Jungfrau Maria, die hier aufbewahrt wurde, und wahrscheinlicher Weise frühern Versuchen, die Heiden zu bekehren, ihr Daseyn verdankte, gab die erste Veranlassung zur Erbauung des Schlosses. Bald ließ sich in der Nähe desselben eine Colonie nieder, welche die Stadt erbauete, der man den Namen Marienburg beylegte.

Im Jahre 1309 verließ der Großmeister, Siegfried von Feuchtwangen, seine Residenz in Venedig, und verlegte sie nach dem Marienburger Schlosse, welches sehr erweitert und mit Mauern und Gräben umgeben wurde. Man hielt damals die Eroberung desselben für unmöglich. Im Jahre 1410 ward es von Jagello, König von Polen, belagert. Schon hatten die Polen die Stadt mit Sturm eingenommen, und blockirten das Schloß; doch der tapfere Großmeister, Heinrich Reuß von Plauen, leistete so hartnäckigen Widerstand, daß die Polen sich genöthigt sahen, die Belagerung aufzuheben. In der Folge ward jedoch dieses Schloß mehrmals von den Polen genommen, und endlich 1466 im Thorner Frieden an sie abgetreten.

Sie blieben drey hundert und sieben Jahr Herren desselben, bis Friedrich der Große 1772 Westpreußen in Besitz nahm. Man muß sich darüber wundern, daß dieser Monarch, der ein gründlicher Kenner und großer Beschützer der Kunst war, so wenig Achtung für dieß köstliche Monument der Architectur bewies. Denn er ließ darin Kasernen, Magazine und Gefängnisse anlegen; das Refectorium ward in einen Exerzier-Saal verwandelt, und die vormaligen Zimmer des Großmeisters einem preußischen General zur Wohnung angewiesen. Kaum vermag man daher jetzt in diesem Schlosse die Spuren seines alten Glanzes wahrzunehmen. Im jetzigen Kriege haben die Franzosen hier ein Militair-Hospital und ein Magazin angelegt.

Das Marienburger Schloß liegt an der Nogat auf dem hohen Ufer, oder vielmehr auf einem Hügel, der auf der Nordseite flacher wird. Eigentlich besteht es aus drey Schlössern, die durch Gräben von einander getrennt, und durch Brücken verbunden sind. Die Mauern sind acht bis zehn Fuß dick. Im Jahre 1774 ließ Friedrich der Zweyte einen neuen Eingang in dieses Schloß, der Stadt gegenüber, durchbrechen, an dessen Thore man jetzt folgende Inschrift lieset:

Fridericus Magnus
Militis in hospitium, civium
in levamen, ex ruinis restaurari jussit
Ao. 1774.

In der Kirche des Schlosses, die sehr weitläuftig

ist, findet man viele Monumente von Backsteinen, eine beträchtliche Anzahl Säulen, Pilaster und Capitäler von polirten Kalksteinen. Auf dem Altar steht dieselbe silberne Bildsäule der Jungfrau Maria, die man, wie ich bereits oben erwähnt, in der Kapelle gefunden hatte. Vor dem Altar in der St. Annen-Kapelle liegt ein großer Grabstein, unter welchem die Gebeine der Großmeister des deutschen Ordens ruhen.

Im Kapitel-Saal zeigt man in der Mauer eine steinerne Kugel, welche die Polen bey der Belagerung von Marienburg im Jahre 1410 von dem andern Ufer der Nogat hieher geschossen haben.

Vormals war dieses Schloß mit hohen Mauern und einigen dreyßig runden und viereckigten Thürmen umgeben, von welchen nur noch ein einziger übrig ist, der den seltsamen Namen des Buttermilchs-Thurms führt. Als die Veranlassung dieser sonderbaren Benennung giebt man folgende Tradition an. Der Woywode des Schlosses schickte einen seiner Leute in ein Dorf, um Buttermilch zu holen. Die Einwohner des Dorfs ließen ihm aber sagen, daß sie jetzt keine hätten, ihm aber bald welche schicken wollten. Bald darauf sandten sie auch vier Deputirte mit einer ganzen Tonne Buttermilch nach dem Schlosse. Allein der Woywode hatte ihre erste Weigerung übel genommen, und ließ die Deputirten in diesen Thurm einsperren, wobey er ihnen andeutete, daß sie nicht eher heraus kommen sollten, bis sie sämmtliche Buttermilch gegessen haben würden.

Dieser Thurm liegt an dem Ufer der Nogat, wenigstens achtzig Fuß hoch und dreyßig im Diameter; seine Mauern sind über zehn Fuß dick.

Der deutsche Orden ward im zwölften Jahrhundert gestiftet. Die deutschen Ritter, die mit dem Kaiser Friedrich Barbarossa einen Kreuzzug nach Palästina gegen den Sultan Saladin gemacht hatten, stifteten eine Gesellschaft oder einen Orden, welcher die Beschützung und Unterstützung armer Pilger zum Zweck hatte. Im Jahre 1191 bestätigten der König Heinrich von Jerusalem und der Pabst Cölestin diesen Orden, und wählten die Jungfrau Maria zu seiner Schutzheiligen.

Nach dem Tode des Kaisers Barbarossa, wählten die Ritter einen Großmeister, der die Rechte eines Souverains erhielt. Die Ritter verpflichteten sich beym Eintritt in diesen Orden, die Ungläubigen zu bekriegen und die Kranken zu verpflegen. Sie leisteten auch das Gelübde der Keuschheit, verzichteten auf jedes Eigenthum, und unterwarfen sich mit blindem Gehorsam den Befehlen ihrer Obern. Ihre Ordens-Tracht war ein weißer Mantel mit einem schwarzen Kreuze.

Wenn man Preußen durchreist, so trifft man fast auf jedem Schritte Denkmähler an, welche die Geschichte jener Zeiten ins Gedächtniß zurückrufen. Auch die kleine Stadt Christburg ward bereits im Jahre 1247 gleichfalls durch die deutschen Ordens-Ritter erbaut, wel-

chen noch viele andere preußische Städte ihr Daseyn verdanken.

Welch trauriges herzbeklemmendes Schauspiel, eine völlig niedergebrannte Stadt zu sehen! Dieß war das Schicksal von Liebstadt, das eine heftige Feuersbrunst, deren Ursprung man nicht kennt, vor einigen Monaten einäscherte. Man kann die Straßen noch passiren; aber statt der Häuser sieht man nichts als Trümmern und Steinhaufen: denn auch nicht ein einziges Haus konnte gerettet werden. Wir quartirten uns vor der Stadt in dem einzigen bey derselben übrig gebliebenen Asyl, einer im tiefen Grunde liegenden Mühle ein. Hier fanden wir einen verwundeten französischen Adjudanten, der durch eine Kanonen-Kugel einen Arm verloren hatte. Mit Erstaunen sah ich, daß dieser Unfall auf die fröhliche Laune dieses Officiers gar keinen Einfluß äußerte. Er ging im Zimmer auf und nieder, schwatzte, lachte, und machte allerley possirliche Bewegungen mit dem ihm übrig gebliebenen Arm. Es war ein preußischer Officier bey ihm, ein Neffe des Ministers von Hardenberg, der eine Schußwunde in den Unterleib bekommen hatte. Dieser war in einer völlig entgegengesetzten Stimmung. Er war ernsthaft, nachdenkend und seufzte oft. Der Prinz Murat hatte ihn dem Adjudanten angelegentlich empfohlen.

Zwischen Liebstadt und Wormditten besahen wir, mit vorzüglichem Wohlgefallen, das hier aufgeschlagen ge-

wesene, jetzt geräumte französische Lager. Es bestand aus mehreren Reihen Baracken, die aus Tannenzweigen, Stroh und Baumrinde zusammen gesetzt waren. Andere waren äußerst künstlich aus Schilf geflochten; manche hatten sogar Fenster. In jeder dieser Hütten fanden acht bis zehn Mann Platz. An den Wegen, die durch das Lager führten, waren Tannenzweige gepflanzt. Das Ganze gewährte einen sehr gefälligen Anblick, und hatte das Ansehen eines großen Dorfes.

Wormditten ist eine armselige kleine Stadt mit einem Schlosse, welches vormals die Bischöffe von Ermeland bewohnten.

Ganz Landsberg fanden wir mit Verwundeten angefüllt, die nach der Schlacht bey Friedland hieher geschafft worden waren. In Ermangelung eines Hospitals, hatte man sie bey den Bürgern einquartirt. Die mehresten waren an der Hand, am Arme oder am Kopfe verwundet, und seit einigen Tagen nicht verbunden; sie hatten den Weg vom Schlachtfelde hieher zu Fuße machen müssen, und sehnten sich nach der Aufnahme in ein Hospital. Eine beträchtliche Anzahl russische Gefangene waren in die Kirche eingesperrt.

Bey Preußisch-Eylau nahmen wir das Schlachtfeld in Augenschein, wo einem russischen hier gebliebenen General ein Denkmahl errichtet war. Dieses Schlachtfeld, auf welchem man noch vor kurzem nichts als Schnee und Blut sah, war jetzt mit dem lieblichsten Grün be-

deckt. Nur mit Mühe konnte sich die Phantasie auf diesen lieblichen Gefilden die furchtbaren Auftritte vergegenwärtigen, von denen sie in der grausenden Schlacht vom 8ten Februar d. J. Zeuge gewesen waren.

Wir besuchten auch den unweit der Stadt gelegenen Gottesacker, wo der Feind einige Regimenter postirt hatte, die den hartnäckigsten Widerstand leisteten; auch bestiegen wir den eine halbe viertel Meile von der Stadt belegenen Hügel, über welchen der Marschall Davoust in dem Augenblick vordrang, als der Sieg noch ungewiß war, den Feind überflügelte, und ihn auf dem Rückzuge schlug. Drey hundert Feuerschlünde verbreiteten an jenem stets merkwürdigen Tage auf beiden Seiten Tod und Verderben. Es war ein furchtbares Gemetzel! — Noch acht und vierzig Stunden nach der Schlacht, lagen fünf hundert blessirte Russen hier unter freiem Himmel, deren Wunden noch nicht verbunden waren. Der Kaiser Napoleon war in den ersten Tagen nach der Schlacht hier gegenwärtig, um die Verfügungen zu treffen, welche die Menschlichkeit zur Pflicht macht.

Man erzählt, daß der Monarch, der bey dem lutherischen Prediger anderthalb Meilen von Eylau sich einquartirt hatte, in ein auf dem Schreibtische des Geistlichen liegendes Stammbuch folgende merkwürdige Worte schrieb: „Entzückender Zufluchtsort der Ruhe und des Friedens! warum mußt du der Schauplatz der Schreckniſſe des Krieges werden?“

Die Stadt Eylau ist klein, wohlgebaut und besitzt keine erheblichen Merkwürdigkeiten.

Domnau war ganz mit Verwundeten angefüllt. Vor der Stadt sahen wir am Wege viele noch unbegrabene Todte liegen.

Der Weg von Domnau nach Königsberg beträgt ungefähr fünf Meilen. Der Boden schien fruchtbar zu seyn; auch sah man Spuren fleißiger Kultur. Leider fanden wir aber mehrere verwüstete und menschenleere Dörfer.

Sechszehnter Brief.

Beschreibung von Königsberg. — Seine Lage. — Der Pregel. — Das frische Haff. — Ursprung von Königsberg. — Der Kneiphof. — Die Universität. — Das königliche Schloß. — Der Hafen. — Die Börse. — Festungswerke. — Fort Friedrichsburg. — Preußische und russische Hospitäler. — Bevölkerung. — Klima. — Umliegende Gegend. — Bemerkungen, die physikalische Geographie von Ostpreußen betreffend. —

Königsberg. . . .

Diese Hauptstadt des ursprünglichen Preußens ist von beträchtlichem Umfange, und liegt am Pregel, eine Meile vom frischen Haff.

Der Pregel entsteht bey Georgenburg aus dem Zusammenfluß der Inster und Angerappe. Er nimmt bey Wehlau die Alle, und bey Tapiau die Deume auf; er durchfließt Königsberg, und bildet mitten in der Stadt eine nicht unbeträchtliche Insel, die der Kneiphof heißt. In einiger Entfernung von Königsberg theilt er sich in zwey Arme, die sich in das frische Haff ergießen. Der Pregel fließt sehr ruhig, und ist bey Königsberg nur etwa

sechszig Fuß breit, aber so tief, daß Schiffe von drey hundert Tonnen ihn bequem befahren können. Bey Insterburg wird er schiffbar.

Das frische Haff ist ein großes Wasserbecken, oder vielmehr eine Art See, welcher sein Wasser aus dem Pregel, der Weichsel, der Nogat, der Passarge, u. s. w. erhält, und durch die Meerenge von Pillau mit der Ostsee zusammen hängt. Er ist von derselben nur durch eine sehr schmale und lange Erdzunge getrennt, welche die frische Nehrung heißt.

Das frische Haff erstreckt sich von Westen nach Osten, auf etwa eilf und eine halbe, und von Norden nach Süden auf drey Meilen. Es ist nicht tief; Fahrzeuge, die auch nicht schwer beladen sind, können es nicht passiren, und müssen in Pillau ausladen. Das Wasser des frischen Haffs ist fast ganz stillstehend, und scheint größtentheils nur durch Seewinde und Stürme bewegt zu werden. Man fängt hier viele Störe.

Königsberg ist im Ganzen nicht vorzüglich gebaut. Im Mittelpunkt der Stadt findet man viele enge, krumme und unreine Gassen; manche Straßen liegen hoch, andere sehr niedrig. Dieß bemerkt man vorzüglich in demjenigen Theile der Stadt, welcher am Ausflusse des Pregels liegt, und mithin gerade nicht der gesündeste ist. Auch soll diese Gegend, wie man mir sagt, wenn der Wind Süd-Ost steht, Verheerungen und Ueberschwemmungen ausgesetzt seyn; indem jener Wind den Ausfluß des Pregels in das frische Haff verhindert. — Die

vom Mittelpunkte der Stadt entfernten Straßen sind regelmäßiger, breiter, und weniger unrein; doch fehlt es ihnen an Trottoirs zur Bequemlichkeit der Fußgänger. Im westlichen Theile der Stadt ist ein See, der viel höher liegt, als das Bette des Pregels, und der gar keinen Abfluß hat.

Königsberg ward bereits im Jahre 1255 zu erbauen angefangen. Dieß geschah zur Ehre eines Königs von Böhmen, Primislaus des Ersten, welcher dem deutschen Orden, gegen die damaligen heidnischen Bewohner Preußens, beystand. Daher erhielt es auch den Namen, welchen es noch jetzt führt.

Eigentlich besteht es aus drey Städten: der Altstadt, Löbenicht oder der Neustadt, und dem Kneiphof; doch muß man hiezu noch das Fort Friedrichsburg und einige sehr bedeutende Vorstädte rechnen.

Der Kneiphof ist, wie ich schon oben bemerkt habe, eine Insel im Pregel. Sie ruht auf Pfählen. Die Domkirche steht auf dieser Insel.

Königsberg hat eine sehr berühmte Universität. Sie gehört zu den ältesten Instituten dieser Gattung, und ward schon 1544 vom Marggrafen Albrecht gestiftet. Unter den Gelehrten unserer Tage hat der berühmte Weltweise Kant sehr viel zur Erhöhung des Rufs dieser Universität beygetragen.

Das königliche Schloß ist ein altes Gebäude; es hat die Gestalt eines länglichen Vierecks. Die Nordseite scheint die älteste und bereits von den Deutschen

erbaut zu seyn. Der nach Westen und Süden gelegene Theil ward vom Marggrafen Albrecht und der östliche vom Marggrafen Georg Friedrich erbaut. Die Wohnzimmer des Königs und der Königin befinden sich in dem nach Süden gelegenen Pavillon; nach der Nordseite hat man das Kancellariat, die Archive und die Bernstein-Kammer verlegt. Hier wird aller im Königreiche Preußen gegrabene und gefischte Bernstein aufbewahrt, ausgelesen, und für Rechnung der Regierung verkauft. Auf der Ostseite liegt die Kirche, in welcher sich Friedrich der Erste im Jahre 1701 zum Könige von Preußen krönen ließ. Der Schloßthurm hat eine beträchtliche Höhe, von welcher man eine weite Aussicht über Königsberg, dessen Umgebungen und das frische Haf hat.

Königsberg hat von jeher sehr bedeutenden Handel getrieben. In seinem Hafen lagen, als ich ihn besah, mehr als zweyhundert Kauffahrtey-Schiffe, die aus Rußland gekommen, mit Getreide, Flinten und Kriegs-Munition beladen und sämmtlich den Franzosen in die Hände gefallen waren. Die Börse hat ein sehr gefälliges Lokal, das am Pregel, bey einer Brücke, belegen ist.

Die Stadt hat gute Festungswerke. Das Fort Friedrichsburg liegt mitten in der Stadt, dem Kneiphofe rechts, und ward bereits im Jahre 1657 erbaut. Es bildet ein regelmäßiges Viereck, ist mit breiten Gräben umgeben und innerhalb desselben liegt eine Kirche und ein Arsenal. Die Wälle um die Stadt können

etwa einen Umfang von anderthalb Meilen haben. Hinter den Wällen waren damals die Oefen der Feld-Bäckerey und auch die russischen und preußischen Hospitäler angelegt, die ich aus Neugierde besuchte. Die hier befindlichen Betten standen in vier Reihen neben einander; sie stießen an den Seiten und am Kopfende zusammen; doch war in der Mitte zwischen den Reihen und an den beiden Wandseiten ein großer, leerer Raum, der der freyen Luft den Durchzug gestattete. Unter den Hospitälern der beiden vorhin genannten Nationen fand ein sehr merklicher Unterschied in Hinsicht der Reinlichkeit Statt. Das russische Hospital war schmutzig, unsauber und verbreitete einen widrigen Geruch. Das preußische hingegen war sehr reinlich. In diesem war über jedem Bette ein schwarzes Täfelchen befestigt, worauf der Name des Kranken, des Regiments und der Compagnie, wobey er stand, das Uebel, woran er litt, so wie die Nahrungsmittel und Arzeneyen, welche er empfing, geschrieben waren.

Die Bevölkerung von Königsberg steht nicht mit seinem Umfange in Verhältniß. Man schätzt die Zahl der Einwohner auf funfzig Tausend.

Die nördliche Breite von Königsberg beträgt vierundfunzig Grad, dreyundvierzig Minuten. Der Winter ist hier äußerst strenge und dagegen der Sommer sehr heiß, wie ich dieß selbst bey meinem Hierseyn empfunden habe. Der Herbst soll nach dem Zeugnisse der Königsberger gewöhnlich feucht und neblicht seyn, woran

die Nähe der Ostsee schuld ist; dagegen fehlt es auch nicht an heftigen Winden, durch welche die Reinigung der Luft bewirkt wird. Die Periode des starken Frostes ist hier die angenehmste und gesündeste. Sie fängt gewöhnlich erst im Jänner an; alsdann friert nicht nur der Pregel, das frische und kurische Haff, nebst andern Seen, so fest, daß man sie auf Schlitten passiren kann, vermittelst deren man sowohl Waaren fortschafft, als auch Reisen und Lustfahrten unternimmt.

Im Jahr 1758 litt Königsberg von den Russen, die es besetzten; 1764 brannte der 6te Theil der Stadt ab. Jetzt ist sie in den Händen der Franzosen.

Die Gegend um Königsberg ist fleißig angebaut, der Boden ist thonigt und etwas morastig; gegen das Haff und die Küsten wird er sandig. Ueberhaupt baut man hier sehr viel Getreide.

Ostpreußen ward schon in den frühesten Zeiten auf der einen Seite von der Ostsee, auf der andern von dem Niemen, der Weichsel, dem Großherzogthum Litthauen und dem Herzogthum Masovien begränzt. Dieses Land ist größtentheils flach, ausgenommen gegen Westen und Süden, wo es etwas bergigt ist, und große Waldungen hat. In Preußen findet man mehrere Seen, von welchen manche vier bis acht Meilen lang und zwey bis vier Meilen breit sind. Die bedeutendsten sind der Spierdingsche, Angerburgsche und Rheinsche See. Diese Seen beweisen aufs deutlichste, daß Preußen seinen Ursprung dem allmähligen Zurücktreten des Meeres ver-

dankt. Einige Naturforscher behaupten, daß, da wo jetzt die Ostsee ist, sonst eine große Strecke Landes vorhanden gewesen sey, auf welcher große Tannen- und Fichten-Wälder gestanden hätten. Diese sollen durch eine Revolution des Erdkörpers, von der wir nichts wissen, vom Meere verschlungen worden seyn; hieraus wollen sie auch den Ursprung des Bernsteins herleiten.

Im Allgemeinen ist der Boden in Preußen sehr fruchtbar; man baut hier Waizen, Roggen, Gerste, Hafer, Buchwaizen, Hirse, Leinsamen, Hanf, Hopfen, Tabak, preußisches Manna u. s. w.

Auch an Hülsenfrüchten fehlt es nicht; das Obst gedeihet aber nicht vorzüglich, und aller Wein, den man hier trinkt, wird von auswärts zur See hergebracht. Man sieht hier herrliche Wiesen; und die Hornviehzucht wird mit vieler Sorgfalt betrieben.

Den Bernstein ausgenommen, hat Preußen keine mineralischen Produkte von Bedeutung. Diese beschränken sich auf etwas Schlammeisen, Torf und Steinkohlen-Lager, die nicht sehr ergiebig sind. Zuweilen trifft man in den Wäldern noch Elen-Thiere an.

Siebzehnter Brief.

Rückzug der Russen über Tilsit. — Kühnheit und Geistesgegenwart eines Trommelschlägers. — Labiau. — Das kurische Haff. — Verödete Dörfer. — Das französische Lager vor Tilsit. — Beschreibung dieser Stadt. — Der Niemen. — Menschenmenge in Tilsit. — Hohe Brodpreise. — Verbrennung der Tilsiter Brücke. — Das russische Lager. — Baschkiren und Kalmucken. — Waffenstillstand. — Zusammenkunft der beiden französischen und russischen Kaiser auf dem Niemen. — Feierlicher Einzug des Kaisers Alexander in Tilsit. — Abschluß des Friedens.

Tilsit im Junius 1807.

Da das Centrum der russischen Armee in der Schlacht bey Friedland durchbrochen, sie von ihren Magazinen abgeschnitten war, achtzig Kanonen und fünfundzwanzig bis dreyßig Tausend Mann an Getödteten, Verwundeten und in der Alle Ertrunkenen, verloren hatte, so zog sie sich über Tilsit nach Rußland zurück. Der Großherzog von Berg verfolgte an der Spitze der leichten Kavallerie, der Dragoner und Kürassier den

Feind sehr lebhaft, wobey dieser viel Leute, besonders Kosaken, einbüßte.

Bey dem Uebergange über den Pregel, unweit Wehlau, griff ein Kosak einen französischen Tambour an. Dieser warf sich mit dem Bauch auf die Erde nieder; der Kosak nahm seinen Spieß, um ihn zu durchbohren. Jener verlor aber die Geistesgegenwart nicht, ergriff den Spieß, entwaffnete den Kosaken und verfolgte ihn. Dieser Zug von Muth und Kühnheit ist der Aufbewahrung werth.

Von Königsberg kamen wir nach Labiau, eine kleine hübsche Stadt mit einem Schlosse, die eine freundliche Lage an der Deine hat; sie liegt nahe am kurischen Haff, das bey Memel in die Ostsee fällt. Dieser See ist ungefähr dreyßig Meilen lang und sechse breit. Die Meerenge bey Memel ist nur eine viertel Meile breit und neunzehn Fuß tief. Hier sind viele Sandbänke und viele tiefe Abgründe; es fallen daher hier auch oft Schiffbrüche vor. Die Ufer des frischen Haffs werden von Fischern bewohnt.

Hinter Labiau kamen wir durch viele von ihren Einwohnern verlassene und ganz verödete Dörfer. Wir hielten in einem derselben an. Ich ging in das Haus durch den Hof in die Küche, durchstrich mehrere Stuben, ging in die Scheune, traf aber nirgends die Spur von einem lebendigen Wesen an. Ueberall fand ich nichts als Zerstörung; umgeworfenes und zerbrochenes Hausgeräthe, erbrochene und ausgeleerte Schränke.

Endlich öffnete ich eine Thür einer kleinen Kammer, und sah mit Erstaunen in einem Winkel derselben einen todtkranken Russen auf einem erbärmlichen Lager und nicht weit von ihm ein lebendiges Schwein auf Stroh liegen. Jener unglückliche Russe rief, sobald er mich erblickte: Woda! Woda! das heißt: Wasser! Wasser! Ich wollte seinen Wunsch erfüllen; aber unglücklicher Weise war der auf dem Hofe befindliche Brunnen ausgetrocknet, und meine Weinflasche geleert. Ich mußte ihn also seinem Schicksale überlassen, und zweifle nicht, daß er bald darauf gestorben seyn wird. Wahrscheinlich ward dieses Dorf von den Russen besetzt, die bey der Annäherung der Franzosen, gleich den furchtsamen Einwohnern, die Flucht ergriffen, und in diesem Tumult ihren Kameraden vergaßen und im Stich ließen.

Wir übernachteten auf einem Amte, das innerhalb des geplünderten Striches lag. Wir konnten von Glück sagen, daß wir noch einige Kartoffeln und schlechtes Roggen-Brod fanden, das so ziemlich die Farbe der Kohlen hatte.

Von jenem Amte war Tilsit noch sechs Meilen entfernt. Auch hier stießen wir auf viele verödete Dörfer, und kamen durch einen großen, eine Meile langen Wald, in welchem Gefechte vorgefallen seyn mußten; denn wir sahen viele Leichname von Kosaken und andern Truppen, wie auch eine Menge todter Pferde am Wege liegen.

Eine halbe Meile von Tilsit kamen wir bey einem französischen Lager vorbey, das auf beiden Seiten des

Weges aufgeschlagen war. Das achte Armee-Korps hatte eine Position näher bey der Stadt genommen.

Tilsit ist ein ziemlich beträchtlicher Ort, der, nächst Königsberg, zu den vorzüglichsten Städten im ganzen Königreich gehört. Der Niemen oder die Memel fließt auf der Nordseite der Stadt. Dieß ist ein großer Strom. Noch etwas breiter als die Seine bey Paris. Er kömmt aus dem Großherzogthum Litthauen, und theilt sich eine Meile unterhalb Tilsit in zwey Arme, die in das kurische Haff ausströmen. Die Ufer des Niemen sind etwas erhaben und fast durchgängig sehr fruchtbar. Auf diesem Strome treibt Tilsit mit Polen und Königsberg Handel.

Die Zahl der Einwohner in Tilsit kann ungefähr acht Tausend betragen. Die Stadt ist gut gebaut, sie hat besonders zwey breite Straßen, die mit einander parallel laufen, vortreffliches Steinpflaster und mehrere schöne Häuser haben. Sie werden von einigen wenigen breiten, aber auch recht hübschen Straßen durchschnitten. Tilsit hat auch ansehnliche Vorstädte.

Bey unserer Ankunft war die Stadt gedrücktvoll von Menschen. Außer dem großen kaiserlichen Hauptquartiere und der ganzen kaiserlichen Garde, waren hier die Marschälle von mehreren Armee-Korps mit ihrem General-Staabe, die angesehensten Administrations-Chefs, viele Feld-Wundärzte, Employirte u. s. w. Daher hielt es auch sehr schwer, unterzukommen. Oft mußten unser mehrere mit einer kleinen Kammer vorlieb nehmen.

Das Brod war damals hier sehr selten, und man sah sich mehrmals genöthigt, in Ermangelung desselben, an die Soldaten Reis auszutheilen.

In Tilsit war sonst eine sehr feste und dauerhafte Brücke über den Niemen erbaut. Die Russen verbrannten sie, um dadurch die Franzosen auf ihrem siegreichen Marsche aufzuhalten.

Am jenseitigen Ufer des Niemen liegt eine große Ebene. Hier haben die Russen ihr Lager aufgeschlagen. Man kann deutlich die Kosaken, Kalmucken, Baschkiren und andere Truppen unterscheiden.

Die Baschkiren haben ein sehr wildes Ansehen. Sie machen eine besondere Menschen-Race aus. Die Farbe ihrer Haut ist grau; sie tragen große Knebelbärte, binden die Haare auf dem Kopfe zusammen, und flechten sie in einen langen Zopf, der ihnen den Rücken herunter hängt. Sie reiten kleine tartarische Pferde; auf einer Seite sind sie mit einem Spieße und auf der andern mit einem Karabiner bewaffnet; in einer Hand halten sie die Zügel des Pferdes, in der andern haben sie eine kleine Peitsche. Ihre Kleidung besteht aus einem grauen Mantel und einem Gürtel um den Leib. Sie wohnen an den Ufern des kaspischen Meeres und im Innern der russischen Tartarey.

Unsere Soldaten lachten über die Kalmucken, als sie sie zuerst bey Tilsit sich mit ihren Pfeilen vertheidigen sahen. Die Beschaffenheit dieser Waffen kontrastirt sehr sonderbar mit unsern Flinten, und man kann

nicht recht einsehen, wie es möglich ist, daß man sich noch in unsern Tagen der Waffen der Alten vorzugsweise bedienen kann.

Die Feindseligkeiten hatten schon seit einiger Zeit zufolge eines geschlossenen Waffenstillstandes aufgehört und man sah öfter Parlementairs in einer Barke über den Niemen kommen. Am 23sten passirte der Marschall Duroc diesen Fluß, um sich in das Hauptquartier des russischen Kaisers zu begeben. Am 24sten hatte der Fürst Labanow eine Audienz bey dem Kaiser Napoleon. Am 25sten fand endlich die erste Zusammenkunft der beiden Kaiser auf dem Niemen Statt. Schon am Tage zuvor hatte man mitten auf dem Fluß, nicht weit von der verbrannten Brücke zwey Zelte auf Flößen errichtet. Das eine größere derselben war inwendig tapezirt und zur Zusammenkunft, das kleine aber für das beiderseitige Gefolge bestimmt. Dieß war noch nicht einmal fertig, als bereits der Kaiser Napoleon mit seiner Suite am Ufer des Niemen eintraf. Auf beiden Seiten des Stroms sah man ein mit Kränzen und grünen Zweigen geschmücktes Fahrzeug.

Die kaiserlich-französischen und russischen Garden waren gegeneinander über an beiden Ufern des Niemen aufmarschirt. Um halb ein Uhr Nachmittags bestiegen beide Kaiser das Fahrzeug, und kamen zu gleicher Zeit an dem zur Zusammenkunft bestimmten Orte an. Sie umarmten sich brüderlich und gingen in das Zelt, das sie hinter sich verschlossen. Die Zusammenkunft dauerte

ungefähr anderthalb Stunden; nach geendigter Unterredung erhielten die Begleiter beider Monarchen Zutritt. Das Gefolge Napoleons bestand aus dem Großherzog von Berg, dem Prinzen von Neufchatel, den Marschällen Bessieres und Duroc, und dem General Caulincourt. Alexanders Begleiter waren sein Kaiserlicher Bruder, der Großfürst Constantin, der Fürst Labanow, die Generale Bennigsen und Uwarow.

Ich hatte Gelegenheit, eine auffallende Beobachtung zu machen. Als die Kaiser in das Schiff stiegen, war der Himmel bewölkt, und es fiel ein kleiner Staubregen; bey ihrem Aussteigen drang die Sonne ein wenig durch die Wolken; während der ganzen Zusammenkunft deckten düstere Wolken den Horizont, und es fiel ein starker Schlag-Regen mit Hagel vermischt. Als aber beide Kaiser sich trennten, und jeder nach seinem Ufer zurückkehrte, entwölkte sich der Himmel und die Sonne schien im lichtesten Glanz:

Post nubila Phoebus.

Der Kaiser Napoleon schien bey seiner Zurückkunft sehr heiter zu seyn. Man sah ihn auf der Gallerie des Schiffs in der Staats-Uniform, mit dem großen Orden der Ehren-Legion geschmückt. Als er am Ufer landete, bot ihm ein Kammerherr, der seiner wartete, die Hand, und er sprang schnell aus dem Schiffe ans Land. Die Luft ertönte von dem Freudengeschrey: Es lebe der Kaiser!

Am 26sten Vormittags um zehn Uhr fand eine neue Zusammenkunft beider Kaiser Statt, welcher auch der König von Preußen beywohnte. Um fünf Uhr Nachmittags hielt der Kaiser Alexander seinen feierlichen Einzug in Tilsit. Die ganze kaiserlich französische Garde zu Pferde und zu Fuße war, nebst den Mamelucken, reihenweise aufgestellt.

Der Kaiser, der Großherzog von Berg, und die Marschälle, alle zu Pferde, waren an ihrer Spitze. Während Napoleon die Antwort des Kaisers Alexander erwartete, ließ er seine Garde exerciren. Bald kündigten dreyßig Kanonenschüsse und das Läuten aller Glocken die Ankunft des russischen Kaisers an, der eben den Niemen passirte. Sobald er mit seinem Gefolge die Straße herauf kam, ritt ihm Napoleon etwa zwanzig Schritt entgegen. Er grüßte ihn freundschaftlich, indem er den Hut abnahm. Der Kaiser Alexander erwiederte diesen Gruß.

Nun ritten sie neben einander die Straße herauf, so daß der russische Kaiser dem französischen zur Rechten war. Als sie durch die Reihen der kaiserlichen Garde ritten, schien Alexander die Schönheit und gute Haltung dieser Truppen zu bewundern, und dem Kaiser Napoleon darüber etwas Verbindliches zu sagen. Am Ende der Straße stiegen sie vor dem von Napoleon bewohnten Hause ab. Sie gingen herein, traten ans Fenster und sahen die Garde vorbey defiliren. Sie gingen lange mit einander im Zimmer umher, und schienen

sich freundschaftlich zu unterhalten. Der Großfürst Constantin sprach in einem andern Zimmer lange mit dem Prinzen Mürat. Da die Fenster offen standen, konnte man sie sehr deutlich sehen. Der Kaiser Alexander ist ein schöner Mann, groß, wohlgewachsen, von einer einnehmenden Physiognomie, die Würde und Hoheit ausdrückt. Er hat ein etwas volles Gesicht und blaue Augen, aus denen die wohlwollendste Herzensgüte hervorstrahlt, die einen Hauptzug seines Charakters ausmacht. Die Gesichtszüge seines Bruders scheinen etwas Rauhes zu verrathen.

Aus den öffentlichen Blättern kennen Sie, mein Herr, die Festlichkeiten, zu welchen die vornehmen hier anwesenden Personen Veranlassung gaben, die Gastmähler, mit welchen beide kaiserliche Garden einander ihre Achtung bezeugten, die Proklamation Napoleons an seine Armee, und die Artikel des am 9ten Julius geschlossenen Friedens.

Achtzehnter Brief.

Reise durch Polen. — Preußisch-Litthauen. — Baronowsky, ein tartarischer Edelmann. — Unreinlichkeit, welche in den polnischen Dörfern herrscht. — Elender Zustand der polnischen Bauern. — Große Waldung bey Sewry. — Allgemeine Bemerkungen über die polnischen Holzungen. — Ueber das Erdreich in Polen und die damit Statt gehabten Veränderungen. — Raygorod. — Der Graf Rydzewsky, Starost von Raygorod. — Leichenbegängniß seines Sohnes. — Augustowa. — Nachrichten von dem Ursprunge und gegenwärtigen Zustande dieser Stadt. — Bemerkungen über die Juden in Polen. — Der Weichselzopf. — Eigenthümliche Gebräuche in Polen. — Ueber die polnische Sprache.

Augustowa im Julius 1807.

Nach der Schließung des Tilsiter Friedens, erhielt das achte Armee-Korps Befehl, sich nach Litthauen, in die Gegend von Grodno, zu begeben, um die Neutralitäts-Linie zwischen Rußland und dem neuen Herzogthum Warschau zu besetzen. Dieß verschaffte mir Gelegenheit, dieses Land zu sehen, das in vieler Hinsicht die

Aufmerksamkeit der Reisenden verdient. Leider! war aber mein Aufenthalt daselbst zu kurz, und ich habe nur einen zu kleinen Theil desselben durchreist, um Ihnen, mein Herr, mehr als Bruchstücke und unzusammenhängende Beobachtungen über diejenigen Gegenstände mitzutheilen, die hauptsächlich meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat.

Nachdem wir Tilsit verlassen hatten, durchreiseten wir einen Theil des preußischen Litthauens, welches an den Grenzen von Russisch-Litthauen liegt. Der Boden ist hier von vorzüglicher Güte, fruchtbar und fleißig angebaut. Da im Jahre 1710 die Pest dieses Land verwüstet hatte, zog der König Friedrich Wilhelm der Erste aus Salzburg, der Pfalz, Franken, der Schweiz und sogar aus Frankreich viele Ausgewanderte hieher, gab ihnen Privilegien und bewilligte ihnen bedeutende Vortheile. Diese Leute trugen viel dazu bey, durch fleißige Kultur des Bodens und Anlegung verschiedener Fabriken und Manufakturen dieß Land blühend zu machen. Memel und Tilsit sind die vornehmsten Städte in demselben. Außerdem sind noch Ragnit, Pilkallen, Gumbinnen, Insterburg, Goldap, Rhein u. o. m. nennenswerth.

Die Bewohner dieses Landes, die Litthauer, haben eine besondere Sprache, die wesentlich von der polnischen verschieden ist. Die Bibel, der Katechismus und einige andere Bücher, sind in diese Sprache übersetzt worden.

Unser Weg führte uns durch Pilkallen und Verbal-len, ein paar kleine unbedeutende Städte. Wir ver-weilten auf dem Schlosse des Grafen Posinna, wo wir eine willkommene Aufnahme und mehrere angese-hene Polen fanden, die Lateinisch mit uns sprachen.

In Potilsk besuchten wir einen tartarischen Guts-besitzer, Baronowsky, der ehedem in polnischen Diensten war. Seine Religion verbot ihm, Wein zu trinken; dagegen war ihm aber der Genuß des Brannt-weins und Likörs verstattet, und er bediente sich dieser Er-laubniß im reichsten Maaße. Er sprach weder Fran-zösisch, Deutsch, noch Lateinisch; daher konnten wir nur durch einen Dollmetscher in Erfahrung bringen, daß in dieser Gegend eine tartarische Kolonie sich angesiedelt habe, die im Besitz einer Kirche sey.

Kalvary ist eine ansehnliche kleine Stadt im vorma-ligen Polen, deren sämmtliche Bewohner Juden sind. Alle Häuser dieser Stadt sind hölzerne mit Stroh ge-deckte Hütten. Von Außen haben sie ein düsteres, ein-förmiges Ansehen, und inwendig herrscht die erdenk-lichste Unreinigkeit.

In Städten dieses Gelichters findet man in man-chem der so genannten Häuser, zwey bis drey Familien mit einem Dutzend Kinder, und eben so viel Gän-sen und anderm Geflügel in einem Zimmer beysam-men, welche unter und neben einander trinken, essen und schlafen. Punsk, Hutta, Callinowa sind Städte dieser Art. Vorzüglich aber gehört Bettel-

Armuth und Unsauberkeit in den polnischen Dörfern zu Hause. Man kann sich, ohne sie gesehen zu haben, von ihnen keine richtige Vorstellung machen. Es sind zerstreut liegende Strohhütten, die gewöhnlich nur aus einem schmutzigen und räucherigen Zimmer bestehen, dessen Eingang oft durch einen Düngerhaufen versperrt wird.

In einem Winkel dieser Wohnung steht ein Bette, worin übelriechendes Stroh liegt, und das mit Hammelfellen zugedeckt ist. Das mit bunten Farben abgedruckte Bild eines Heiligen ist über diesem Lager befestiget. In einem andern Winkel steht ein unreiner Tisch und eine Bank. In demselben Lokal ist auch noch die Küche und der Feuerherd, und ein großes Kohlenbecken, die Speise-Kammer u. s. w. befindlich.

Der Bewohner dieses reichhaltigen Zimmers und seine zärtliche Ehehälfte sind gewöhnlich in Hammelfelle gekleidet, deren inwendige Seite auswärts gekehrt und reichlich mit Fett versehen ist. Dabey gehen sie gewöhnlich barfuß, die Haare hängen um den Kopf, und strotzen von Ungeziefer, oder starren vom Weichselzopf. Doch ich breche diese Schilderung ab; — — ein so widriges Gemälde verdient es nicht, Ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

Die polnischen Bauern sind in einer üblen Lage. Von Kindheit an zur Sklaverey gewöhnt, gebricht es ihnen eben so sehr an Fähigkeiten, als an Fleiß; da es ihnen an Allem fehlt, so wissen sie nichts von den Be-

quemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens. Nie hat die sanfte Freude, sagt Herr Gilibert in seinem kurzen Abriß von Polen, ihre Gesichtszüge erheitert; unaufhörlich unter dem Joche der Furcht, der Dummheit und der Sklaverey, sind sie einer so unbegränzten Unwissenheit hingegeben, daß sie keinen Wunsch und keine Hoffnung kennen, und nicht einmal an eine Möglichkeit der Verminderung ihres Elends denken. — —

Sie scheuen die Arbeit, aber nicht aus Körperschwäche, sondern aus Besorgniß, sich der Früchte ihrer Bemühungen, durch grausame und habsüchtige Gebieter beraubt zu sehen, die nur dadurch im Ueberfluß leben, daß sie ihren Unterthanen das Nothwendige entziehen.

Die ganze Gegend, welche wir durchreiseten, ist mit großen Waldungen bedeckt. Bey Sewry ist ein Wald, der funfzehn Meilen im Umfange hat. Hier giebt es viele Wölfe. Sie kommen aus Rußland und schwärmen vorzüglich zur Nachtzeit umher. Oft besuchen sie auch die Dörfer und drängen sich in die Ställe, indem sie sich einen Eingang unter der Thürschwelle graben. Man ist auf die Vertilgung dieser Thiere sehr bedacht; wer die Ohren eines Wolfes einreicht, erhält fünf Thaler Prämie.

Man findet überhaupt in Polen große und weitläuftige Waldungen. Beynahe zwey Drittheile der ganzen Erdfläche dieses Landes sind mit Bäumen bedeckt. Diese scheinen ihr Gebiet ausdehnen, und das angebaute Erdreich beeinträchtigen zu wollen. Einige dieser Wäl-

der scheinen gleichsam Urwaldungen zu seyn, wo niemals Kultur geherrscht hat. Denn man findet Plätze, wo mehrere Generationen derselben Gattung von Bäumen, fruchtbare Erde hervorgebracht, oder vielmehr verfaultes Holz in Erde verwandelt haben. An andern sehr verwachsenen Stellen, wo noch kein menschlicher Fuß vorgedrungen ist, haben Bären, Wölfe, Luchse und andere Raubthiere ihre Lagerstätten.

Der Baum, welcher am häufigsten in den polnischen Wäldern wächst, ist die Fichte, pinus sylvestris L. Man findet Stämme, die wenigstens zwey hundert Jahr alt sind, und eine Höhe von achtzig bis neunzig Fuß haben. Die Sträuche, welche hier wild wachsen, sind die Haselstaude, der Spillbaum, der Seidelbast, Kreuzdorn, die Pimpernuß u. s. w.

Der Boden ist in Polen zwar sandig, aber doch fruchtbar. Er trägt in jedem Jahre reichlich, und liefert die gesegnetsten Ernten. Vorzüglich wird viel Weizen gebaut.

Bey genauer Untersuchung des Erdreichs, trifft man Spuren von vormaligen beträchtlichen Revolutionen an. Es ist kaum zu bezweifeln, daß ganz Polen in früheren Zeiten, vom Meere überschwemmt gewesen ist. Die vielen Seen, die es in sich schließt, die Steinlagen, die man tief in der Erde findet, endlich die großen Stücken Bernstein, die in einer Entfernung von funfzig Meilen von der See ausgegraben sind, sprechen laut für die Richtigkeit dieser Hypothese.

Raygorod und Augustowa sind die merkwürdigsten Städte, die ich während meines Aufenthalts im Herzogthum Warschau gesehen habe.

Raygorod ist eine kleine Stadt in Podlachien, die eine freundliche Lage und einen fischreichen See hat. Sie ist der Sitz eines Staroſten. Dieſer, der Graf von Rydzewsky, bey welchem ich einquartirt war, ist ein ehrwürdiger Greis mit silberweißem Haar, der außerordentlich fertig Lateinisch spricht. Bey meiner Ankunft war das ganze Haus in Trauer; der Graf hatte seinen ältesten fünf und zwanzig jährigen Sohn verloren. Die Begräbniß-Feierlichkeit, zu welcher auch ich eingeladen ward, fand am folgenden Tage Statt. Der Leichenzug war sehr feierlich, und der todte Körper ward in der Kirche zu Raygorod beygesetzt, wo der Graf eine Familien-Gruft besitzt.

Sobald die Leiche am Begräbnißplatz angekommen war, bestieg der Geistliche die Kanzel, und hielt eine Predigt in polnischer Sprache, bey welcher die Zuhörer viele Thränen vergossen. Ehe der Sarg in das Begräbniß-Gewölbe herunter gelassen ward, stieg ein Mitglied der Familie auf ein Trauer-Gerüste, und sprach einige Worte, um gleichsam von dem Todten Abschied zu nehmen. Die ganze Feierlichkeit beschloß ein Gastmahl bey dem Staroſten, wobey die Geistlichkeit von Raygorod und aus der umliegenden Gegend anwesend war. Die Gesellschaft war sehr vergnügt; man trank eine Menge Gesundheiten, und von dem Todten, der

ganz vergessen zu seyn schien, war gar nicht die Rede mehr. Ich erzähle diesen Vorgang, um Ihnen, mein Herr, an diesem einzelnen Beyspiele zu zeigen, daß die Polen manches Seltsame in ihren Sitten und Gebräuchen haben.

Augustowa ist eine ziemlich beträchtliche Stadt, und ungefähr fünf Meilen von Grodno, der Hauptstadt des russischen Litthauens, am Niemen gelegen, entfernt. Sie verdankt ihren Ursprung und ihren Namen dem Könige Sigismund August von Polen, der sie im Jahre 1560 zur Erhaltung des Andenkens an eine Zusammenkunft erbauete, die er hier mit dem Markgrafen Albrecht von Preußen gehalten hatte. In dieser Stadt herrscht im Ganzen eine schlechte Bauart, und der größere Theil ihrer Straßen ist nicht gepflastert. Hie und da stehen zwar einzelne leidliche mit Ziegeln gedeckte Häuser; sie bilden aber mit den daneben liegenden Strohhütten einen widrigem Kontrast. Mitten in der Stadt ist ein geräumiger Platz, der zum Exerzier-Platz dient. Alle um denselben liegende Häuser sind nichts als Hütten, die mit Arkaden umgeben sind, und stroherne Dächer haben. Daß mit auf diesem Platze gelegene Wachthaus ist auch nur eine große Baracke. Sogar die Kirche ist von Holz erbaut und mit Schindeln gedeckt.

In Augustowa sind viele Juden, die (welches höchst sonderbar ist) eine Menge Schweine mästen und verkaufen.

Die Juden sind es wohl werth, die Aufmerksamkeit des Beobachters auf sich zu ziehen. In keinem Lande ist dieses Volk so zahlreich, als wie in Polen; auch genießen sie nirgends so viel Freyheit und Sicherheit. Der größte Theil des Pelzhandels ist in ihren Händen. Sie treiben aber auch andere Geschäfte; man findet Juden, die Barbiere, und sehr viele, die Gastwirthe sind. Fast alle Schenken und Wirthshäuser werden von Juden besessen; man kann aber leicht denken, daß die Quartiere unreinlich und übelriechend sind, und an allem Nothwendigen Mangel leiden.

Die polnischen Juden verheirathen sich sehr früh; daher rührt ihre außerordentliche Vermehrung. Unfruchtbarkeit wird bey den Weibern dieser Nation als das schrecklichste nur gedenkbare Unglück angesehen.

Die polnischen Juden zeichnen sich durch ihre Kleidung aus. Sie ist in morgenländischem Geschmack, und besteht aus einem langen schwarzen Gewande, das ihnen bis an die Fersen reicht, und mit vielen Haken geheftelt ist. Um den Leib haben sie einen breiten seidenen oder wollenen Gürtel. Ueber jenes Gewand tragen sie noch einen weiten Talar, der mit Pelzwerk gefüttert ist, und weite herabhängende Aermel hat. Ihr Kopf ist gewöhnlich mit einer Pelzmütze bedeckt. Sie haben allgemein schwarze Haare und einen schwarzen Bart; die Ersteren winden sie auf beiden Seiten des Kopfs in dicht verschlungenen Flechten zusammen, die ihnen bis auf die Schultern herunter hängen. Ihre

Sprache ist ein verdorbenes Deutsch, das sie auf eine eigenthümliche Weise aussprechen. Da sie auch polnisch verstehen, so bedienen sich diejenigen, welche dieser Sprache nicht mächtig sind, ihrer als Dolmetscher, und auch mir sind sie in dieser Hinsicht nützlich geworden.

Die Juden sind, wegen der bey ihnen herrschenden Unreinlichkeit, vielen Krankheiten unterworfen, z. B. der Krätze, dem Skorbut, den Drüsengeschwülsten, der Wassersucht, Beingeschwüren, und vorzüglich dem Weichselzopfe.

Ich hatte in Augustowa Gelegenheit, dieses Uebel an einem dortigen Juden kennen zu lernen. Er litt an der gewöhnlichsten Gattung dieser Krankheit, dem sogenannten Bandweichselzopfe. Seine Haare waren ganz verfitzt und zusammen geklebt, so daß sie lange Stricke ausmachten, die man schlechterdings nicht entwirren und aufwickeln konnte. Dieser Mensch war schon lange mit diesem Uebel behaftet, empfand aber weiter keine Unannehmlichkeiten davon, als eine beständige Schwere in den Gliedern, und ein stetes Jucken auf dem Kopfe, welches aber vielleicht von dem vielen Ungeziefer verursacht ward, welches da seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte.

Der Weichselzopf ist eine in Polen und an der russischen Gränze endemische Krankheit. Sie befällt nicht bloß die Kopfhaare, sondern äußert sich auch zuweilen an andern mit Haaren bewachsenen Theilen des Kör-

pers, sogar auf den Nägeln. Gewöhnlich bemerkt man sie bey der niedern Volksklasse, den Juden, Landleuten und Bettlern. Auch die Pferde, Hunde, Wölfe und andere langhaarigte Säugthiere sind nicht ganz frey davon. Es ist eine ansteckende Krankheit, welche sich durch Kleider, die die Kranken getragen haben, vorzüglich durch Mützen und Hemden fortpflanzt. Doch findet auch durch Säug-Ammen und den Beyschlaf die Mittheilung derselben Statt. Oft ist dieß Uebel erblich und pflanzt sich von dem Vater auf den Sohn fort. Es herrscht im Sommer häufiger als im Winter, und wird öfter beym weiblichen als männlichen Geschlechte angetroffen.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Unreinlichkeit der Polen, die wenige Sorgfalt, die sie aufs Kämmen verwenden, und ihre Kopftracht, die im Sommer und Winter in einer Pelzmütze besteht, zur Hervorbringung dieser Krankheit beytragen. Doch sind dieß nicht die einzigen Veranlassungen derselben; es muß vielmehr eine eigenthümliche vorbereitende Ursache derselben vorhanden seyn. Höchst wahrscheinlich hängt diese mit dem Klima zusammen; da diese Krankheit hier endemisch ist, und dagegen niemals bey uns sich äußert.

Die mehresten neueren Aerzte leiten den Weichselzopf von einem besondern specifischen Miasma her. Der Doktor Frank d. J., sonst in Wilna, jetzt in Wien, glaubt, daß dieses Miasma nur eine Modifikation desjenigen sey, was die venerischen Uebel hervorbringt. Er

schließt dieß daraus, weil die völlige Heilung des Weichselzopfs durch dieselben Arzneyen bewirkt wird, welche auch bey venerischen Krankheiten angewandt werden, z. B. durch Merkurial-Präparate, verbunden mit auflösenden Reizmitteln, und mit lauwarmen stimulirenden Bädern. Dieser Meinung kann ich jedoch nicht beytreten, da der Weichselzopf zwey hundert Jahre früher, als das venerische Uebel bekannt gewesen ist. Denn wenn man die Geschichte zu Rathe zieht, so findet man, daß der Weichselzopf gegen das Ende des dritten Jahrhunderts nach der zweyten Invasion der Tartaren entstand, und sich unter den bedauernswürdigen Sklaven ausbreitete.

Die Frage, ob man ohne Gefahr Leuten, die am Weichselzopf leiden, die Haare abschneiden könnte, hat zu vielen Erörterungen Anlaß gegeben. Dieser Gegenstand ist um so wichtiger, da der Fall oft bey polnischen Rekruten vorkommt. Herr von Lafontaine, vormaliger Leibarzt des Königs Stanislaus von Polen, jetzt General-Chirurgus der polnischen Armee, der seit dreyßig Jahren in Polen wohnt, und viel Tausend Kranke behandelt hat, die an diesem Uebel litten, versichert, in seinem Werke über den Weichselzopf, daß es gefährlich sey, die Haare abzuschneiden, so lange die Krankheit neu, das heißt noch nicht lange erst entstanden ist, und dicht am Kopfe sich zeigt; er hat die nachtheiligsten Folgen, sogar den Tod daraus entstehen sehen. Wenn aber der Weichselzopf alt, und bereits ver-

trocknet, auch wenigstens zwey bis drey Zoll vom Kopfe entfernet ist, und man ungehindert neue Haare hervorkommen sieht, die ihn verdrängen, so kann man den Weichselzopf ohne Bedenken wegschneiden; oft sondert er sich auch von selbst ab.

Lafontaine macht einen Unterschied zwischen dem wahren und falschen Weichselzopf. Der Letztere entsteht gewöhnlich nur aus in einander gewirrtem Haare, das sich nur mit großer Mühe auskämmen läßt, wegen des Fettes und Unreinlichkeiten, von denen es starrt. Diese Art Weichselzopf steht immer weit vom Kopfe ab, welches bey dem wahren Weichselzopf nicht der Fall ist; indem hier die fest verschlungenen Haare dicht am Kopfe sitzen und eine Masse bilden. Jede Berührung derselben verursacht heftige Schmerzen; es würde mithin sehr gefährlich seyn, einen solchen Weichselzopf abzuschneiden.

Lafontaine hat auch den Weichselzopf Blinden und solchen Personen eingeimpft, die an Augen-Krankheiten litten, die durch einen nicht zum Ausbruch gekommenen Weichselzopf veranlaßt waren. Es ist ihm gelungen, diesen ohne eine Operation oder den Gebrauch von Arzneymitteln das Gesicht wieder zu geben.

Die Sitten und Gebräuche der Polen weichen merklich von den unserigen ab. So ist z. B. ihre Art zu grüßen sonderbar: sie neigen den Kopf, schlagen sich mit der einen Hand auf die Brust, und strecken die andere zur Erde. Wenn aber Jemand aus den ge-

ringeren Klassen einem Vornehmern begegnet, so verbeugt er sich mit dem Kopfe fast bis zur Erde, und berührt mit der Hand den Fuß oder das Bein desjenigen, dem er seine Ehrfurcht bezeigen will. Wenn sich zwey Polen umarmen, so küßt einer den andern auf die Schulter, indeß der andere einen Kuß auf den Arm seines Freundes drückt.

In der Regel tragen die Mannspersonen aller Stände Knebelbärte, vorzüglich zur polnischen Kleidung. Sie scheeren sich dann auch den Kopf, mit Ausnahme des kleinen Haarschopfs, den sie auf dem Scheitel stehen lassen. Das alte polnische Kostum ist sehr elegant. Es besteht in einer Weste mit Aermeln; über diese Weste tragen sie einen Rock von verschiedenen Farben, der bis unter das Knie reicht, und einen kostbaren Gürtel um den Leib. Die Aermel des Rocks werden im Sommer hinten an den Schultern befestigt. In dieser Jahreszeit sind die Röcke gewöhnlich von Seide, im Winter von Tuch oder Sammet, mit Pelz verbrämt. Hierzu tragen sie Halbstiefeln, eine polnische Mütze und einen Säbel an der Seite. Man sieht jedoch dieses Kostum nicht mehr so häufig als sonst, weil die mehresten jungen Leute entweder Militairs sind, und die Uniform ihres Regiments tragen, oder sich nach französischem Schnitte kleiden. Nur bejahrte Edelleute halten noch auf das alte Kostum.

Alle Damen von Stande kleiden sich französisch. Die Weiber aus den niedern Volksklassen tragen eine

Art Schleier von weißer Leinwand, unter welchem sie ihre Haare in Knoten schlagen, und in zwey Flechten herunterhängen lassen.

Die Tracht der Bauern besteht im Sommer lediglich aus einem Hemde mit Beinkleidern von grober Leinwand. Sie tragen weder Schuh noch Strümpfe, bedecken aber stets den Kopf mit einer Pelzmütze oder einem runden Hut. Ich bin häufig Bauern begegnet, die das Hemde über den Beinkleidern trugen, und es mit einem Gürtel um den Leib befestigt hatten.

Ich habe noch einen eigenthümlichen Gebrauch in diesem Lande, vorzüglich bey wohlhabenden Leuten bemerkt: sie streuen nämlich auf den Fußboden der Zimmer zarte Schößlinge und Knospen von Tannen- und Fichtenbäumen; zuweilen mischt man auch klein geschnittenen Kalmus darunter. Das Grün dieser Pflanzen ist dem Auge behaglich, und überdieß verbreiten sie angenehme Gerüche im Zimmer.

Die polnische Sprache, die, wie bekannt, von der slavischen abstammt, fällt, ungeachtet ihrer vielen Konsonanten, angenehm ins Ohr. Sie hat im Klange einige Aehnlichkeit mit dem Italiänischen; ist aber sehr schwer zu erlernen.

Die Polen kleiden ihre Gespräche gewöhnlich in Fragen ein, sagen selten Ja, und begleiten ihre Reden mit vielen Geberden. Manche Buchstaben sind im Polnischen sehr schwierig auszusprechen, und werden den Fremden erstaunlich sauer, wie z. B. ihr Ł, welches

mit unſerm l mouillée übereinkommt. Dieſe Sprache hat auch drey oder vier Diminutiva. Alle Edelleute verſtehen Latein, und ſprechen es mehr oder weniger geläufig; auf die Länge oder Kürze der Sylben geben ſie dabey eben nicht acht. Sie dutzen diejenigen nicht, die ſie in lateiniſcher Sprache anreden, ſondern ſprechen mit ihnen in der dritten Perſon, wie die Italiäner, wobey ſie ſich des Ausdrucks Dominatio vestra bedienen, welches dem italiäniſchen Vossignoria entſpricht.

Neunzehnter Brief.

Die Stadt Lyck. — Polnisches Manna oder Schwaden. — Rhein. — Der rheinsche See. — Angenehme Lage der Stadt an demselben. — Das dortige Schloß. — Der Oberförster Köhler. — Seine galvanischen Experimente. — Seine Entdeckung eines mineralischen, mit Flußspathsäure geschwängerten Wassers. — Beobachtungen über Bären, Luchse und Elenthiere. — Rastenburg. — Das Schloß in Langheim. — Bartenstein. — Landsberg. — Preußisch-Holland. — Elbing. — Danzig. — Das Fort Weichselmünde. — Stettin. — Schwedt. — Neustadt-Eberswalde. — Freyenwalde. — Allgemeine Betrachtungen über die Mittelmark.

Berlin. . .

Mit Erstaunen und nicht geringem Vergnügen sieht man bey der Rückkehr aus Polen, wo nichts als Hütten und armselige Gemäuer sind, die hübschen deutschen Städte wieder, deren Aeußeres durch Reinlichkeit und zweckmäßige Einrichtung einen erfreulichen Anblick gewährt, und auf den im Innern herrschenden Wohlstand mit Sicherheit schließen läßt.

Lyck war die erste ostpreußische Stadt, die wir auf unserm Wege antrafen, als wir das Herzogthum Warschau gegen das Ende des Julius verließen, um uns nach dem großen Hauptquartier zu Berlin zu begeben. Sie liegt an einem See, in dessen Mitte auf einer Insel ein altes Schloß bereits im Jahre 1272 erbaut worden ist. Diese Stadt ist nicht groß, treibt aber guten Handel, und besteht aus lauter massiven, weißgetünchten, und mit Ziegeln gedeckten Häusern. In Lyck wird noch Polnisch gesprochen; aber Kleidung, Sitten und Lebensart sind völlig Deutsch.

In der Gegend um Lyck wird das polnische Manna, (festuca fluitans L.) viel gebaut. Es ist dieß eine Grasart, die auf feuchten, niedrigen Wiesen, und auch sogar im Wasser wächst. Sie trägt Saamen von glänzend gelber Farbe, der weit kleiner ist, als Roggenkörner. Wenn man die Saamenkapsel, welche jene umgiebt, öffnet, so findet man kleine schwärzliche, glänzende Körner darin, die man polnisches Manna oder Schwadengrütze nennt. Man sammelt sie um Johannis, frühmorgens, ehe der Thau noch aufgetrocknet ist, vermittelst eines Siebes, womit man gegen die Aehren schlägt. Dann breitet man den Saamen auf einem reinen Tuche aus, und läßt ihn an der Sonne trocknen; hierauf reibt man ihn leise aus, um die Saamenkapseln los zu machen. Mit diesem Manna wird ein ausgebreiteter Handel getrieben; man ißt es in Milch und Wein; es giebt einen sehr nahrhaften Brey, der

fast wie Sago schmeckt. Zum Brodbacken ist das aus dieser Grasart gewonnene Mehl nicht recht tauglich, weil es sehr schwer zum Gähren zu bringen ist. — Diese Pflanze wächst auch bey Mohrungen, Liebstadt, Angerburg und an andern Orten.

Rhein ist eine der hübschesten Städte in Preußisch-Litthauen. Wenn man aus dem Fichten-Walde kömmt, welcher verursacht, daß man sie nicht früher sehen kann, wird man durch den herrlichen Anblick hingerissen, den ihre freundliche Lage an einem großen See, das malerisch gelegene Schloß, und die Windmühlen verursachen. Diese Stadt gewährt einen heiteren, angenehmen Aufenthalt; ihre meisten Häuser sind nach der unglücklichen Feuersbrunst von 1740 neu aufgebaut. Das Schloß ist sehr antik; bereits im vierzehnten Jahrhundert ward es von den deutschen Ordensrittern erbaut. Es ist sehr gut erhalten; scheint aber mehrmals reparirt worden zu seyn; seine Mauern sind zehn Fuß dick. Aus den Ober-Zimmern desselben genießt man einer herrlichen Aussicht über die ganze Fläche des rheinschen Sees, der mit dem Spierding-See zusammenhängt, an dessen Ufern man Titans-Sand findet.

Zufällig machte ich die Bekanntschaft eines sehr interessanten und gelehrten Mannes, des Oberförsters Köhler, welcher Korrespondent der Berliner Gesellschaft naturforschender Freunde ist. Er hat viele galvanische Versuche angestellt, und unter andern eine Abhandlung über die galvanische Irritabilität der Pflanzen geschrie-

ben. Ganz vorzüglich aber verdient seine Entdeckung einer mineralischen mit Flußspathsäure geschwängerten Quelle die Aufmerksamkeit der Naturforscher. Er zeigte mir Bouteillen, worin er dieses Wasser seit einiger Zeit aufbewahrt. Es hatte die innere Oberfläche der Flaschen zu verzehren angefangen. Bekanntlich hat die Flußspathsäure die Eigenschaft, das Glas zu zerfressen, indem es den Kiesel auflöset, der einen Theil der Substanz desselben ausmacht.

Der vorhin genannte Gelehrte hat jenes Mineralwasser chemisch analysirt, und diese Analyse der naturforschenden Gesellschaft zugesandt. Jenes Phänomen ist übrigens schwer zu erklären. Da jedoch Klaproth in fossilen Knochen, die er analysirte, Flußspathsäure gefunden hat, so nehme ich an, daß in der Gegend von Lyck dergleichen fossile Knochen unter der Erde liegen, die vermittelst einer uns unbekannten Zersetzung jenem Wasser Flußspathsäure mittheilen. Die Quelle desselben ist auf Befehl der Polizey verstopft worden, um nachtheilige Folgen zu verhüten, die daraus entstehen könnten, wenn Menschen oder Thiere davon tränken.

Herr Köhler besitzt auch eine ausgesuchte Bibliothek, besonders im Fache der Botanik, Mineralogie, Chemie und Forst-Wissenschaft, und studirt diese Zweige der Naturkunde mit unermüdetem Eifer. Ueber die wilden Thiere und das Wildprett in den Wäldern des ehemaligen Neuostpreußens hat er wichtige Bemerkun-

gen gemacht, von denen ich einige, welche ich seiner Güte verdanke, hier mittheilen will.

Außer den Wölfen, deren ich bereits erwähnt habe, sind Bären und Luchse diejenigen Raubthiere, welche am häufigsten in diesen Gegenden gefunden werden. Die Bären lehnen ihre Hütten an Fichtenbäume, deren Stamm ihnen zum Fundament dient. Inwendig sind diese ihre Hütten mit Moose (sphagnum palustre L.) bekleidet, womit auch das Lager des Thiers bestreut ist. Jene Hütten sind sieben bis acht Fuß hoch, und halten sechs bis sieben Fuß im Durchmesser. — Wenn der Bär in Wuth geräth, so richtet er sich auf die Hinterfüße, und kommt seinem Feinde Schritt vor Schritt näher. Wenn man nach ihm schießt und nicht den kleinen weißen Fleck trifft, den er vorne auf der Brust hat, so ist man ohne Rettung verloren.

Der Luchs erklettert die Bäume, um seinen Raub auszuwittern und darauf zu lauren. Wenn er von Jagdhunden verfolgt wird, sieht er gleichfalls auf Bäumen zu entkommen, was ihm aber selten oder niemals glückt, weil er dann leicht geschossen werden kann.

Nur selten trifft man hier Büffelochsen an; im russischen Polen werden sie dagegen häufig gefangen.

Von Wildprett giebt es nur Hasen, einige Hirsche und Elenthiere. Der eigentliche Wohnsitz der letztern ist Kurland, Norwegen und Finnland, überhaupt das mitternächtliche Europa vom drey und funfzigsten bis zum vier und sechszigsten Grad nördlicher Breite. Das

Elenthier hat viel Aehnlichkeit mit dem Hirsche; sein Geweih besteht aus einer einfachen flachen Krone, und vorne am Halse hat es einen fleischigten Auswuchs. Es hat beynah die Gestalt des Pferdes, ist aber sehr furchtsam. Seine Brunstzeit dauert vom September bis in April. Junge Schößlinge von Gesträuchen und Baumrinde dienen ihm zur Nahrung. Vorzüglich gerne frißt es die jungen Zweige einer Art Weiden (salix incubacea L.); das Heidekraut (erica vulgaris L.) genießt es nur, so lange die Pflanze blüht. Während der Brunstzeit sucht es das ledum palustre L. auf. Das Elenthier wirft, gleich dem Hirsche, alle Jahr gewöhnlich im December und Januar sein Geweih ab. Man ißt das Fleisch dieser Thiere als ein wohlschmeckendes, dem Hirschfleische ähnliches Wildprett; es ist jedoch nur vom Junius bis zum August genießbar; denn so lange die Brunstzeit dauert, hat es einen widrigen, bockigten Geschmack. Die Drechsler benutzen seine Knochen, Geweihe und Klauen; aus den Letztern werden Ringe und Amulette gemacht, mit welchen abergläubische Leute sich vor Krämpfen und epileptischen Zufällen sichern zu können glauben. Die Gerber bereiten das Fell dieses Thiers zu Leder; mit seinen Haaren werden Kissen ausgestopft, und aus seinem Talge Salben und Lichter verfertigt. Man hat in Preußen versucht, Bastarde von diesen Thieren zu ziehen, um sie als Hausthiere zu gebrauchen; diese Versuche haben aber nicht glücken wollen.

In Rastenburg, einer kleinen mit einem Walle umgebenen Stadt, trafen wir das dritte Armee-Korps, welches auf dem Marsch nach Warschau war. Die Stadt war mit Truppen überladen; daher reiseten wir noch einige Meilen weiter, bis nach einem großen Dorfe, Langheim, wo ein prächtiges, im modernen Styl sehr zierlich gebautes Schloß ist. Es gehört vierzehn Edelleuten von der Famile von Gröben, deren aber zufolge eines Testaments keiner hier wohnen darf. Sie kommen jedoch alle Jahr einmal hier zusammen, um das Andenken ihres Erblassers, der 1753 starb, festlich zu begehen. Sie bleiben dann etwa acht Tage hier zusammen.

Bartenstein ist eine nicht unbeträchtliche Stadt, wo der russische Kaiser lange sein Hauptquartier hatte.

Bey meiner Durchreise durch Landsberg und Wormditten sah ich mit Erstaunen eine ungeheure Menge Bettler, die auf jedem Schritte die Reisenden um Allmosen anschrieen. Viele derselben waren aufgedunsen und wassersüchtig, und insbesondere hatten fast alle Greise und Kinder geschwollene Beine. Man kann sich diesen traurigen Zustand, so überhaupt das Elend, welches in dem Theil Preußens, wo sonst der Krieges-Schauplatz war, sehr leicht aus dem Mangel an Brod und gesunden Nahrungsmitteln, den ausgestandenen Schrecknissen und Gefahren, der eingeathmeten ungesunden Luft u. s. w. erklären. Als ich frühmorgens um vier Uhr aus Landsberg fuhr, führte mir der Luftstrom einen fauligten Leichen-Geruch zu, der gewiß durch die

vielen, nicht tief genug verscharrten Leichname, und die todten Pferde, verursacht ward, die in großer Anzahl an der Landstraße lagen, wo sie bey der brennenden Sonnenhitze in Verwesung übergingen.

Bey Wormditten mußten wir durch die Passarge fahren, weil die Russen die dort befindlich gewesene Brücke am siebenten Junius bey ihrem Rückzuge durch diese Stadt verbrannt hatten.

Behlenhoff ist ein Amtsdorf, welches von dem Truppen-Durchmarsch sehr viel gelitten hat. Der Beamte erzählte uns, daß der Prinz Bernadotte, als er hier logirte, Geld unter die Armen vertheilt habe.

Preußisch-Holland ist eine kleine Stadt von gefälligem Aeußern, die an einer Anhöhe liegt und ein festes Schloß hat. Ihren Ursprung und ihre Benennung verdankt sie zwey holländischen Edelleuten, die sie im Jahre 1296 erbauten. Vermöge ihrer Lage ist sie sehr fest. Sie hat lange regelmäßige Straßen und wohlgebaute Häuser, auch beträchtliche Vorstädte; vor den Thoren liegen mehrere hübsche Landhäuser. Wir wohnten in Preußisch-Holland der militairischen Beerdigung eines französischen Offiziers, Namens Syrène, bey, der hier an den Folgen seiner in der Schlacht bey Friedland empfangenen Wunden gestorben war.

Der Fürst von Ponte-Corvo ließ auf seinen Durchmarsch durch Preußisch-Holland dreyhundert Thaler von einem der dortigen Prediger an die Armen seines Kirchspiels vertheilen.

Die Gegend um Elbing ist angenehm und fleißig angebaut. Elbing ist eine bedeutende Handelsstadt, groß, und hat hübsche Häuser. Sie liegt an einem Flusse gleiches Namens, der die Stadt von der Vorstadt trennt, und an dessen Ufern die Magazine der Kaufleute stehen.

Als ich Danzig wieder passirte, nahm ich das Fort Weichselmünde, das am Ausflusse der Weichsel liegt, in Augenschein. Man begiebt sich dahin auf einer Treckschuyte, d. h., auf einer Art Gondel, die regelmäßig alle Stunden durch den Kanal der Weichsel, den man Laake nennt, dahin abgeht. Unterweges begegnet man immer einer ähnlichen Gondel, die zu derselben Zeit von Weichselmünde abgeht. Diese Gondeln sind bedeckt und haben auf beiden Seiten Bänke zum Sitzen für die Ueberfahrenden.

Das Fort-Weichselmünde ist sehr klein. Es schließt einen runden und hohen Wachtthurm, Kasernen und einige Häuser ein. Nahe um das Fort sah man nichts als Trümmer von Häusern und Gärten, die während der Belagerung verwüstet und verbrannt worden sind.

Eine Schiffbrücke führt auf das jenseitige Ufer der Weichsel nach Neufahrwasser, einem kleinen Flecken, der erst seit dem Jahre 1772 existirt. Man findet hier angenehme Wohnungen und beträchtliche Magazine, in welchen die Preußen jetzt ihre Hospitäler angelegt hatten.

Das Meer, das man hier zu seinen Füßen sieht,

und dessen unermeßliche Fläche nur von dem Horizonte begränzt wird, gewährt einen majestätischen Anblick. Ebbe und Fluth wird in der Ostsee nicht verspürt. Das Wasser derselben, welches ich gekostet habe, ist nicht salzig. Der Boden am Ufer besteht aus Sand und bietet, etwas Seegras und gewöhnliche Muschelarten ausgenommen, dem Naturkundigen keine Ausbeute dar.

Wir reiseten nun, auf dem, Ihnen, mein Herr, schon bekannten Wege, d. h., über Bütow, Rummelsburg, Neustettin, Tempelburg und Stargard nach Stettin. Von da nach Berlin führte uns unser Weg durch Gartz, Schwedt, Angermünde, Neustadt-Eberswalde und Bernau.

Gartz ist eine kleine wohlgebaute Stadt in Vorpommern.

Schwedt gehört zur Uckermark. Es hat eine freundliche Lage an der Oder, auch ein schönes Schloß mit einem weitläuftigen Garten, der nach dem Strome zu liegt. Die erste Anlage zur Erbauung des Schlosses ward schon im Jahre 1580 gemacht; man hat jedoch späterhin es von Grunde aus neu erbaut. Dem Schlosse gegenüber läuft ein angenehmer, langer Spatziergang, der mit einer vierfachen Allee eingefaßt, auf beiden Seiten mit hübschen Häusern umgeben und mit Statuen geziert ist. Die meisten Straßen in Schwedt sind breit, schnurgerade, und vor den Häusern stehen Bäume. Der große Reitstall reicht eine ganze Straße entlang. In der Kirche stehen zwey Särge von Granit, die der Markgraf

Friedrich Wilhelm für sich und seine Gemahlin verfertigen ließ. Schwedt hat ungefähr zwey Tausend Einwohner. Die Umgebungen dieser Stadt, vorzüglich die Ufer der Oder, gewähren malerische Aussichten. Eine Viertelmeile von Schwedt liegt das Lustschloß Monplaisir, wo man angenehme Spatziergänge und schöne Gärten findet.

Neustadt-Eberswalde ist eine kleine Stadt in der Mittelmark am Finow-Kanal belegen, dessen man sich zur Anlegung verschiedener Anlagen, zur Bearbeitung von Metallen, bedient hat, z. B. einer Eisenhütte, eines Kupfer- und Blechhammers, einer Eisendraht- und Messerfabrik u. s. w. Der Finow-Kanal verbindet die Oder mit der Havel. Er ward in den Jahren 1756 bis 1769 unter Friedrich dem Großen gegraben, und dient vorzüglich zur Beförderung des Handels von Schlesien, Pommern und Preußen.

Bey der Stadt trifft man einen recht hübschen Spatziergang, den Weidendamm, an. Dieß ist ein mit Weiden bepflanzter Damm, der in den nahe gelegenen Wald führt, wo eine mineralische Quelle entspringt, bey welcher man ein Badehaus und einen kleinen englischen Garten mit Wasserfällen, Brücken, Terrassen, einsamen Gängen u. s. w. angelegt hat.

Das Wasser jener Quelle hat einen zusammenziehenden Geschmack. Es scheint aufgelöstes Eisen zu enthalten, und ist außerordentlich kalt.

Eine dieser ähnliche Quelle entspringt bey Freyen-

walde, einem nahe bey Neustadt gelegenen Städtchen. Sie führt schwefelsaures Eisen bey sich.

Freyenwalde hat auch ein Alaunbergwerk und eine Alaunfabrik. Das dazu verwandte Mineral ist eine Art Thonschiefer, der schwarzbraun und zähe, hart und dabey fettig anzufühlen ist. Er scheint mit vertrocknetem Harze geschwängert zu seyn; außer der schwefelsauren Thonerde hat man bey der chemischen Analyse noch Kalk, Magnesia und Kiesel, als seine Bestandtheile gefunden. Der Alann wird auf gewöhnliche Weise fabricirt.

Die Mark Brandenburg und besonders die Mittelmark, ist ein fast durchweg flaches Land, dessen Erdreich sehr sandig ist. In manchen Gegenden findet man einen sehr feinen und beweglichen Staub, der die Reisenden äußerst belästigt und in welchem die Räder bis an die Achse versinken. Friedrich der Große sah diesen Sand als eine natürliche Vormauer und Schutzwehr gegen einen andringenden Feind an.

Hieraus läßt sich leicht schließen, daß der Boden der Mark nicht besonders ergiebig ist; doch ist er an einigen Orten allerdings fruchtbar, d. h., die Industrie der Einwohner weiß ihm mehrere nützliche Produkte zu entlocken. Erst unter dem großen Churfürsten Friedrich Wilhelm fing die wirthschaftliche Benutzung des Bodens in der Mark an, Fortschritte zu machen. Dieser Fürst nahm viele Flüchtlinge, die der Fanatismus aus mehreren Ländern, vorzüglich aus Frankreich vertrieben hatte, gütig auf. Sie haben den Ackerbau in den

sandreichen Gefilden der Mark emporgebracht, und hier zuerst Tabak, Leinsamen, Waid, Krapp und mehrere Gattungen von Hülsenfrüchten, zu bauen versucht. Durch ihre Bemühungen sind auch viele Fabriken und Manufakturen entstanden und in Aufnahme gekommen. Auch Friedrich der Zweyte hat sehr viel zur Vervollkommnung des Ackerbaues und aller Zweige der Staatswirthschaft beygetragen. Er suchte die Veredlung der Thierracen zu befördern, und ließ zu diesem Zwecke aus Spanien und England Schaafböcke kommen. Nicht minder beförderte er den Seidenbau und ließ beträchtliche Pflanzungen von Maulbeerbäumen anlegen.

Zwanzigster Brief.

Ursprung von Berlin. — Dessen Lage. — Die Spree. — Bevölkerung. — Klima. — Einwohner. — Topographische Nachrichten. — Die Königsstraße. — Statue des großen Churfürsten. — Das königliche Schloß. — Das Naturalien-Kabinet. — Der Lustgarten. — Die Dom-Kirche. — Das Zeughaus. — Der Prinz-Heinrichsche Pallast. — Das Opernhaus. — Die königliche Bibliothek. — Die katholische Kirche. — Die Linden. — Das Brandenburger Thor. — Der Wilhelms-Platz. — Der Gensd'armes-Markt. — Das Grabmahl des Grafen von der Mark.

Berlin ....

Berlin ist eine der schönsten Städte in Europa. Es macht einen regelmäßigen, für das Auge erfreulichen Total-Eindruck. Man findet hier prächtige Palläste und Denkmähler, die es werth sind, auf die Nachwelt zu kommen. Kunst und Industrie haben hier einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht; man liegt den Wissenschaften mit eben so viel Einsicht, als Eifer und Ausdauer ob. Vorzüglich aber gereicht die bedeutende Anzahl nützlicher und wohlthätiger Institute, die hier an-

getroffen werden, der Regierung und den Einwohnern zur Ehre.

Der Ursprung von Berlin verliert sich in dem Dunkel der Geschichte des Mittelalters; doch gehen die ältesten noch übrigen Dokumente nicht über den Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts hinaus. In den ältesten Zeiten ward diese Gegend von heidnischen Völkern bewohnt; vor Karl dem Großen findet sich keine Spur des Christenthums. Bekanntlich bewilligte dieser Monarch den von ihm besiegten Völkern nur unter der Bedingung den Frieden, daß sie die christliche Religion annahmen. Der Kurfürst Joachim der Zweyte erklärte sich 1539 für die Reformation, und die Unterthanen folgten dem Beyspiele ihres Fürsten.

Zur Zeit der Thronbesteigung des großen Kurfürsten waren alle Häuser in Berlin von Holz, und die Straßen krumm und ungepflastert. Sobald jener Fürst seinem Lande den Frieden wieder gegeben hatte, beschäftigte er sich mit der Verschönerung der Hauptstadt. Sein Sohn, der erste König von Preußen, setzte das Angefangene fort; ganz vorzüglich aber verdankt Berlin dem großen Friedrich seine Verschönerung und seinen jetzigen Glanz.

Berlin liegt an dem Ufer der Spree, einem Flusse, der nicht breit, aber doch tief genug ist, um ziemlich große Fahrzeuge zu tragen. Die Spree entspringt in der Lausitz, durchströmt Berlin, wo sie mitten in der Stadt eine Insel bildet, und fällt unter den Mauern von

Spandau in die Havel. Auf diesem Flusse wird viel Handel getrieben, und die Versorgung der Stadt mit Lebensmitteln wird durch ihn wesentlich befördert. Die Spree ist auch sehr fischreich; man fängt hier Karpfen, Hechte, Aale, Gründlinge, Stinte, Zanders u. s. w.

Berlin besteht eigentlich aus fünf Städten und vier Vorstädten, die aber so dicht zusammenhängen und so genau mit einander verbunden sind, daß sie nur eine Stadt ausmachen. Diese schließt einen beträchtlichen Flächen-Raum ein, so daß ihr Umfang beynah dritthalb Meilen beträgt; wobey jedoch bemerkt werden muß, daß innerhalb desselben Gärten, Getreidefelder und unbebaute Plätze liegen.

Die mehresten Häuser in Berlin sind jetzt massiv; größtentheils sind sie drey, vier und sogar fünf Stockwerk hoch, regelmäßig und mit Geschmack gebaut. Insbesondere in der Friedrichs- und Dorotheen- oder Neustadt sind die Straßen symmetrisch angelegt, sehr lang, breit und mit schönen Häusern geschmückt, die ununterbrochen auf einander folgen, und einen herrlichen Anblick gewähren. Dieß kann man vorzüglich von der Leipziger-, der Friedrichs- und der Wilhelms-Straße rühmen. Das Straßenpflaster ist sehr gut, ob es gleich bey Berlin an Steinbrüchen fehlt; der erfinderische Geist Friedrichs des Großen hat diesen Mangel dadurch abzuhelfen gewußt, daß er allen Schiffen, welche die Elbe herauf fuhren, befahl, eine Quantität Steine im Magdeburgischen einzuladen,

und sie ohne weitere Vergütigung mit nach Berlin zu bringen.

Das Klima in Berlin ist zwar nicht rauh, aber sehr veränderlich. Die Winde, die hier häufig wehen, kühlen oft schleunig die Luft ab, und verursachen nachtheilige Erkältungen. Ueberdieß nimmt der Wind, indem er die Sandfelder, welche Berlin umgeben, durchstreicht, eine austrocknende Kraft an, welche den hiesigen Aufenthalt für Personen, die eine schwache Brust haben, gefährlich macht. Daher gehören Lungenschwindsuchten hier zu den gewöhnlichen Krankheiten, und man hat mich versichert, daß 1802 vierzehnhundert vier und zwanzig Personen an diesem Uebel gestorben seyn sollen. Im Allgemeinen ist jedoch das Verhältniß der Gebornen zu den Gestorbenen ziemlich beruhigend, da sich aus den Todtenlisten ergiebt, daß im Durchschnitt von dreyßig Menschen etwa einer stirbt. Man schätzt die Zahl der Einwohner von Berlin ungefähr auf hundert zwey und funfzig Tausend.

Die Berliner haben in ihrem Aeußern wenig ausgezeichnet Charakteristisches. Die Männer sind in der Regel groß und wohlgewachsen; die meisten Frauenzimmer haben blondes oder kastanienbraunes Haar; sie sind von mittler Größe, aber gut gewachsen, und haben schöne Farben.

Die Einwohner von Berlin sind ein Gemisch von mehreren Nationen. So findet man hier Deutsche, die ursprünglichen Einwohner, eine französische Kolo-

nie, oder die Abkömmlinge der französischen Eingewanderten, eine böhmische und jüdische Kolonie u. s. w.

In Berlin wird viel Bier und Branntwein verzehrt. Beide sind das gewöhnliche Getränk; denn da die Mark keinen Wein hervorbringt, mithin derselbe sämmtlich aus dem Auslande gezogen werden muß, so ist er außerordentlich theuer.

Demjenigen, der aus dem Norden von Europa nach Berlin kömmt, fallen die vielen großen und schönen Gegenstände sehr auf, die er hier überall erblickt. Er passirt die wohlgebaute Königsstraße, die vormals die Georgenstraße hieß, und jenen Namen zum Andenken an den feierlichen Einzug Friedrichs des Ersten führt, als er nach seiner Krönung von Königsberg zurückkehrte. Die Regelmäßigkeit, geschmackvolle Bauart und Höhe der hier befindlichen Häuser, die an den Seiten derselben befindlichen Nebenwege für Fußgänger, die Menschenmenge, welche hier fortwährend in Bewegung ist, und die hier befindlichen, mit Waaren aller Art gefüllten Kaufmanns-Gewölbe, ziehen die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich und erinnern ihn an Paris. Wenn man an die lange Brücke kömmt, wird man durch die vortreffliche Bildsäule zu Pferde des Kurfürsten Friedrich Wilhelms des Großen angenehm überrascht. Diese bronzene Statue ist ein Meisterwerk der Kunst. Sie ward von dem Sohn des großen Kurfürsten, König Friedrich dem Ersten, im Jahre 1703 errichtet. Der Kurfürst ist im römi-

schen Kostum und hält einen Kommando-Stab in der rechten Hand. Das Fußgestelle dieser Bildsäule ist von weißem Marmor. Außer einigen Basreliefs, sind vier gefesselte Sklaven aus Bronze angebracht.

Die lange Brücke führt nach dem geräumigen Schloßplatze, an welchem mehrere ansehnliche Häuser stehen, und der einen trefflichen Anblick gewährt. Rechts erhebt sich das Schloß, ein sehr bedeutsames, in einem grandiosen Styl errichtetes Gebäude, das sich sogleich als die Wohnung eines mächtigen Regenten ankündigt. Es hat die Gestalt eines Trapeziums. Von der einen Seite hat es die Aussicht nach dem Schloßplatze, von der entgegenstehenden nach dem Lustgarten; die beiden andern Seiten führen nach der Spree und der Schloßfreyheit, einer Reihe dem Schlosse gegenüber gelegener großer und schöner Häuser. Der untere Theil des Daches ist von einer mit Statuen verzierten Balustrade umgeben. Das Schloß ward allmählig und zu verschiedenen Zeiten gebaut; daher hat es einige Mängel in Hinsicht der Symmetrie, die jedoch den erhabenen Total-Eindruck nicht schwächen. Die Façade nach der Spree-Seite ist das einzige Ueberbleibsel von der alten Residenz der Kurfürsten. König Friedrich der Erste, und sein Nachfolger, Friedrich Wilhelm der Erste, ließen die drey andern Façaden neu erbauen. Erst im Jahre 1716 ward das Ganze fertig.

Friedrich der Große that wenig für das Schloß; der letztverstorbene König aber trug viel zur

Verschönerung desselben, durch prächtige Meublirung und Ausschmückung der Zimmer, bey.

An drey Façaden des Schlosses sieht man schöne Portale, unter denen sich das nach der Schloßfreyheit belegene auszeichnet. Es ist dem Triumphbogen des Septimius Severus in Rom nachgebildet. Der Verfertiger desselben war ein berühmter Baumeister, Namens Schlüter. In einem Pilaster dieses Portals findet man eine Windeltreppe von hundert und sieben und funfzig Stufen, die aus dem Kellergeschoß des Schlosses bis unter das Dach desselben führt. Hier laufen die Röhren einer hydraulischen Maschine, die aus der Gegend der Werderschen Mühlen das Wasser in drey große über dem Portal angebrachte Behälter leitet. Durch diese Vorrichtung sind, für den Fall einer unvermuthet ausbrechenden Feuersbrunst, stets sieben Tausend Tonnen Wasser vorräthig.

Das Innere des Schlosses entspricht seinem Aeußern; fast alle Zimmer sind prächtig und geschmackvoll eingerichtet. Ich kann mich auf ihre detaillirte Beschreibung nicht einlassen, und nenne nur, als die merkwürdigsten, die Zimmer Friedrich Wilhelms des Ersten, die des letztverstorbenen Königs, den Thron-, Konzert-, Ordens-, Speise-, Schweizer-, weißen und Ritter-Saal, die Gemälde-Gallerie u. s. w. Auf dem Schlosse werden auch das Curiositäten- und Naturalien-, so wie das Antiken- und Medaillen-Kabinet aufbewahrt.

Diese Sammlungen, welche sich unter der Aufsicht

des königlichen zweyten Bibliothekars, Herrn Henry, befinden, enthalten viel Merkwürdiges.

In dem ersten der oben genannten Kabinete findet man allerley aus Elfenbein und Bernstein verfertigte Kunstwerke; eine Sammlung von Seltenheiten aus China, Japan, Amerika und den Südsee-Inseln, mehrere aus Wachs geformte Kunstwerke; z. B. die Statuen des großen Kurfürsten, König Friedrichs des Ersten, und anderer preußischen Regenten; ferner viele Alterthümer, z. B. Urnen und Götzenbilder, die in der Mark gefunden worden; das Modell eines englischen Schiffes und einer von Peter dem Großen zu Sardam verfertigten Windmühle; Toiletten mit vielen Edelsteinen; der berühmte pommersche Schrank Philipps des Zweyten, der im Jahre 1606 von vier und zwanzig Augsburger Künstlern verfertigt wurde u. s. w.

Das Naturalien-Kabinet ist sehr reichhaltig; vorzüglich bedeutend ist der Vorrath von seltenen Mineralien. Besonders merkwürdig war mir ein Stück Holz, dessen Zwischenräume mit Bernstein ausgefüllt waren, weil dadurch der vegetabilische Ursprung dieses Harzes außer Zweifel gesetzt wird. Aus dem Pflanzenreiche sind viele Seltenheiten hier; vor allem aber sind die zoologischen Vorräthe sehenswerth. Ich erwähne nur der vom verstorbenen Doctor Bloch herrührenden zahlreichen Sammlung von Fischen, deren man hier achthundert und funfzig Arten findet, von welchen fünf-

hundert und zwanzig in Weingeist aufbewahrt, und die übrigen theils getrocknet, theils ausgestopft sind.

Das Antiken- und Medaillen-Kabinet übergehe ich mit Stillschweigen, da beide, als ich sie besah, in großer Unordnung waren. Herr Henry bedauerte sehr den Verlust einiger seltnen und trefflichen Medaillen, die nach Paris geschafft worden waren.

Der dem Schlosse nordwestlich liegende Lustgarten ist eigentlich ein viereckigter freyer Platz, der zum Exerzierplatze dient, und von einer schönen Allee von Kastanien und Pappeln eingefaßt ist. In dieser Allee, dem Schlosse gegenüber, steht eine Bildsäule des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau, eines der Schöpfer der preußischen Infanterie. Diese Statue von weißem karrarischen Marmor ist mit Basreliefs und Inschriften geschmückt. Der Verfertiger dieses Kunstwerks ist der Bildhauer Schadow.

Auf demselben Platze steht auch die Domkirche, die unter Friedrich dem Zweyten erbaut wurde. Sie ist ein ansehnliches Gebäude, dessen Portal sechs ionische Säulen schmücken. Ueber der Attika dieses Portals erhebt sich ein Thurm, dessen Kuppel von korinthischen Säulen getragen wird. In dieser Kirche ist das Erbbegräbniß der königlichen Familie.

Wenn man über die Hundebrücke geht, sieht man ein anderes herrliches Gebäude. Die Trophäen, womit es geschmückt ist, und die über jedem Fenster angebrachten Helme charakterisiren es als das Zeug-

haus, eins der trefflichsten Meisterwerke der Baukunst in Berlin. Es bildet ein Viereck von zweyhundert achtzig Fuß Höhe, und hat eine große Ausdehnung.

Die Außenseite dieses Gebäudes weiset durch die Embleme des Sieges auf die Macht seines Besitzers; das Innere desselben erweckt andere Ideen. Hier zeigt es sich, daß dieser majestätische Pallast nur die Rüstkammer des Todes ist. Die im innern Hofe des Zeughauses befindlichen ein und zwanzig Larven, stellen mit großer Wahrheit im Ausdruck die verschiedenen Grade der Todesangst Sterbender vor. Ueber der Hinterthüre sieht man eine allegorische Abbildung der Reue, deren Haupt mit Schlangen umwunden ist. Der berühmte Schlüter hat alle diese Kunstwerke verfertigt. Gewiß hat niemals ein Künstler eine philosophischere Idee würdiger ausgeführt.

Als ich das Zeughaus sah, war es da sehr lebhaft. Die Franzosen waren mit großer Thätigkeit darin beschäftigt. Die weitläuftige Gallerie, wo die Schmiede arbeiteten, gewährte einen wirklich malerischen Anblick, durch die rastlose Bewegung vieler Arbeiter, das Getöse der Hammerschläge, das rothglühende Eisen, und die Flamme, welche das Ganze verzehren zu wollen schien.

Die Dorotheen- oder Neustadt ist eins der schönsten Viertel von Berlin. Der große Kurfürst ließ es erbauen, und gab ihm jenen Namen zu Ehren seiner Gemahlin.

Ueber eine wohlgebaute Brücke kommt man nach

dem Opern-Platz. Hier hat man wieder einen herrlichen Anblick. Rechts sieht man den Pallast des Prinzen Heinrich, links das prachtvolle Opernhaus und Bibliothek-Gebäude, und im Hintergrunde die katholische Kirche. Geradeaus blickt das erstaunende Auge, so weit es sehen kann, die Linden-Allee herunter, die bis zum Brandenburger-Thore reicht, einem Denkmahle der Baukunst, das der Griechen und Römer würdig wäre.

Der Pallast des Prinzen Heinrich ist ein weitläuftiges Gebäude, hinter welchem ein Garten liegt. In diesem Pallast wird eine vollständige Sammlung aller sibirischen Mineralien aufbewahrt, mit welcher der Kaiser Alexander dem jetzt regierenden Könige ein Geschenk gemacht hat. Es ist mir leid, daß ich diese vortreffliche Sammlung nicht habe sehen können. Die Decke der Gallerie, wo sie aufbewahrt ward, war im Frühjahr 1806 so schadhaft geworden, daß man sich genöthigt sah, jenes Mineralien-Kabinet einzupacken.

Das Opernhaus, ein großes Gebäude, in der Gestalt eines Parallelogramms, ward von Friedrich dem Großen in einem vortrefflichen Style erbaut. Ueber der Haupt-Façade ist ein Säulengang von sechs korinthischen Säulen angebracht, zu welchem man auf zwey Erhöhungen heran steigt. Diese Façade ist mit den Statuen des Apollo, der Melpomene und Thalia geschmückt. Man sieht hier auch ein Basrelief,

auf welchem ein, dem Apollo dargebrachtes Opfer abgebildet ist, mit folgender Inschrift:

Fridericus Rex, Apollini et Musis.

Das Innere im Opernhause ist sehr schön. Der erste Rang Logen wird von Caryathiden, der zweyte und dritte von Konsolen, die mit Gyps bekleidet sind, getragen. Die große königliche Loge ist dem Theater gerade gegenüber. Dieses Theater kann ungefähr sechs Tausend Zuschauer fassen. Es werden hier ausschließlich italiänische Opern während der Karnevals-Zeit gespielt. Hier ist auch ein großer schöner Koncert-Saal.

Das Bibliothek-Gebäude liegt dem Opernhause gegenüber, und ward im Jahre 1775 von Friedrich dem Großen erbaut, der an das Frontispiz der Façade nachstehende Inschrift setzen ließ:

Nutrimentum spiritus.

Die Bibliothek ist eine der zahlreichsten in Europa. Sie besteht aus mehreren einzelnen Bücher-Sammlungen berühmter Männer, die allmählig zusammen gekauft worden sind, hauptsächlich den Bibliotheken des gelehrten Spanheim, des Doktors Roloff, des Doktors Möhsen, des Obristen Quintus Icilius, des ältern Forster u. s. w. Späterhin hat man noch die Bibliothek der Akademie der Wissenschaften, und die des Prinzen Heinrich damit vereinigt.

Man bewahrt im Bibliothek-Gebäude viele Merkwürdigkeiten auf, z. B. eine chinesische Buchdruckerey,

die erste, durch Otto von Gericke erfundene Luftpumpe, nebst den beiden von diesem Physiker verfertigten so genannten Magdeburger Halbkugeln, eine alte Schrift in Wachstafeln gegraben, eine indische Schrift auf Papyrus, eine beträchtliche Sammlung geographischer Karten, einen vortrefflich geschriebenen Koran, ein Manuscript Luthers, das Werk des Albertus magnus, an eine Kette gelegt, u. s. w.

In einem an die Bibliothek stoßenden Hause ist ein geräumiges Zimmer, wo man sich Bücher geben lassen, sie lesen, und Auszüge daraus machen kann. Bibliothekare sind die Herren Biester und Henry.

Die katholische Kirche ist in einem sehr edlen Styl nach dem Muster der Rotunde in Rom erbaut. Man sammelte zu diesem Bau von 1747 bis 1773 eine Kollekte. Die Kuppel dieser Kirche ruht auf vier und zwanzig korinthischen Säulen, und ist mit Statuen umgeben. Das Innere dieser Kirche ist grandios und einfach.

Die Linden sind ein angenehmer, viel besuchter Spatziergang; sie sind mit eisernen Stäben eingefaßt, die in Granitblöcke befestigt sind. Auf beiden Seiten sind breite Straßen, an welchen treffliche Häuser stehen, für Fuhrwerke. Die Linden können ungefähr sechszehnhundert Fuß lang und funzig Fuß breit seyn.

Das Brandenburger Thor besteht aus einer Kolonnade von zwölf großen kannelirten korinthischen Säulen, die vier und vierzig Fuß hoch sind, und fünf bis sechs

Fuß im Durchmesser haben. Auf jeder Seite sind deren sechs, so daß fünf Durchgänge entstehen, an welchen eiserne Gitter angebracht sind. Dieses Thor ward im Jahre 1790 nach der Angabe des Oberbaraths Langhans erbaut, der die Idee dazu von dem Propyläum zu Athen entnommen hatte.

An der Attika dieses Thors sieht man ein Basrelief, welches den Markgrafen Albrecht Achilles vorstellt, wie er in der Schlacht bey Nürnberg dem Feinde mit eigener Hand eine Fahne entreißt. Die Basreliefs der Zwischenräume stellen den Kampf der Centauren und Lapithen vor. Ueber dem Thore sah man sonst ein Viergespann, den Triumph und den Frieden abbildend; dieses Monument ist aber nach Paris gebracht worden.

Wenn man sich die ruhmvolle Periode Friedrichs des Großen, und den denkwürdigen siebenjährigen Krieg, den er mit eben so viel Einsicht als Energie und Glück führte, ins Gedächtniß zurückrufen will, so muß man den Wilhelms-Platz besuchen, den man als das Pantheon der preußischen Helden ansehen kann.

Dieser Platz ist mit fünf Statuen von weißem Marmor geschmückt, deren jede mit einem eisernen Gitter eingefaßt ist. Die erste stellt den Feldmarschall Grafen Schwerin vor, in römischer Kleidung mit der Fahne in der Hand, die er in der Prager Schlacht am 6ten März 1757 ergriff. Der General-Lieutenant von Winterfeld, der am 9ten September 1757

in dem Gefechte bey Moys in der Oberlausitz umkam, ist gleichfalls in römischem Kostum dargestellt. Er lehnt sich an eine Eiche, und ergreift mit der Hand den Degen. Der Feldmarschall Keith, der bey dem bekannten Ueberfall bey Hochkirch am 14ten October 1758 das Leben verlor, ist, so wie der General der Kavallerie, Seidlitz, der 1773 starb, mit der Uniform seines Regiments bekleidet. Den höchsten Werth als Kunstwerk hat die Statue des Generals der Husaren, Ziethen, eines Lieblings Friedrichs des Großen, und eines der tapfersten preußischen Helden. Er ist dargestellt, wie er die Hand an das Kinn legt; eine Stellung, die er bey tiefem Nachdenken anzunehmen pflegte. Der Wilhelms-Platz ist mit schönen Häusern umgeben, unter welchen der Pallast des Prinzen Ferdinand von Preußen sich auszeichnet.

Der Wilhelms-Platz wird hauptsächlich nur durch die historischen Denkmähler, die ihn schmücken, interessant; der Gensd'armes-Markt zieht durch andere Vorzüge das Erstaunen und die Bewunderung aller Fremden auf sich. Auf einem großen viereckigten Platze, der auf jeder Seite von einer breiten und schönen Straße durchschnitten wird, sieht man das neue Schauspielhaus, ein sehr elegantes Gebäude zwischen zwey Kirchen von vollkommen gleicher Bauart. Jede ist mit einem ansehnlichen Thurm geschmückt, auf welchem eine kupferne vergoldete Statue steht, die den Triumph der Religion vorstellt. Diese beiden Kirchen sind nach

dem Modell der reformirten Kirche zu Charenton gebaut, die bey dem Widerruf des Edikts von Nantes zerstört wurde. Die Thürme ließ Friedrich der Zweyte erst im Jahre 1780 aufführen.

Berlin besitzt noch ein Monument von vorzüglichem Werthe. Dieß ist das Mausoleum des Grafen von der Mark, eines natürlichen Sohns des letztverstorbenen Königs; es ist in der Dorotheenstädter Kirche befindlich.

Man sieht den jungen Grafen auf einem Sarkophag von Marmor ruhen; der Helm ist seinem Haupte entfallen und liegt neben ihm; der Degen entsinkt seiner kraftlosen Hand. Den Sarkophag schmücken mehrere Basreliefs. Das auf der Vorderseite stellt Minerva, das Emblem der Weisheit, vor, die im Begriff ist, den jungen Grafen zu unterrichten. Die Zeit entreißt ihn unerbittlich den Armen seiner Lehrerin, und führt ihn dem Todtenreiche zu. Auf der rechten Seite des Sarkophags sieht man den Tod in der Gestalt eines Jünglings, der mit der einen Hand die Fackel auslöscht, und in der andern einen Kranz verwelkter Rosen hält, worauf ein Schmetterling sitzt: ein Emblem der Psyche, die der sterblichen Hülle entschwebt. Links lehnet sich der mit Mohn bekränzte Schlaf, der Zwillingsbruder des Todes, an einen Baumstamm; zu seinen Füßen sprießen Mohnblumen. Auf der Rückseite des Sarkophags lieset man eine von Ramler verfertigte Grabschrift. — Die Schönheit dieses Grabmahls wird

noch durch eine Gruppe der drey Parzen erhöht, welche sich über demselben in einer großen verschlossenen Nische befindet. Klotho liefet in dem Buche des Schicksals, Lachesis hält die Spindel, und scheint Atropos flehentlich zu bitten, indem diese langsam und gleichsam wider Willen den Lebensfaden des jungen Grafen durchschneidet. Berlin verdankt dieses Kunstwerk dem berühmten Bildhauer Schadow.

Ein und zwanzigster Brief.

Die Akademie der Wissenschaften. — Das Observatorium. — Die Gesellschaft naturforschender Freunde. — Nachrichten von einigen Gelehrten. — Herr von Humboldt. — Der Graf von Hoffmannsegg. — Wildenow. — Klaproth. — Hermbstädt. — Karsten. — Das Mineralien-Kabinet. — Der Professor John. — Der Stadtrath Laspeyres. — Der Doktor Klug. —

Berlin. . . .

Die Wissenschaften haben in Berlin viele Freunde. Man kann diese Stadt als den Central-Punkt ansehen, von welchem die Lichtstrahlen ausgehen, die den Norden von Europa erhellen.

Unter den literarischen Instituten Berlins gebührt der Akademie der Wissenschaften der erste Rang. Sie ward von der Königin Sophia Charlotte, der zweyten Gemahlin Königs Friedrich des Ersten, gestiftet, und verdankt ihrem ersten Präsidenten, dem berühmten Leibnitz, ihre Grundverfassung und erste Einrichtung.

Unter Friedrich Wilhelm dem Ersten ward

die Akademie äußerst vernachläßigt, und sogar herabgewürdigt. Sobald aber 1740 Friedrich der Große, dieser Verehrer der Wissenschaft und Künste, den Thron bestieg, stellte er sie wieder her, und gab ihr ihren vorigen Glanz wieder.

Maupertuis, der durch seine Reisen nach Lappland zur Bestimmung der Gestalt der Erde, bekannt ist, erhielt von dem großen Könige den Auftrag, einen neuen Organisations-Plan für die Akademie zu entwerfen. Diese gelehrte Corporation ist in vier Klassen, die mathematische, physikalische, philosophische und schönwissenschaftliche eingetheilt. Alle theologische und politische Untersuchungen sind von ihrem Plan gänzlich ausgeschlossen. Dieses Institut hat einen Präsidenten und einen beständigen Secretair; jede Klasse wählt aus ihrem Mitiel einen Direktor; die Anzahl der Mitglieder ist nicht bestimmt. Sie haben ein stehendes Gehalt, und müssen dafür gelehrte Arbeiten liefern. Die außerordentlichen Mitglieder erhalten nur, wenn sie den Sitzungen beywohnen, einen Jetton. Die Akademie hält an jedem Donnerstage, Nachmittags um vier Uhr, eine Sitzung, welcher Fremde, wenn ein Mitglied sie einführt, beywohnen können.

Alljährlich hält die Akademie zwey öffentliche Sitzungen, und vertheilt Preise. Sie hat einen großen Atlas, eine Sammlung vortrefflicher See- und viele Landkarten, auch einen Plan von der Stadt Berlin und dem Thiergarten herausgegeben. Unter Friedrich

dem Zweyten erschienen ihre Memoiren in französischer Sprache; sein Nachfolger gestattete aber, daß die auch Lateinisch und Deutsch abgefaßt werden können. Die Akademie ist im Besitze des ausschließlichen Privilegiums, Kalender für die preußischen Staaten zu verfertigen und zu debitiren. So unbedeutend dieser Artikel zu seyn scheint, ist er doch die Hauptquelle der Einkünfte dieses Instituts. Die Gelehrten, welche unter Friedrichs des Großen Regierung vorzüglich den Ruhm der Akademie begründeten, waren Maupertuis, d'Alembert, Euler, der Marquis d'Argens, Formey, Marggraf, Pott, Sulzer, Lambert, Gleditsch, Meckel, Fritze, Walter, Gerhard, la Grange, Castillon, Bernoully, Achard, Bode, Beausobre, Moulines, Merian, Toussaint, Bitaubé, Pernetty, Thiebault u. s. w.

Das Akademie-Gebäude liegt rechter Hand unter den Linden. In dem Mittel-Fenster desselben ist eine Pendeluhr angebracht, die, vermöge einer sinnreichen Vorrichtung, die Mittel- und wahre Zeit zugleich angiebt. Von ihren vier Weisern zeigen dreye Stunden, Minuten und Sekunden, und der vierte, der blau von Farbe ist, die wahre Zeit.

Hinter dem Akademie-Gebäude steht das Observatorium. Dieß ist ein viereckigter funfzig bis sechszig Fuß hoher Thurm, der oben eine Plate-Form hat. Im letztern Stockwerke ist ein sehr eleganter Saal, in wel-

chem eine schätzbare Sammlung astronomischer, geometrischer und mathematischer Instrumente aufbewahrt wird. An diesen Saal stoßen zwey Kabinetter; in dem einen findet man eine kleine ausgesuchte astronomische Bibliothek, und in dem andern die Bildnisse der berühmtesten Astronomen.

Das Observatorium steht unter der Oberaufsicht des königlichen Astronomen, Herrn Bode, der in ganz Europa einer eben so ausgebreiteten als verdienten Celebrität genießt. In einem großen in Folio erschienenen astronomischen Werke, das sich eben so sehr durch Genauigkeit, als durch äußere Eleganz auszeichnet, zählt dieser Gelehrte siebzehn Tausend zwey hundert und vierzig Sterne. Es führt folgenden Titel:

Uranographia sive astrorum descriptio, 20 tabulis aeneis incisa, ex recentissimis et absolutissimis astronomorum observationibus. Sumtibus commodante illustr. Astronomiae patrono generosissimo equite Megapolitano Frid. de Hahn, Dynaste Remplini.

Unter den berlinischen Gelehrten sind besonders viele Physiker und Naturforscher. Die Gesellschaft naturforschender Freunde hat Mitglieder in und außer Europa, und ist überall vortheilhaft bekannt. Diese gelehrte Gesellschaft entstand im Jahre 1773 durch die Vereinigung vieler Gelehrten und Liebhaber der Naturkunde und Physik. Der Hof bestätigte sie 1788. Friedrich Wilhelm der Zweyte schenkte ihr ein geräumiges

Haus, wo sie ihre Sitzungen hält, ihre Bibliothek und ihre Sammlung von Naturseltenheiten aufbewahrt. An diesem Hause ist eine schwarze Tafel mit nachstehender Inschrift befestigt:

Friedrich Wilhelm der Zweyte den Naturforschern.

Außer den gewöhnlichen, alle Dienstage Statt findenden Sitzungen, kommt die Gesellschaft zu Ende jedes Monats bey einem ihrer Mitglieder, der Reihe nach, zusammen, wo sie die Abendstunden den Freuden der Geselligkeit und der Tafel widmet. Die letzte Uebereinkunft verdient um so mehr Beyfall, da nur zu oft die Gelehrten über ihren Studien den Genuß freundschaftlicher Geselligkeit vernachlässigen.

Diese Gesellschaft giebt Memoiren heraus, von denen bis jetzt sechs Quart- und funfzehn Oktavbände erschienen sind. Jetzt kommen sie in dem ersten Format heraus. Sie enthalten viele interessante Entdeckungen und Abhandlungen aus allen Theilen der Naturgeschichte, Physik und Chemie, bey welchen sich oft vortreffliche Kupfer befinden.

Von den Gelehrten, aus welchen diese Gesellschaft besteht, nenne ich nur die Herren von Humboldt, Klaproth, Wildenow, Karsten, Hermbstädt, Flörke, Laspeyres, Klug, Gronau, Reich u. s. w., alles höchst schätzbare Männer, welche demjenigen, der so glücklich war, ihre Bekanntschaft zu machen, unvergeßlich bleiben.

Mehrere ihrer würdigsten Mitglieder hat die Gesellschaft durch den Tod verloren, z. B. Martini, Bloch, Zückert, Gleditsch, Herbst, Zöllner, Ferber, Roose, u. s. w. Zu ihnen gehören auch unsere verehrten Landsleute, die Herren von Dietrich, Hermann, Ehrmann und Spielmann der Aeltere, die an ihren Bemühungen zur Vervollkommnung der Naturgeschichte Theil nahmen. In der, in der Sitzung vom 16ten März 1808, bey meiner Aufnahme in diese Gesellschaft, gehaltenen Rede, habe ich es gewagt, einige Blumen auf das Grab der letztgenannten Gelehrten zu streuen.

Diese Gesellschaft besitzt eine ziemlich zahlreiche Bibliothek und ein schätzbares Naturalien-Kabinet, auf dessen Aufbewahrung und Erhaltung aber mehr Sorgfalt gewandt werden sollte. Unter den hier aufbewahrten Merkwürdigkeiten aus dem Thierreiche, sind einige sehr seltene afrikanische Säugthiere, Vögel und Insekten aus Surinam, die zahlreiche und vortreffliche Schildkröten-Sammlung des Doktors Schöpf aus Anspach, welche der jetzt regierende König im Jahre 1801 kaufte, und der Gesellschaft schenkte, eine andere bedeutende Sammlung von Schaalthieren, anatomischen Präparaten von Theilen des menschlichen Körpers u. s. w. Man findet hier auch ein reichhaltiges Herbarium von Cap- und indischen Pflanzen; am vollständigsten ist jedoch die aus mehr als zwölf Tausend Exemplaren bestehende Mineralien-Sammlung. Sie enthält, außer

den Landesprodukten, Mineralien aus Frankreich, Italien, der Schweiz, Ungarn, Siebenbürgen, Kärnthen, Krain u. s. w.

Ein Gelehrter, auf dessen Besitz der preußische Staat stolz seyn kann, ist Herr von Humboldt; seine Verdienste sind zu bekannt, um einer Erörterung zu bedürfen. Ich führe ihn nur als ein auffallendes Beyspiel der an das Wunderbare gränzenden Erfolge an, welche der Enthusiasmus für die Natur-Forschung hervor zu bringen im Stande ist. Dieser allein konnte Humboldt bewegen, bis in das Innere der Einöden Süd-Amerika's zu dringen, wo er mit seinem Freunde Bonpland mehr als sechs Tausend neue Pflanzen sammelte und beschrieb. Nur von ihm geleitet, erklomm er die Gipfel des Chimborasso, um die Höhe dieses Berges zu messen, und über zwey hundert astronomische Punkte zu bestimmen. Herr von Humboldt hat bey dieser Veranlassung einer neuen Wissenschaft, der Geographie der Pflanzen, das Daseyn gegeben. Er gehört zu den Gelehrten, die am genauesten und richtigsten die Wirkungen des Magnets, und die Erscheinungen an den elektrischen Fischen beobachtet haben. Ihm verdanken die Freunde des Alterthums die schätzbarsten Untersuchungen über Sprache, Geschichte und Monumente der vormaligen Bewohner von Mexiko.

Ein anderer ausgezeichneter berlinischer Gelehrter ist der Graf von Hoffmannsegg. Von dem Wunsche beseelt, zur Erweiterung naturhistorischer Kennt-

nisse beyzutragen, sandte er einige Gelehrten nach Brasilien, welche dieses Land mehrere Jahre hinter einander bereisen mußten. Diesem Unternehmen verdankt er eine vortreffliche Sammlung von Naturprodukten jenes Landes. Er selbst machte vor zwölf Jahren, in Gesellschaft des gelehrten Professors Link in Rostock, eine Reise nach Portugal, von welcher er eine ungeheure große Ausbeute an Pflanzen mitbrachte, die größtentheils noch ganz unbekannt waren. Hiedurch ward dieser Gelehrte veranlaßt, eine portugisische Flora mit ausgemalten Abbildungen heraus zu geben. Dieses herrliche Werk erscheint in Lieferungen, und wird aus zehn Bänden in groß Folio bestehen, von welchen viere für die Kupfer, und sechse für den Text bestimmt sind. Dieser erscheint in lateinischer und französischer Sprache. Bey der Klassifikation der Pflanzen, wird ein eigenthümliches System befolgt. Die kolorirten Abbildungen sind vollendet schön, und verdienen einen Platz neben Redouté's bekanntem Prachtwerk: les Liliacées. Der Graf hat in seiner Wohnung die erforderlichen Anstalten getroffen, um die Pflanzen malen, in Kupfer stechen und abdrucken zu können. Er scheut keine Kosten, betreibt sein wichtiges Unternehmen mit rastlosem Eifer, und hofft, das ganze Werk in drey Jahren vollständig liefern zu können.

Der Professor Wildenow vereinigt mit den gründlichsten Kenntnissen den liebenswürdigsten Charakter und die größte Anspruchlosigkeit. Bekanntlich hat

er die Botanik mit vielen wichtigen und schätzbaren Entdeckungen bereichert. Er ist als Verfasser mehrerer wichtigen Werke bekannt, von welchen ich nur der Species plantarum Linné's erwähne, die er seit einigen Jahren heraus giebt. In diesem klassischen Werke hat er mehrere Species Tourneforts, die Linné übergangen hatte, wieder hergestellt; wobey er sich des Herbariums Gundelheims, eines Reisegefährten Tourneforts, bediente. — Wildenows Herbarium befaßt neunzehn Tausend Pflanzen-Species; sonach ist es viel reichhaltiger, als das Linnéische, welches deren nur zwölf Tausend enthielt.

Unter Wildenows Aufsicht steht der botanische Garten, der eine Viertelmeile von Berlin auf dem Wege nach Potsdam liegt. Er ist von beträchtlichem Umfange, und auf's Zweckmäßigste eingerichtet. Er hat sehr verschiedenes Erdreich, wie es die mannichfaltigen, aus allen Ländern der Erde hier zusammen gebrachten Gewächse erfordern: so findet man hier magern, lockern, und an andern Stellen wieder fetten, klebrigten, sumpfigten, torfigten u. s. w. Boden, je nachdem ihn die darin gezogenen Pflanzen verlangen. Man kultivirt hier viele fremde Farrenkräuter, die man aus den Saamen zieht. Fast alle Sämereyen, die Herr von Humboldt aus Süd-Amerika mitgebracht hat, sind hier besser aufgegangen und fortgekommen, als in Paris. Wildenow ist jetzt mit der Besorgung einer Enumeratio plantarum horti Berolinensis beschäftigt,

welche zwey Tausend neue in seinen Species plantarum noch nicht beschriebenen Species bekannt machen wird.

Wie viel hat die Chemie durch die Bemühungen des berühmten Klaproths gewonnen, der auch Mitglied des französischen National-Instituts ist! Ihm allein gebührt die Ehre der Entdeckung des Urans, Tellurs, Titans und Zirkons; ihm verdanken wir die Analyse vieler mineralischen Substanzen. Dieser Gelehrte besitzt ein reichhaltiges und vollständiges Mineralien-Kabinet, das sehr schöne und seltene Exemplare enthält, und vorzüglich reich an Metallen ist. Höchst merkwürdig ist die Sammlung der hier aufbewahrten Meteorsteine. Der letzte derselben, welchen Herr Klaproth erhalten hat, ward am 13ten März 1807 im Gouvernement Smolensk nach einem heftigen Gewitter gefunden. Er enthält dieselben Bestandtheile, die man in den früher gefundenen Meteorsteinen angetroffen hatte.

Klaproth hat sich in den letzten Jahren sehr fleißig mit der Wiederholung der galvanischen Experimente über die Auflösung der fixen Alkalien beschäftigt. Mit der Pottasche glückte es ihm nicht so, wie mit der Soda; mit welcher er kleine, deutlich zu unterscheidende Kügelchen hervorbrachte, die sich entzündeten, sobald ein Wassertropfen darauf fiel. Klaproth bewahrt diese Kügelchen in Terpentin-Oel auf. Um sie zu reinigen, und sie von der alkalischen Rinde, die sie um-

giebt, zu befreien, hält er die kleine Glasröhre, worin sie aufbewahrt werden, über die Flamme eines Wachsstocks; dadurch werden sie sehr glänzend, und erhalten einen metallischen Schimmer, welcher dem der Queckfilber-Kugeln ähnlich ist. Wenn man eins jener künstlich hervorgebrachten Kügelchen auf ein Stück Papier der Luft aussetzt, fängt es bald an aufzubrausen; es sondern sich Luftblasen davon ab, und es kehrt in den alkalischen Zustand zurück. Wenn man die Kügelchen auf Queckfilber legt, so bewegen sie sich schnell herum.

Der Geheimerath Hermbstädt hat sich um die technische Chemie große Verdienste erworben. Er ertheilt auf Kosten des Staats Färbern, Kattundruckern, und andern Künstlern, in den Anfangs-Gründen der Chemie und Physik Unterricht, um ihnen dadurch zu einem bessern und nicht bloß mechanischen Betriebe ihres Gewerbes Veranlassung zu geben. Der König hat ihm zu diesem Zwecke in der Georgen-Straße ein hübsches Haus mit der Inschrift: Für die technische Chemie, erbauen lassen.

Hermbstädt hat die Experimente von Thenard und Gay-Lussac über die Auflösung der Alkalien auf chemischem Wege, ohne Anwendung des Galvanismus, wiederholt. Er behandelte jene Substanzen mit Kohle und Eisen, und setzte sie einer fünfstündigen Glühhitze aus. Er erhielt bey dieser Behandlung eine Art Pyrophor, nämlich ein schwärzliches Pulver, welches

beym Zusammentreffen mit Wasser oder Luft Funken giebt, und einen ammoniakalischen Geruch verbreitet. Metallische Beymischungen hat er in demselben nicht entdeckt.

Dieser Gelehrte hat sehr viel über Physik, Chemie, Pharmacie und Technologie geschrieben. Noch immer fährt er mit unermüdetem Eifer fort, in seinem Kabinette und Laboratorium zu arbeiten.

Ich muß noch eines eben so gebildeten, als anspruchlosen Gelehrten, des Ober-Bergraths und Professors Karsten, — leider haben die Wissenschaften und seine Freunde diesen würdigen Mann seitdem durch den Tod verloren, — erwähnen. Als Schriftsteller hat er sich durch seine mineralogischen Tafeln, durch die Verdeutschung von Hauy's Mineralogie, und mehrere andere Schriften bekannt gemacht. Er führt die Oberaufsicht über das, in dem neuen Münzgebäude aufgestellte Mineralien-Kabinet, und seiner Sorgfalt allein verdankt man die Genauigkeit und Regelmäßigkeit, welche man in der Anordnung dieses Kabinets bewundert. Es zerfällt in drey Abtheilungen: die systematische, topographische und exotische Sammlung. In der ersten sind die Mineralien nach dem Karstenschen Systeme geordnet; in der zweyten werden sämmtliche, in den preußischen Staaten einheimische, so wie in der dritten die im Auslande gefundenen Mineralien aufbewahrt. Seit einigen Jahren ist dieses Kabinet durch den Ankauf der Sammlungen des Bergraths Ferber, eines berühmten Mineralogen, und durch viele, vom Herrn

von Humboldt mitgebrachte Seltenheiten, bedeutend vermehrt worden.

Unter den hier gesammelten Mineralien zog vorzüglich ein außerordentlich großes Stück Bernstein meine Aufmerksamkeit auf sich. Es ward in Schapoken, einem Dorfe unweit Insterburg, gefunden. Der Tagelöhner, welcher es entdeckte, hielt es Anfangs für einen großen Kieselstein, und wollte sich nicht die Mühe nehmen, es auszugraben; endlich entschloß er sich doch, auf Zureden seiner Mutter, dazu, und fand bald, daß es Bernstein war. Der König schenkte diesem Tagelöhner Tausend Thaler. Uebrigens ist dieses Stück Bernstein nicht, wie Herr Karsten glaubt, das größte, bisher bekannt gewordene; denn nach dem Zeugnisse eines englischen Reisenden, John Carr, wird in einem Kabinet zu Kopenhagen ein Stück dieses Harzes aufbewahrt, das mehr als sieben und zwanzig Pfund wiegt, und in Jütland gefunden worden ist. Eben so merkwürdig, und vielleicht einzig in seiner Art, ist ein großes Stück gediegene Platina, welches Herr von Humboldt bey der kleinen Stadt Taddo, in der Provinz Chaco, in Süd-Amerika, gefunden hat. Es wiegt 1088,6 Gran an absoluter Schwere; sein specifisches Gewicht 16,037 Gran, und es ist so groß, als ein Taubeney. Durch Hülfe der Chemie hat man jetzt entdeckt, daß die Platina aus vier verschiedenen Metallen, nämlich aus Iridium, Osmium, Rhodium und Palladium, besteht.

Ich will hier nur zwey neuer, mir hier bekannt gewordener Subſtanzen erwähnen. Die eine, von Karſten Piemelit genannt, iſt fettig anzufühlen, und enthält Kieſel, etwas Magneſia und Nickel-Oxyd; die andere eine Art Opal, den Karſten wegen ſeiner gelben, durchſichtigen Farbe, Feuer-Opal nennt, beſteht aus nichts, als Waſſer und Kieſel, und ward vom Herrn von Humboldt aus Mexico mitgebracht.

Die neue Münze iſt ein vortreffliches, in einem eigenthümlichen Styl aufgeführtes Gebäude. Es iſt mit nachſtehender Inſchrift verſehen, die ſeine dreyfache Beſtimmung anzeigt:

Fridericus Guilielmus III Rex,

Rei Monetariae, Mineralogicae, Architectonicae.

An der Außen-Seite iſt es mit bronzenen Basreliefs verſehen, die theils das Graben der Metalle und die Prägung des Geldes, und theils die ſchönen Künſte bezeichnen, zu deren Emporbringung es weſentlich beyträgt.

Der Doktor John, über welchen Sie, mein Herr, Auskunft verlangen, iſt ein Zögling Klaproths. Er hat Reiſen nach Rußland gemacht und ſich lange in Moskwa aufgehalten. Auch er hat ſich mit der chemiſchen Analyſe vieler mineraliſchen Subſtanzen beſchäftigt, und eine Anweiſung zur chemiſchen Zerlegung der Naturalien herausgegeben, welche Klaproth mit einer Vorrede begleitet hat. In dieſem durchaus praktiſchen Werke

giebt Herr John eine leichte und zweckmäßige Anleitung zur chemischen Analyse gemischter Substanzen. Er löst hier das von ihm selbst herrührende, schwierige Problem auf, um eine Methode anzugeben, vermittelst welcher man ein Gemisch aller bekannten Metalle, wenn anders ein solches existirte, wieder von einander scheiden könnte. Auch ist er Entdecker eines neuen, in dem grauen sächsischen Manganesium gefundenen Metalls, wovon er in dem Scherer schen Journal Nachricht gegeben hat.

Die Entomologie hat durch den Tod des Predigers Herbst viel verloren; doch giebt es in Berlin noch mehrere Gelehrte, welche dieses Fach der Naturgeschichte mit Vorliebe und Eifer kultiviren. So besitzt mein würdiger Freund, der Stadt-Rath Laspeyres, — auch er ist seitdem verstorben, — eine ausgesuchte Sammlung europäischer, systematisch geordneter Schmetterlinge. Dieser Gelehrte hat auch eine sehr vollständige entomologische Bibliothek, von welcher er ein raisonnirendes Verzeichniß verfertigt, und herauszugeben gedenkt. Er hat auch ein Werk unter dem Titel: Sesiae Europaeae, iconibus et descriptionibus illustratae. Berol. 1801. 4. geschrieben.

Der Doktor Klug besitzt eine sehr zahlreiche Sammlung von geflügelten Insekten. Er zeichnet vortrefflich und studirt mit vielem Eifer die Anatomie jener zahlreichen Klasse des Thierreichs. Er hat eine Monographie der Holzwespen, welche in Deutschland angetroffen werden, herausgegeben.

Ich wünschte Ihnen, mein Herr, noch mehr über die berlinischen Gelehrten sagen zu können. Es giebt hier deren noch viele, die erwähnt zu werden verdienen; ich habe mich aber lediglich auf diejenigen beschränkt, mit denen ich das Glück hatte in Verbindung zu stehen.

Zwey und zwanzigster Brief.

Nachrichten von der Charité. — Der Aussatz und einige andere selten vorkommende Krankheiten. — Das Collegium medico-chirurgicum. — Das Walterſche anatomiſche Kabinet. — Die Thierarzneyſchule. — Das Taubſtummen-Inſtitut. — Das Blinden-Inſtitut. — Die Porzellan-Manufaktur. — Die Königliche Eiſengießerey.

Berlin ....

Ich denke Ihnen, mein Herr, in dieſem Briefe von einigen in Berlin beſtehenden nützlichen Inſtituten Nachrichten mitzutheilen, die Ihnen vielleicht nicht unintereſſant ſeyn werden. Den Anfang mache ich mit dem großen Hospital der Charité, welches König Friedrich der Erſte im Jahre 1710 geſtiftet hat.

Dieſe wohlthätige Anſtalt beſteht: Erſtlich aus dem kliniſchen Inſtitut, wo Kranke und Verwundete aufgenommen und bis zu ihrer völligen Herſtellung verpflegt werden. Zweytens aus einer Entbindungs-Anſtalt, in welcher man ſchwangere Frauen einige Zeit vor ihrer Niederkunft aufnimmt, und bis nach derſelben verpflegt. Drittens aus einem beſondern Pavillon, für die mit

der Krätze und venerischen Uebeln Behafteten. Und endlich viertens aus einer besondern Anstalt zur Verpflegung und Herstellung wahn- und blödsinniger Personen.

Das Charité-Gebäude ist sehr geräumig. Es ist drey Stockwerk hoch, und besteht aus vier Flügeln, die einen großen Hof einschließen. Um dasselbe liegen Gärten, Wiesen und eine Maulbeer-Plantage. Im Erdgeschoß sind die Wohnungen des Direktors und anderer bey diesem Institut angestellten Personen; in den obern Stockwerken die Kranken-Zimmer, in deren jedem dreyßig bis vierzig Betten in zwey Reihen stehen. Diese Zimmer sind groß, werden reinlich gehalten, gut erleuchtet und vermittelst thönerner Oefen geheizt.

In diesem Hospital ist auch ein großer Saal, wo Unterricht in der Chemie ertheilt wird, und ein anderer von amphitheatralischer Form, wo Leichname secirt und chirurgische Operationen vorgenommen werden.

Zwey Pensionair-Chirurgen, ein Chirurgus von der Armee, und neun andre Wundärzte sind, unter der Oberaufsicht zweyer Aerzte und eines Ober-Chirurgus, mit der Behandlung und Heilung der Kranken beschäftigt. Die hier gebrauchten Arzeneyen werden unentgeltlich aus der Hof-Apotheke verabfolgt. Die jungen Leute, welche Medicin und Chirurgie studiren, dürfen den Operationen beywohnen; und die Hebammen finden hier Gelegenheit, ihre Kunst praktisch zu erlernen.

Der erste bey diesem Institut angestellte Arzt ist der berühmte Hufeland, der sich jetzt mit dem Hofe in

Königsberg aufhält. Zweyter Arzt ist der Hofrath Horn, der in der medizinischen Literatur durch mehrere Schriften vortheilhaft bekannt ist. Dieser Gelehrte theilte mir einige interessante, von ihm hier angestellte Beobachtungen mit. Vorzüglich zog ein Aussätziger, der sich gerade im klinischen Institut befand, meine Aufmerksamkeit auf sich. Er war etwa dreyßig Jahr alt. Der Sitz des Ausschlages ist am Fuß, der ganz mißgestaltet und mit vielen Auswüchsen und kleinen grauweißlichen Beulen, die die Größe einer kleinen Kartoffel haben, bedeckt ist. Das Bein und der Schenkel sind sehr geschwollen, und am Oberschenkel scheint sich ein Geschwür zusammen zu ziehen. Der Kranke leidet an diesem Uebel schon sieben Jahr; es befiel ihn ohne alle weitere Veranlassung, und nimmt immer zu. Der Hofrath Horn hat eine Beschreibung dieses bösartigen Ausschlages (Elephantiasis) in seinem Archive bekannt gemacht und eine Abbildung desselben beygefügt.

Dieser Ausschlag, den man als eine Art Aussatz ansehen kann, ist ein Uebel, das bey uns und überhaupt in den nordlichen Erdstrichen selten vorkömmt. Dagegen ist es im Orient, vorzüglich in Aegypten am Ufer des Nils, und auch in Morea, wie der Doctor Pouqueville (s. Voyage de Pouqueville en Morée, à Constantinople etc. T. I. p. 398.) berichtet, sehr häufig, und zeigt sich auch dort vorzüglich an den Beinen.

Unter den, in der Charité vorkommenden merkwürdigen Krankheitsfällen bemerkte ich den künstlichen

After einer Frau, den sie schon sieben Jahr trägt, und dem ein Leisten-Bruch vorherging; einen brandigen Knochenfraß an den Zehen; einen Bruch, der aus den großen Schamlefzen einer Frau hervortrat, und brandig war; einen Hüft-Beinbruch, und einen querlaufenden Bruch der Kniescheibe. Unter den venerischen Weibsleuten, deren hundert und achtzig hier waren, sah ich ein Mädchen von zwölf Jahren, das venerische Geschwüre an den Bändern des Zapfens hatte. — Man hat seit Kurzem in der Charité zweymal den Kaiserschnitt versucht; das eine Mal blieb Mutter und Kind am Leben; das andere Mal starb die Mutter, das Kind aber wurde erhalten. Die Schambeintrennung hat man noch nicht vorgenommen, wohl aber die Zerstückelung des Kindes in der Gebährmutter, wobey die Mutter gerettet ward. In Zeit von sechs Jahren sind acht hundert siebzig Frauen von achthundert zwey und achtzig Kindern in der Charité entbunden worden, von welchen sieben hundert und ein und funfzig lebendig, und hundert und ein und dreyßig todt zur Welt kamen.

Das Verhältniß der Wahn- und Blödsinnigen zur Bevölkerung ist sehr gering. Es gerathen ein Drittel mehr Männer als Weiber in diesen Zustand.

Die Zahl der in die Charité aufgenommenen Kranken ist unbestimmt; sie beträgt jährlich mehr als drey Tausend. Die Sterblichkeit ist hier ziemlich beträchtlich; man rechnet, daß beynah der sechste Kranke stirbt.

Das klinische Institut ward 1789 errichtet. Die

Cas.

dabey angestellten Aerzte statten jährlich von den Fortschritten desselben in einer periodischen Schrift Bericht ab, die den Titel führt: Annalen des klinischen Instituts.

Die Oberaufsicht über die Behandlung der Kranken, welche an äußerlichen Schäden leiden, und über die Entbindungs-Anstalt, führt der General-Chirurgus Mursinna, der eines großen und verdienten Rufes als Wundarzt und Hebammen-Lehrer genießt.

In der ersten Zeit der Anwesenheit der Franzosen in Berlin wurden kranke Soldaten nach der Charité geschafft. Nachdem aber das große französische Militair-Hospital in die sehr geräumige Artillerie-Kaserne verlegt worden war, erhielt jenes Institut seine ursprüngliche Bestimmung wieder.

Hier muß ich auch noch etwas über das Collegium medico-chirurgicum sagen. Dieses Institut bezweckt den Unterricht der bey der Armee angestellten Wundärzte. Es besteht aus einem Director und zwölf Professoren, welche Anatomie, Physiologie, Botanik, Materia Medica, Therapeutik, Chemie, Pharmacie, Nosologie, Chirurgie und Entbindungs-Kunst lehren. Nur wenig Universitäten in Deutschland können sich einer so vortrefflich organisirten medizinischen Fakultät rühmen, als dieser Lehrer-Verein bildet. Alle bey diesem Collegium angestellten Professoren sind Männer von ausgezeichneten Verdiensten, wie Hufeland, Walter, Formey, Wildenow, Hermbstädt, Mursinna,

Hecker, Horn, Grapengiesser u. s. w. Ihre Vorlesungen werden daher auch von In- und Ausländern fleißig besucht.

Das anatomische Theater, das in einem Pavillon des Akademie-Gebäudes sein Lokal hat, ist eines der berühmtesten in Europa. Es steht unter der Oberaufsicht des Geheimen-Raths Walter; es werden hier jährlich mehr als zweyhundert Cadaver secirt.

Jeder Arzt und Wundarzt, der in den preußischen Staaten prakticiren will, muß seinen Kursus in jenem Institut machen. Die Chirurgie verdankt demselben bedeutende Fortschritte, so wie überhaupt der preußische Staat schon seit längerer Zeit vortreffliche Wundärzte besaß, von welchen ich nur Schmucker, Theden und Goerke nenne.

Mit jenem Institute ist eine Bildungs-Anstalt für junge Wundärzte verbunden, welche den Namen der Pepinière führt, und deren Director der vorhin genannte General-Staabs-Chirurgus Goerke ist. Hier werden siebzehn Zöglinge auf Kosten des Staats gebildet, die demnächst eine Anstellung als Regiments-Chirurgen erhalten.

Vorzüglich zum Gebrauche dieses Instituts hat der König das vortreffliche anatomische Kabinet des Geheimen-Raths Walter für hundert Tausend Thaler gekauft; vielleicht die vorzüglichste Sammlung dieser Art in Europa, wegen der großen Anzahl, der Schönheit und Seltenheit der hier aufbewahrten Präparate. Der Geheime-

Rath Walter hat fünf und zwanzig Jahr daran gesammelt. Höchst vollendet sind insbesondere die nevrologischen und angiologischen Präparate; sie haben dazu beygetragen, ihrem Verfertiger den Ruhm eines der ersten praktischen Zergliederer zu erwerben.

Das Walterschе Kabinet, das in einem großen Hause unter den Linden aufbewahrt wird, kann jetzt von jedermann benutzt werden. Es ist an gewissen Tagen der Woche offen, wo man sich, vermittelst einer vom Geheimen-Rath Walter (der die Oberaufsicht darüber führt) erbetenen Einlaß-Karte, Zutritt verschaffen kann. Der Professor Walter, der Sohn, hält dreymal in der Woche, von Vormittags eilf bis Nachmittags drey Uhr, Vorlesungen über die hier aufgehäuften Schätze. Er theilt jedesmal eine allgemeine Uebersicht des ganzen Kabinets mit, und verbindet damit die Angabe der vorzüglichsten hier befindlichen Merkwürdigkeiten.

Ohne mich auf eine detaillirte Beschreibung dieses Kabinets einzulassen, bemerke ich nur, daß es eilf Zimmer füllt, und daß sämmtliche Präparate in mit Weingeist angefüllten gläsernen Geschirren und Glas-Kasten, oder auch bloß unter Glas aufbewahrt werden. Sie stehen auf etwas erhöheten Tischen, die so gestellt sind, daß man bequem zwischen ihnen durchgehen kann. Unter den hier gesammelten Seltenheiten, erwähne ich nur die herrliche Folge monströser Foetus in Weingeist, unter welchen derjenige, aus dessen Brust ein kleinerer Foetus mit den Füßen durch die Brust hervorkommt, der merk-

würdigste ist; eine vollständige Sammlung Foetus im natürlichen Zustande vom ersten Entstehen bis zur völligen Ausbildung; die Gebärmutter in den auf einander folgenden Perioden der Schwangerschaft, wo man die verschiedenen Lagen des Kindes im Mutterleibe wahrnehmen kann; die trefflichen Präparate der Lunge, des Herzens, der Blase, des Auges, des Gehörorgans, u. s. w.; die beträchtliche Anzahl weiblicher Becken von verschiedenen Durchmessern; den unschätzbaren Vorrath der mit Queckfilber ausgespritzten Präparate des Nerven- und lymphatischen Systems. Unter den pathologischen Präparaten findet man krebsartige Geschwüre, große Auswüchse, Hasenscharten, Knochenfraß, Blasen- und Gallensteine u. s. w. Der vergleichenden Anatomie ist ein besonderes Zimmer gewidmet. Unter den zahlreichen hier aufbewahrten menschlichen Skeletten sind zwey erstaunlich große von den Flügelmännern der Garde Friedrichs des Zweyten.

Der Geheime-Rath Walter hat ein raisonnirendes Verzeichniß aller in diesem Kabinet befindlichen Merkwürdigkeiten herausgegeben. Ihre Anzahl beläuft sich ungefähr auf sechs Tausend.

Die Thierarzneyschule, welche Friedrich Wilhelm der Zweyte im Jahre 1790 anlegte, ist ein sehr nützliches Institut. Sie liegt in der Friedrichsstraße, unweit dem Oranienburger Thore und hat ein geräumiges Lokal, das mit Gärten und Wiesen umgeben ist. Der Hör-Saal, wo die Vorlesungen gehalten

werden, befindet sich in einer, mit einer Kuppel geschmückten Rotunde, ist amphitheatralisch gebaut und kann zwölfhundert Personen fassen. Mitten in diesem Saale steht ein runder starker Tisch, den man vermittelst einer mechanischen Vorrichtung in das Souterrain herablassen kann; auf diesen Tisch werden die Cadaver gelegt, an welchen demonstrirt werden soll. Das anatomische Kabinet ist sehr reichhaltig; man findet hier vortreffliche anatomische und pathologische Präparate und insbesondere herrliche Injectionen. Unter den ausgestopften Thieren ist ein Dromedar, ein Zebra, ein Damhirsch, ein Löwe, ein in Preußen zur Welt gekommenes Kameel, das Lieblings-Pferd Friedrichs des Großen u. s. w. Nicht minder findet man hier viele Skelette aus allen Klassen des Thierreichs; auch wird eine Sammlung von Hufeisen der mehresten europäischen Völker aufbewahrt. In einem Pavillon des Gartens ist eine ungeheuer große Elektrisir-Maschine und eine elektrische Batterie, die aus sechszehn Gläsern besteht, vermittelst welcher man ein Pferd tödten kann. Der Isolir-Apparat schien mir nicht zweckmäßig eingerichtet zu seyn, da ein darauf gestelltes Pferd ihn nothwendig zerbrechen muß. Das Lokal zu den warmen Bädern ist ein in Stein gehauenes Wasser-Becken, in welches das Pferd allmählig bis an den Hals herabgelassen wird. Neben diesem Bade ist ein kleiner Stall mit einem Ofen, wohin das Pferd gebracht wird, so bald es aus dem Bade kommt.

Das Hospital für kranke Pferde besteht aus einem

geräumigen Stall, worin die Pferde neben einander stehen. Es sind aber auch kleine Kranken-Ställe hier, in welchen einzelne Pferde von einander abgesondert stehen können. Dieser bedient man sich besonders bey ansteckenden Krankheiten. Die Pferde werden in Berlin häufig mit dem Rotz befallen; dieses Uebel ist unheilbar. Auch die Räude kömmt häufig vor; sie steckt auch Menschen an, kann aber leicht durch Schwefel und Merkurius kurirt werden. Zwey Professoren und ein Apotheker ertheilen in der Veterinair-Schule Unterricht in der Anatomie, Botanik, Chirurgie, Thierentbindungskunst, Materia medica und Pharmacie. Zwey Schmiede geben praktischen Unterricht im Hufbeschlag der Pferde. Die Zöglinge der Thierarzneyschule vollenden ihren Kursus in zwey Jahren; täglich sind sie zugegen, wenn einer der Professoren das Institut in Augenschein nimmt. Die Pferde werden hier mit vieler Sorgfalt behandelt. Einem oder zwey Zöglingen ist die specielle Obsorge für ein Pferd aufgetragen. Diesem müssen sie, wenn es erkrankt, Arzney reichen, ihm den Verband anlegen und über seinen Zustand Bericht erstatten.

In Berlin giebt es noch zwey Institute, die es werth sind, die Aufmerksamkeit des philosophischen Beobachters zu beschäftigen: ich meyne das Taubstummen- und das Blinden-Institut.

Das erste derselben liegt in der Linien-Straße und ward im Jahre 1788 von dem Professor Eschke, der demselben noch jetzt vorsteht, gestiftet, einem achtungs-

würdigen Manne, der dem Abbé de l'Epée und Sicard an die Seite gesetzt zu werden verdient.

Dieser Mann, der das die Bestimmung seines Lebens seyn läßt, einem Versehen, das die Natur beging, abzuhelfen, und der menschlichen Gesellschaft Mitglieder, die sie verloren hatte, wieder zu geben, besitzt eine unermüdliche Geduld, viel Herzlichkeit und Frohsinn; daher ihn auch seine Pflegbefohlenen wie ihren Vater lieben. Eschke's Gattin ist die Tochter des berühmten Heinecke, der gleichfalls Direktor eines Taubstummen-Instituts war; sonach ist sie an den Anblick der Unglücklichen und an den Umgang mit ihnen gewöhnt. Die Zöglinge lernen hier lesen, schreiben, rechnen, Briefe über bestimmte Aufgaben abfassen; sie erhalten Unterricht in der Erdbeschreibung und Naturlehre. Vorzüglich sucht man ihren Geist zu bilden und ihre physischen Kräfte durch gymnastische Uebungen zu stärken. Ein seit seinem fünften Lebensjahre taubstummer Zögling Eschke's, Habermaaß, ein sehr interessanter junger Mann, unterstützt jetzt seinen Lehrer und Wohlthäter bey seinen Bemühungen.

Als ich dieses Institut besuchte, fand ich ungefähr zwanzig Zöglinge, Knaben und Mädchen, um einen großen Tisch sitzen. Jeder hatte eine Schiefertafel vor und einen Griffel neben sich liegen. Um uns einige Beweise von den Talenten seiner Pflegbefohlenen zu geben, ließ der Professor Eschke sie einige Wörter aussprechen. Dieß machte er so: der Zögling mußte die Hand an die

Kehle legen, und er berührte dann mit der Seinigen die Gurgel, oder vielmehr den Luftröhren-Knorpel des Zöglings. Hierauf sprach er ein Wort aus, wobey er die Sylben scharf betonte; der Zögling sprach es vernehmlich nach, und sah dabey die Lippen seines Lehrers mit vieler Aufmerksamkeit an. Oft entnehmen die Taubstummen aus der bloßen Bewegung der Lippen den Sinn der an sie gerichteten Frage, und beantworten sie genügend. Sie lesen fertig in den für sie verfertigten Schulbüchern, und schreiben das Deutsche leserlich und höchst korrekt. Das Zeichnen gewährt ihnen eine sehr angenehme Beschäftigung, und mehrere Taubstummen machen darin bedeutende Fortschritte.

Ich that an einige von ihnen schriftliche Fragen, die sie mit vieler Beurtheilungs-Kraft beantworteten. So fragte ich z. B. einen, was ein Gewitter sey? er erwiederte: ein Gewitter ist eine eigenthümliche Beschaffenheit, oder vielmehr eine merkliche Veränderung der Atmosphäre, und setzte hinzu, daß er um deßhalb keine andere Definition geben könne, weil er das Gewitter nicht höre. Einen andern fragte ich, was Gott sey? Er antwortete: Gott ist der Vater der Menschen. Die Frage, was die Musik sey? konnten sie nicht beantworten, weil sie von derselben gar keine Idee haben. Sie reden unter sich eine Art Zeichen-Sprache. Einer von ihnen diktirte seinem Kameraden einige Sätze aus einem mit diesen Zeichen gedruckten Buche, die der andere sogleich auf eine Tafel niederschrieb.

Bey weitem die meisten der Eschkeschen Zöglinge sind taubstumm geboren; einige sind durch die Masern in diesen unglücklichen Zustand versetzt. Außer den Pensionairs, werden hier auch einige junge Leute auf königl. Kosten unterhalten. Die mehresten dieser bedauernswürdigen Kinder sind gutmüthig; sie werden daher auch niemals hart gezüchtigt; meistentheils werden bey ihnen keine anderen Strafen, als die Ausschließung vom Spatzierengehen oder Essen, angewandt.

Bey mehreren Zöglingen, unter andern bey dem jungen Habermaaß, hat man die galvanischen Experimente, und die Durchbohrung des Trommelfells, vergeblich angewandt.

Das Blinden-Institut ist nicht minder sehenswerth. Es liegt in der Gyps-Gasse, und besteht erst ungefähr seit zwey Jahren. — Jetzt hat es erst zwey Zöglinge, die auf königl. Kosten hier unterhalten werden, und deren Behandlung und Unterweisung dem Professor Zeune anvertraut ist. Der eine derselben heißt Wilhelm Engel, ist vierzehn Jahr alt, aus Kolberg gebürtig, und hat das Gesicht seit einigen Jahren durch einen unglücklichen Zufall verloren: er bekam nämlich, als er mit andern Knaben spielte, einen Flinten-Schuß in die Augen. Der Augapfel ist nicht zerstört; der Blinde kann die Augen öffnen, aber er sieht nichts. An der Stirn kann man noch ein Schrotkorn unter der Haut fühlen, was ihm aber weder Schmerzen verursacht, noch sonst lästig wird.

Der andere Zögling heißt Heinrich Grothe, ist ein Berliner, und 1796 geboren. Zuerst verlor er ein Auge durch ein spitziges Stückchen Pappe, das hinein flog; späterhin das zweyte durch einen Fall auf einen spitzigen Körper, der hinein drang.

Diese beiden jungen Leute sind sehr geschickt, und besitzen für ihr Alter vorzügliche Talente. In der Geographie sind sie wohl bewandert. Zur Erlernung derselben bedienen sie sich eines Globus, der vier bis fünf Fuß im Durchmesser hat, und um seine Axe bewegt werden kann. Das feste Land ist darauf durch Stücken Gyps abgebildet; die größten Bergketten sind in erhabener Arbeit darauf befestigt, und die Städte durch kleine Stücke Tuch von der Größe einer Linse angedeutet; die Flüsse bestehen aus Vertiefungen, die man in der Substanz des Globus gemacht hat. Fragt man die Blinden nach einer Stadt oder nach einem Lande, so wenden sie den Globus um, und suchen, mit den Fingern herumtastend, so lange, bis sie den rechten Ort finden. Sie besitzen auch viel mathematische Kenntnisse, und können durch das Gefühl die geometrischen Figuren auffinden, und wissen ihre Eigenthümlichkeiten anzugeben. Zum Rechnen bedienen sie sich einer Maschine, die sehr einfach und zweckmäßig eingerichtet ist. Sie besteht aus einem kleinen viereckigten Brete, worauf sechs parallellaufende Messingdrähte, wie die Saiten einer Guitarre, befestigt sind, auf deren jeden man zehn Glaskorallen aufgezogen hat. Der erste Draht bezeich-

net die Einheiten, der zweyte die Zehner, der dritte die Hunderte, der vierte die Tausende, der fünfte die Zehn- und der sechste die Hunderttausende. Wenn man den Blinden nun z. B. aufgiebt, irgend eine Zahl darzustellen, so lassen sie auf dem ersten Draht so viel Korallen ablaufen, als Einer in der aufgegebenen Zahl vorkommen; auf dem zweyten so viel Korallen, als Zehner darin enthalten sind u. s. w., worauf sie denn die Totalsumme aussprechen.

Vermittelst kleiner hölzerner Würfel, die sie neben einander hinstellen, ziehen sie Quadrat-Wurzeln in den schwierigsten Exempeln aus.

Durch Hülfe des Galvanismus und an dem eigenthümlichen Reiz, den die Metalle auf der Zunge verursachen, können sie diese von einander unterscheiden; doch nehmen sie nichts von dem Lichte wahr, was sich gewöhnlich bey galvanischen Experimenten zeigt.

Sie schreiben ziemlich leserlich, welches ihnen dadurch möglich wird, daß sie einen Rahmen, in welchem in gleichen Entfernungen Drahtfäden befestigt sind, zur Bezeichnung der Linien gebrauchen. Diesen Rahmen legen sie auf das Papier, und wenn sie schreiben, halten sie immer den Zeige-Finger der linken Hand an die Spitze des Bleystifts, mit welchem sie der Richtung des Drahtes folgen.

Der Professor Zeune hat sie auch die Erhöhungen des Hirnschädels, und die ihnen nach Galls Systeme entsprechenden Organe kennen gelehrt.

Beide Blinde sind auch musikalisch; der eine bläset die Flöte, der andere spielt das Fortepiano und singt dazu.

Als der Professor Hauy auf seiner Reise nach Rußland durch Berlin kam, besuchte er dieß Institut, und schenkte dem Professor Zeune sein Bildniß.

Berlin besitzt viele Fabriken und Manufakturen aller Art: Zuckerraffinerien, eine Porcellan-Manufaktur, eine Eisengießerey u. s. w. Es würde mich zu weit führen, wenn ich Ihnen, mein Herr, von allen diesen Anlagen ausführliche Nachricht geben wollte; ich beschränke mich auf einige kurze Notizen über die beiden letzten.

Die Porcellan-Manufaktur beschäftigt beynahe vier hundert Arbeiter. Sie steht unter der Direktion des geheimen Finanzraths Rosenstiel, der aus dem Darmstädtschen gebürtig ist. Er hat eine große Dampfmaschine von sehr kunstreichem Mechanismus erbauen lassen, welche zur Pülverung und Verquickung der verschiedenen, zur Anfertigung des Porcellans erforderlichen Erden dient. Vorzüglich benutzt man dazu eine Thonerde, die bey Bennstadt unweit Halle an der Saale gefunden wird, einen Feldspath und einen Quarz aus Lomnitz in Schlesien. Man verfertigt hier auch ein so genanntes Gesundheits-Geschirr, das aus einer feinen weißen Masse besteht, die mit einem nicht metallischen Firniß überzogen wird; ferner Backsteine und Schmelztiegel, die an einem heftigen Feuer nicht zerspringen.

Das Berliner Porcellan ist von vorzüglicher Güte; besonders zeichnet es sich durch die Eleganz der Formen, und durch die vortreffliche Malerey aus.

Die königliche Eisengießerey vor dem Oranienburger Thore, existirt erst seit drey Jahren. Es werden hier mancherley eiserne Geräthschaften verfertigt, z. B. große Kessel, Destillirkolben, Raufen für Pferde, chemische Oefen, Gitterwerk, Rosten, Brücken u. s. w. Vorzüglich beachtenswerth aber sind die hier aus Eisen verfertigten kleineren Kunstwerke, als Antiken, Medaillen, Bildnisse, Guirlanden, Trophäen und andere Verzierungen. Beym Gießen bedient man sich nachstehender Methode: während das Eisen in einem Schmelztiegel flüssig gemacht wird, drückt man das zinnerne Modell in feinen etwas feucht gemachten Sand ab, der auf einer hölzernen Platte liegt. Nach dieser Operation gießt man das flüssige Eisen in die Formen, die man vorher zugedeckt, und in eine Presse geschoben hat.

In dieser Fabrik hat man es so weit gebracht, daß man das Eisen drechselt. Auf diesem Wege werden niedliche Vasen, Blumentöpfe und Urnen verfertigt.

Das Eisen, dessen man sich hier bedient, ist schlesisches Gußeisen. Zur Feuerung wird Torf verwandt.

Um die hier verfertigten Geräthe vor dem Roste zu verwahren, überzieht man sie gewöhnlich mit einem schwarzen Firniß, oder reibt sie mit Bleystaub ein. Letzteres geschieht auch mit den Gußöfen.

Drey und zwanzigster Brief.

Umgebungen von Berlin. — Der Thiergarten. — Charlottenburg. — Das Charlottenburger Schloß und der Garten. — Potsdam. — Ursprung dieser Stadt. — Beschreibung derselben. — Das königl. Schloß. — Die Garnison-Kirche. — Särge Friedrich Wilhelms des Ersten und Friedrichs des Großen. — Die Gewehr-Fabrik. — Gegend um Potsdam. — Der gothische Thurm. — Sans-Souci. — Der Garten von Sans-Souci. — Grabstellen der Lieblingshunde Friedrichs. — Der Tempel der Freundschaft. — Das neue Palais. — Das Marmor-Palais.

Potsdam . . .

Die Gegend um Berlin ist zwar sandig, aber doch angenehm, und reich an mannichfaltigen malerischen Ansichten.

Der Thiergarten ist der Lieblings-Spatziergang der Berliner. Dieß ist ein großer Wald von mehr als acht hundert Morgen, an welchem die Spree vorbey fließt, und wo man schattige Gänge, Rasenplätze, Kaffeehäuser und Belustigungs-Oerter findet. Die sogenannten

Zelte sind ein geräumiger runder Platz an der Spree, der mit Eichen und Ulmen umpflanzt ist. In den daneben liegenden Kaffeehäusern kann man allerley Erfrischungen haben. Ein angenehmer, mit Bäumen bepflanzter Weg führt die Spree entlang, nach Bellevue, einem Landhause des Prinzen Ferdinand, in dessen Garten man mancherley Anlagen, und einige der Freundschaft gewidmete Monumente findet.

Durch den Thiergarten führt eine treffliche Chaussee nach Charlottenburg, eine starke halbe Meile von Berlin. Den Weg dahin legt man gewöhnlich in zwanzig Minuten auf den kleinen Wagen zurück, die immer am Brandenburger Thore halten.

Charlottenburg ist ein freundliches Städtchen, wo man im Sommer recht behaglich wohnt. Es giebt hier hübsche Häuser; den Fremden interessirt aber vorzüglich das königliche Schloß, und der daran stoßende große Park. Das Schloß ward im Jahre 1696 nach dem Plan des berühmten Lenotre zu bauen angefangen, der auch den Riß zu den Tuilerien und vielen andern Gärten entworfen hat. Vorher lag hier nur Liezow, ein kleines Dorf. Zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts ließ Friedrich der Erste das Schloß erweitern, und nannte es, seiner Gemahlin Sophie Charlotte zu Ehren, Charlottenburg. Allmählig verwandelte sich das Dorf in eine kleine niedliche Stadt.

Das Schloß, in welchem man das alte und neue unterscheidet, ist ein vortreffliches, sehr weitläuftiges Ge-

bäude. Das neue Schloß besteht aus zwey Flügeln, die das alte einschließen; auf dem letzten steht ein ansehnlicher Thurm. Das Innere des Gebäudes ist geschmackvoll dekorirt; die Zimmer des Königs und der Königin zeichnen sich durch edle Simplicität aus. In einem Zimmer wird japanisches Porcellan aufbewahrt, und in der Schloß-Kapelle bewundert man einen al fresco gemalten Plafond, der Glauben, Liebe und Hoffnung vorstellt.

Im Garten ist eine zahlreiche, gut erhaltene Orangerie. Hinter dem Schlosse hat man eine freundliche Aussicht über die Spree. Vor einer Hecke von Hagebuchen, die das neue Schloß entlang läuft, stehen die Marmorbüsten der zwölf ersten römischen Kaiser und ihrer Gemahlinnen, auf Piedestalen nach Antiken gearbeitet. Weiterhin sieht man die marmorne Bild-Säule Königs Friedrich des Ersten.

Das kleine chinesische Haus, welches im Garten an der Spree liegt, ist allerliebst. Von der Gallerie, die es umgiebt, sieht man in den klaren Fluß herunter; rechts ist eine Zugbrücke, links überschaut man einen Theil des Gartens und der Spree, die sich ins Gebüsch verliert; vor sich hat man Wälder, Wiesen und Gärten.

In einer andern Gegend des Gartens ist ein kleiner Pavillon erbaut, mit einem Belvedere, von welchem man weit umher sehen kann. Der Charlottenburger Garten hat viele romantische Anlagen, La-

byrinthe, Bassins, eiserne Brücken, Spatziergänge u. s. w.

Im Sommer, und vorzüglich an Sonn- und Festtagen, machen die Einwohner Berlins viele Lustpartien nach Charlottenburg. Zu beiden Seiten des dahin führenden, mit Bäumen eingefaßten Weges, sieht man viele Kaffeehäuser und Belustigungs-Oerter, vor deren Thüren Tische und Bänke stehen; hier versammelt sich die schöne Welt Berlins, und ergötzt sich unter dem Schatten der Bäume.

Gewiß erwarten Sie, mein Herr, einige Nachrichten von Potsdam und Sans-Souci, diesem vormaligen so interessanten Wohnorte eines weisen Monarchen, der sechs und vierzig Jahre lang seine Unterthanen beglückte, und in dieser Zeit gleichsam eine neue Schöpfung hervor rief. Wer mit der Geschichte Friedrichs des Großen bekannt ist, dem gewährt der Besuch jener Oerter ein gedoppeltes Vergnügen, und bezeichnet ihm den rechten Gesichts-Punkt, aus welchem sie angesehen werden müssen.

Potsdam liegt auf einer Insel, die von der Havel und einigen Seen gebildet wird, und vier Meilen im Umfange hat. Diese Stadt ist sehr alt. Die Geschichte erwähnt ihrer schon im achten Jahrhundert; doch standen hier damals wahrscheinlich nur einige Fischerhütten. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm, dem es hier gefiel, erbaute das Schloß, und vergrößerte die Stadt. Er ließ Moräste austrocknen, und einen

breiten Kanal mitten durch die Stadt leiten. Seine Nachfolger fuhren fort, Potsdam zu verschönern; insbesondere aber gab ihm Friedrich der Große seinen jetzigen Glanz. Er ließ vielen Einwohnern Potsdams schöne Häuser, größtentheils nach italiänischen Mustern, bauen. Die Straßen sind lang, breit, gerade und regelmäßig durchschnitten; im Ganzen ist die Stadt gut und mit Geschmack gebaut. Fast alle Häuser sind massiv, und zwey, drey, auch vier Stockwerke hoch. Viele derselben sind von völlig gleicher Bauart, und stehen unter einem Dache.

Dieser prachtvollen Außenseite ungeachtet, sind die Einwohner von Potsdam arm. Jene stolzen Palläste werden in der Regel von unbemittelten Bürgern, Krämern, Künstlern u. s. w. bewohnt, und in ihrem Innern herrscht oft der drückendste Mangel. Potsdam gleicht jetzt einem prächtigen Treibhause, dem die belebende Wärme entzogen ist. Man glaubt, bey der Ankunft in Potsdam, in einer großen Residenz zu seyn; aber vergeblich sieht man sich nach dem Menschengewühle in den Straßen, nach schönen Equipagen, reichen Kaufmanns-Gewölben u. s. w. um. Alles ist traurig und öde; an mehreren Stellen sieht man auf den Straßen Gras wachsen.

Das königliche Schloß ist ein ansehnliches Gebäude von länglicht-runder Form. An der Façade, der langen Brücke gegenüber, läuft eine Kolonnade von zwanzig korinthischen Säulen mit untermischten Grup-

pen. Zu dem Haupt-Eingange des Schlosses, nach der Abendseite, führt ein schönes Portal. Das Innere des Schlosses ist prächtig, und die Zimmer sind mit vortrefflichen Gemälden geschmückt. Die vorzüglichsten Gemächer sind: der königl. Speise-Saal, der Saal mit der Marschalls-Tafel, der Audienz-Saal, der Marmor-Saal, das Schlafzimmer des Königs u. s. w. In dem Potsdamer Schlosse ward sonst der Degen Friedrichs des Großen aufbewahrt, den der Kaiser Napoleon dem Invaliden-Hause in Paris geschenkt hat.

Auf dem alten Markte steht das nach dem Muster des Amsterdamer gebaute Rathhaus. Ueber der Kuppel des Thurms ist eine kolossale Figur von vergoldetem Kupfer angebracht, die den Atlas vorstellt, der die Erdkugel trägt. Beynahe mitten auf dem Markte vor dem Rathhause, steht ein Obelisk von rothem und weißem Marmor. Auf demselben Platze stand sonst die Nikolai-Kirche, die am 15ten September 1795, bis auf die nach dem Schlosse zu gelegene Façade, abbrannte. Zu dieser führt ein herrliches Portal, das nach dem Modell der Kirche der Maria maggiore in Rom erbaut ist. Die Wohnungen der Prediger und des Kantors sind dem Pallaste des Kardinals Quirini in Rom nachgebildet.

In der Garnison-Kirche, deren Thurm ein schönes Glockenspiel hat, liegen Friedrich Wilhelm der Erste und Friedrich der Große begraben. Unter der

Kanzel geht man durch eine Gitterthür in das Gewölbe, dessen Wände mit Marmor bekleidet sind, und worin beide Särge stehen. Der Friedrich Wilhelms des Ersten ist von schwarzgrauem Marmor, und der, in welchem der Leichnam des großen Friedrichs ruht, von Zinn. Der Kaiser Napoleon sagte, als er dieß Gewölbe verließ: Sic transit gloria mundi.

Am Ende der Brandenburger Straße findet man ein großes Wasserbecken, um welches Lindenbäume stehen, und in dessen Mitte ein Pavillon in holländischem Geschmacke erbaut ist. Ein ganzes Viertel in Potsdam wird das Holländische genannt; hier sind alle Gebäude von Backsteinen, und im holländischen Geschmack erbaut.

Die Reitbahn ist ein weitläuftiges Gebäude, das nur einen großen Saal enthält. Das Dach der Reitbahn ist ohne Dachstuhl, und wird für ein Meisterwerk gehalten.

In Potsdam ist auch eine Gewehr-Fabrik, die eigentlich einen Theil der Spandauischen ausmacht, und derselben zur Ergänzung dient. Denn die in der letztern verfertigten Flinten werden hier gezogen und mit Schlössern versehen. Man will behaupten, daß hier in einer Woche für ein ganzes Bataillon Flinten gemacht werden können.

Potsdam besitzt noch ein großes Waisenhaus, ein recht hübsches Schauspielhaus u. s. w.

Die Gegend von Potsdam hat viel Gefälliges. Vor

den meisten Thoren der Stadt sind schöne Alleen, und weiterhin findet man Wälder, Seen, Hügel, und sogar Weinberge. Auf den Anhöhen, welche der Stadt südlich liegen, genießt man einer weiten, malerischen Aussicht. Der jetzt regierende König hat hier einen Thurm von gothischer Bauart aufführen lassen, in dessen Innern geschmackvoll meublirte Zimmer sind. Von der Gallerie dieses Thurms übersieht man die ganze Stadt, den Lauf der Havel, Sans-Souci, das neue Palais, das Marmor-Palais, viele Seen, Dörfer u. s. w.

Wenn man zum Brandenburger Thore herausgeht, führt eine herrliche Allee nach Sans-Souci. Man kommt beym Eingange in den dazu gehörigen Garten an einem großen Obelisk vorbey, der aus Sandsteinen gehauen, und mit Hieroglyphen versehen ist. Das Schloß lehnt sich an einen Hügel. Nach Beendigung des siebenjährigen Krieges, ließ es Friedrich der Große nach seinem eigenen Plan erbauen. Es zeichnet sich durch edle Simplicität aus, und besteht nur aus einem Erdgeschoß, in dessen Mitte sich eine Rotunde mit einer Kuppel befindet. Die Façade, welche nach dem Garten führt, wird von Karyathiden getragen.

Von dem Hügel, worauf Sans-Souci liegt, hat man eine sehr weite Aussicht. Um ihr mehr Mannichfaltigkeit zu geben, ließ Friedrich der Große auf einer Anhöhe gegen Nordwesten, Sans-Souci gegenüber, ein großes Wasserbecken, von römischen Ruinen

umgeben, anlegen, das einen herrlichen Anblick gewährt.

Mit der tiefsten Ehrfurcht betrat ich die Wohnzimmer des großen Monarchen, seine Bibliothek, das Kabinet, wo er gewöhnlich zu arbeiten pflegte, und vorzüglich das Zimmer, worin er starb. Der Lehnstuhl, in dem er den Geist aufgab, der so viel umfaßte, steht noch an der alten Stelle. Ich erinnerte mich der Beschreibung, die der berühmte Zimmermann von der letzten Krankheit des großen Königs geliefert hat, und es war mir, als ob ich seinen Unterredungen mit dem Monarchen beywohnte. Friedrich starb, wie er gelebt hatte, in der Ausübung seiner Regenten-Pflichten, völlig angekleidet und den Hut auf dem Kopfe.

Von der Plateform des Schlosses steigt man auf Terrassen in den weitläuftigen Garten herunter. Hier findet man zuerst die Grabmähler eines Reitpferdes, und der Lieblings-Hunde Friedrichs, deren Namen in Grabsteinen gehauen sind, z. B. Alkmene, Phyllis, Thisbe, Pax, Diane, Amourette, Biche, Süperbe, Hasenfuß u. s. w. Diese Gräber sind Beweise der Humanität des großen Königs. Er liebte seine Hunde, weil er sah, daß sie Anhänglichkeit an ihn als Menschen hatten, da die ihn umgebenden menschlichen Wesen immer nur den König in ihm sahen. Man erzählt, daß jeden Mittag sein Lieblings-Hund mit der Pfote an die Thür seines Zimmers geklopft habe, um ihm anzuzeigen, daß das Essen

aufgetragen sey; man bemerkte, daß Friedrich immer mit sehr heiterer Miene heraus trat. —

Weiterhin kommt man an ein großes Bassin von weißem Marmor, um welches herrliche marmorne Statuen und Gruppen stehen. Unter jenen war eine, die für ein Meisterstück der Kunst gelten konnte. Sie stellte eine Fischerin vor, die ein mit Fischen angefülltes Netz in der Hand hält. Das Ganze war aus einem Marmorblocke gehauen. Unglücklicher Weise ist dieses Kunstwerk im letzten Kriege beschädigt, und das meisterhaft gearbeitete Netz zerbrochen worden.

In demselben Garten findet man noch das japanische Haus, den Antiken-Tempel, und den Tempel der Freundschaft. Der letzte ist von weißem Marmor und offen; sechs kannelirte korinthische Säulen tragen die darüber schwebende Kuppel. In diesen Tempel hat Friedrich die Statue seiner zärtlich geliebten Schwester, der Markgräfin von Baireuth, setzen lassen. Sie ist sitzend abgebildet, den Kopf auf die linke Hand gestützt; in der rechten hält sie ein Buch, und unter dem Arme einen kleinen Hund. Die Säulen sind mit Medaillons verziert, die innig befreundete Helden des Alterthums, Herkules und Philoktet, Orestes und Pylades, Theseus und Pirithous, Nisus und Euryalus, Aeneas und Achates vorstellen.

Eine große herrliche Allee führt, durch den Garten, nach dem neuen Palais, einem prächtigen Schlosse,

das Friedrich der Große gleichfalls nach Beendigung des siebenjährigen Krieges erbaute. Im Erdgeschosse dieses Pallastes ist ein großer, wie eine Grotte eingerichteter Saal von sechs Tausend Fuß Flächen-Inhalt, dessen gewölbte Wände mit Muschelschaalen und krystallisirten Mineralien ausgelegt sind, von welchen die lebhaftesten und glänzendsten Farben ausströmen. Ueber diesem Saal befindet sich im ersten Stockwerk ein anderer von derselben Größe, der mit weißem und rothem schlesischen Marmor ausgelegt ist. Alle Zimmer dieses Pallastes sind prächtig meublirt; in einem derselben findet man die Vorhänge von Gold- und Silberstoffen, die Friedrich von dem türkischen Kaiser zum Geschenk erhielt; in einem andern die Bildnisse aller gekrönten Häupter, die zur Zeit Friedrichs des Großen regierten.

Auf dem Rückwege vom neuen Palais zeigte man mir den Platz, wo alljährlich im September das große Herbst-Manöver gehalten ward. Dieß war die Schule, in welcher Friedrich seine besten Generale bildete.

In der Nähe von Sans-Souci sah ich auch die berühmte Windmühle, deren Geschichte bekannt ist. Friedrich ließ, als er sah, daß er sie nicht fortschaffen konnte, sie mit Bäumen umpflanzen, die den Wind abhielten, so daß sie nicht im Gange erhalten werden konnte. Nun bat der Müller den König, die Bäume weghauen zu lassen; dieser bewies sich aber jetzt eben so hartnäckig, als der Müller sich vorhin gezeigt hatte. Der

letztverstorbene König ließ ihm seine Mühle auf einem weit höhern Platze neu aufbauen, so daß sie nun majestätisch empor ragt, und in voller Thätigkeit ist.

Das Marmor-Palais liegt an einem ziemlich beträchtlichen See, der der heilige See heißt; es ward im Jahre 1787 von Friedrich Wilhelm dem Zweyten erbaut. Man hat ihm jenen Namen gegeben, weil die Pfeiler, das Gebälk und alle Verzierungen dieses Pallastes, von grauem schlesischen Marmor sind. Ein Zimmer desselben ist in türkischem Geschmack meublirt, und mit einer Ottomane versehen; in andern findet man Tische und Kommoden, die mit Puddingstein, Muschelmarmor und Grysopras ausgelegt sind, Kamine aus weißem karrarischen Marmor mit Bildhauerarbeit von Canova u. s. w. Mit Recht tadelt man dieses Gebäude, daß es für einen Pallast zu klein, und für ein bloßes Landhaus zu groß ist; überdieß ist der Aufenthalt hier ungesund, da es auf sumpfigtem Grunde erbaut ist. Von der Plateform hat man eine weite Aussicht über den See und dessen Umgebungen. Auf beiden Seiten des nach dem Marmor-Palais führenden Weges stehen kleine Landhäuser, von Bäumen umgeben. Links ist ein großes und schönes Orangerie-Haus mit einem Saal, dessen Wände mit Spiegelglas ausgelegt sind. Rechts liegt die Küche, deren Aeußeres wie die Ruinen eines griechischen Tempels aussieht. Der See fließt dicht an der Terrasse des Pallastes.

Hier starb Friedrich Wilhelm der Zweyte. Hermbstädt machte noch den Versuch, ihn salzsaures Gas oder sogenannte Lebens-Luft einathmen zu lassen. Man hatte zu dem Ende das Kranken-Zimmer des Königs ganz mit dieser Luft angefüllt, und sie auch in die ledernen Küssen, worauf der König lag, geleitet; aber ohne den geringsten Erfolg.

Vier und zwanzigster Brief.

Beschreibung von Spandau. — Dessen Lage. — Festungswerke. — Die Citadelle. — Das Zuchthaus. — Vorstädte. — Die Gewehr-Fabrik. — Die Erschütterungsmaschine. — Andere neu erfundene Maschinen. — Pichelsberg. — Die in der Havel neu entstandene Insel. — Tegel. — Militair-Hospital in Spandau. — Krankheiten, die dort im Herbst 1807 herrschten.

Spandau ....

Die Stadt Spandau liegt ungefähr anderthalb kleine Meilen von Berlin. Wenn man aus Charlottenburg kommt, führt der Weg einen Hügel herauf, auf dessen Spitze zwey Windmühlen stehen. Von hier aus übersieht man eine dürre und sandige Ebene; man kann nur mit Mühe im Wege bleiben, weil man ihn vor Sande nicht sieht. Wenn man durch diese, eine Viertelmeile lange Staubwüste gedrungen ist, tritt man in einen Wald, von welchem man einen Winkel durchschnei-

det. Bald kommt man wieder ins Freie und auf eine große feste Chaussee, die bis nach Spandau führt, dessen Kirchthürme man in der Ferne liegen sieht.

Spandau ist eine ziemlich bedeutende Festung, der ihre Lage dabey sehr zu Statten kommt, da die Spree und Havel dicht an ihren Mauern zusammenfließen. Neuerdings haben französische Truppen an den Festungswerken gearbeitet, und sie mit Pallisaden versehen. Die Citadelle, deren Wälle die Havel bespült, ist sehr befestigt. Sie ward im Jahre 1583 erbaut, und bis jetzt zum Staatsgefängnisse gebraucht. Im Innern derselben ist ein großer viereckigter Platz, der von Magazinen, Kasernen, dem Zeughause und Gefängnissen umgeben ist. Hier steht auch ein hoher, runder, mit Schießscharten versehener Thurm, worin gräßliche unterirdische Gefängnisse sind. Der Kommandant bewohnt ein recht hübsches Haus.

Spandau ist nicht groß; es kann ungefähr drey bis vier Tausend Einwohner haben. Die Straßen laufen meistentheils gerade und parallel; einige Häuser haben ein gefälliges Aeußeres; doch fehlt es auch nicht an alten, schlecht gebauten Wohnungen.

In Spandau sind drey Kirchen, eine reformirte, und zwey lutherische, von denen die eine, die Nikolai-Kirche, jetzt als Heu-Magazin benutzt wird. Zwey geräumige Kasernen hat man in Hospitäler verwandelt.

Das Zuchthaus ist ein weitläuftiges Gebäude, das beynahe eine ganze Straße entlang läuft. Hier sind ungefähr dreyhundert Züchtlinge eingeschlossen, die zur Erhaltung ihres Lebens-Unterhalts arbeiten müssen.

Größtentheils beschäftigt man sie mit Baumwoll-Spinnen. Man hat dazu vortreffliche englische Maschinen, in welchen hundert achtzig Faden neben einander laufen, so daß in zehn Minuten von jedem Faden zwey Ellen abgesponnen werden können, was überhaupt dreyhundert achtzig Ellen ausmacht.

Die Stadt hat vier Vorstädte, die Oranienburger, die Potsdamer oder den Kietz, wo nichts als Fischer wohnen, die Stresower-Vorstadt und den Plan bey der Citadelle, wo die Gewehr-Manufaktur angelegt ist. Sie besteht seit 1723, ist sehr geräumig, und gleicht einer kleinen Stadt. Die Arbeiter, die aus Lüttich herstammen, wohnen hier mit ihren Familien; der König hat ihnen eine katholische Kirche bauen lassen.

In jener Manufaktur bohrt und schmiedet man Flinten, Degen-Klingen, Bajonnette, Küraſſe u. s. w. Seit dem Einmarsch der französischen Truppen stockt das ganze Unternehmen, die Arbeiter werden nicht bezahlt, und leiden die größte Noth.

Ein hiesiger sehr geschickter Künstler hat in dieser Manufaktur eine Erschütterungs-Maschine verfertigt, die von einem Rade in Bewegung gesetzt wird, das das Wasser zum Gebrauch der Manufaktur treibt. Wer sich jener Maschine bedient, fühlt in allen Theilen des Körpers eine zitternde Bewegung und Erschütterung, die man, je nach dem man die Maschine richtet, verstärken und vermindern kann. Diese künstliche Erschüt-

terung soll Hypochondristen sehr zuträglich, und überhaupt bey allen Krankheiten, die in schlechter Verdauung oder in Stockungen des Bluts ihren Grund haben, von wesentlichem Nutzen seyn.

Bey dieser Gelegenheit muß ich Ihnen, mein Herr, von einem bey dieser Manufaktur angestellten Aufseher, Namens Thiele, Nachricht geben, dessen Scharfsinne wir einige wichtige Entdeckungen verdanken. So hat er eine Schwimmmaschine erfunden, mit deren Hülfe ein völlig bewaffneter Soldat mit seinem Tornister durch das tiefste Wasser marschiren, seine Flinte abfeuern, und dabey immer eine vertikale Richtung behalten kann. Der Erfinder hat mit dieser Maschine, auf dem Heiligen-See bey Potsdam, in Beyseyn des verstorbenen Königs Versuche angestellt, die ihm eine Pension von fünfhundert Thalern verschafft haben. Der Soldat, mit welchem das Experiment gemacht wurde, erhielt zwanzig Friedrichs-d'or zum Geschenk.

Diese Schwimmmaschine besteht eigentlich aus einer Art Sattel, an welchem zwey starke Stiefeln hängen. Diese zieht der Schwimmer an, und setzt sich rittlings auf den Sattel, den er mit ledernen Riemen um den Leib und über den Schultern befestigt. Jene Stiefeln sind statt der Sporen mit einer Maschine versehen, die beynahe wie ein Gänse-Fuß aussieht, die sich zusammenklappt, wenn der Fuß vorwärts schreitet, und aus einander

faltet, wenn er zurück geht. Um vorwärts zu kommen, macht man dieselben Bewegungen mit den Füßen, die auch beym Schwimmen vorgenommen werden müssen.

Herr Thiele hat auch Feuerlösch-Kugeln erfunden, mit welchen man einer Feuersbrunst dadurch Einhalt thun kann, daß man sie in die Flamme wirft. Diese Kugeln sind von Holz und inwendig hohl; auf der Außenseite sind sie mit einer Masse überzogen, die aus Wasser und pulverisirten Ziegelsteinen besteht. Wenn man sie ins Feuer wirft, so platzen sie, und verbreiten Dämpfe, oder vielmehr eine mephitische Luft, in welcher die Flamme nicht brennen kann. Aus den zur Füllung der Kugel erforderlichen Ingredienzen macht Herr Thiele ein Geheimniß.

Eine andere Erfindung, die angewendet zu werden verdient, ist die Benutzung der Fichten- und Tannen-Nadeln zur Verfertigung von Papier und Pappe, welche zum Einpacken sehr brauchbar ist. Durch die Salzsäure kann man diesem Produkt eine sehr reine weiße Farbe geben. Ich besitze mehrere Proben von diesem Papiere, die mir Herr Thiele geschenkt hat. Da er bemerkte, daß die Tannen- und Fichtenbäume viel Gerbestoff enthalten, so hat er vorgeschlagen, sich ihrer, vorzüglich in nordlichen Gegenden, wo sie häufig wachsen, zur Bereitung des Leders zu bedienen.

Er weiß auch aus alten Lederabgängen eine harte und dichte Masse zu bereiten, die gesägt, gehobelt und vielfältig gebraucht werden kann. Er hat wasserdichte Schuhsohlen, Tabaks-Dosen, Etuis und allerley andere Geräthschaften daraus verfertigt.

Endlich muß ich noch einer vom Herrn Thiele erfundenen Flinte mit doppeltem Laufe erwähnen, die zugleich Windbüchse und Flinte ist, welche beide zu gleicher Zeit losgeschossen werden können.

Der Aufenthalt in Spandau hat wenig Annehmlichkeiten, man wird aber durch die umliegende Gegend entschädigt, die mannichfaltige Vorzüge hat. Die Ufer der Havel gewähren abwechselnde malerische Ansichten. Pichelsberg ist der Lieblings-Spatziergang der Spandauer. Es ist ein Hügel an der Havel, eine Viertel-Meile von der Stadt, auf welchem ein Lusthaus, mit einer Gallerie umgeben, erbaut ist. Nach den Dörfern Pichelsdorf und Werder führen angenehme Spatziergänge. Dem letztern gegenüber liegt die neu entstandene Insel in der Havel, von welcher in mehreren Zeitschriften die Rede gewesen ist. Diese Insel, die ich besucht habe, ist funfzig Fuß lang, und zwölf bis funfzehn Fuß breit; ihre Oberfläche ist noch elastisch und zittert, wenn man stark mit dem Fuße darauf tritt. Sie ist mit Muschelschaalen bedeckt, zeigt aber nur wenig Spuren von Vegetation. Am 17ten April 1807 um ein Uhr Nachmittags, ward sie auf ein Mal nach einem starken Gewitter sichtbar. Mehrere in der Nähe wohnende

Personen wollen einige Augenblicke vorher ein starkes unterirdisches Getöse gehört haben. Das Wasser ist hier sehr tief; daher nannten die Fischer die Stelle, wo die Insel entstanden ist, schon vorher den Sack. Die Holzflöße, welche dort lagen, wurden von der Insel aufgehoben und seitwärts gedrängt. Die Veranlassung zur Entstehung derselben ist schwer auszumitteln; vielleicht liegt sie in unterirdischer Elektricität. Soviel ist ausgemacht, daß die Insel nichts weiter, als eine große Erdscholle ist, die der Strom losgespült, die mit dem Gewitter verbundene Erderschütterung fortgerissen, und in perpendikulärer Richtung über die Oberfläche des Wassers weggeführt hat. Die benachbarten Einwohner haben sie Osterinsel genannt, weil sie gerade am ersten Ostertage zum Vorschein kam.

Tegel ist ein Dorf, das eine Meile von Spandau sehr angenehm an einem See liegt, den die Havel bildet. Man hat hier bedeutende Pflanzungen ausländischer Bäume und Sträucher angelegt. Die Familie von Humboldt, welcher Tegel gehört, besitzt hier ein hübsches Landhaus, wo der berühmte Naturforscher und Reisende von Humboldt geboren ward. Im Sommer macht man von Berlin und Spandau aus viele Lustfahrten nach Tegel, wohin man von Spandau zu Wasser auf der Havel kommen kann. Der Tegelsche See ist sehr fischreich; vorzüglich findet man hier den Sandart, den die Deutschen hier Zander (perca lucio perca L.) nennen, einen großen schönen Fisch, der

zwischen dem Hechte und Barsche in der Mitte zu stehen scheint. Sein weißes, zartes Fleisch verschafft ihm einen Platz auf den besten Tafeln.

Zum Schlusse will ich Ihnen, mein Herr, noch einige Nachrichten von den in Spandau angelegten Militair-Hospitälern und von den Krankheiten mittheilen, die dort herrschten, während ich die Oberaufsicht über dieselben führte.

Wenn es unbezweifelt gewiß ist, daß die Hospitäler, so viel möglich, an gesunden Orten angelegt werden müssen, die geräumig, bequem und der freyen Luft zugänglich sind, so muß man gestehen, daß Spandau diesen Forderungen nicht Genüge leistet.

Diese Stadt liegt, wie ich schon vorhin erwähnt habe, an dem Zusammenflusse der Spree und Havel, und ist überdieß mit vielen Sümpfen und überschwemmten Wiesen umgeben. Sie ist daher wegen der Feuchtigkeit, womit die Luft unaufhörlich geschwängert ist, kein der Gesundheit zuträglicher Aufenthalt. Die Einwohner leiden aus diesem Grunde auch oft an Wechsel-Fiebern und andern Krankheiten. Die beiden Kasernen, die einzigen zu diesem Behuf anwendbaren Gebäude, liegen in engen Straßen und werden von andern Häusern verdeckt. Auch ihre innere Einrichtung ist für jenen Zweck nicht geeignet; denn sie bestehen aus so kleinen Zimmern, daß in manchen derselben nur drey bis vier Betten Platz haben.

Das im Amthause befindliche Hospital, dessen Be-

sorgung mir oblag, war von manchen jener Unannehmlichkeiten frey. Es lag vor dem Thore, und konnte daher ungehindert von der Luft bestrichen werden, war aber zu klein und nicht geräumig genug. In dem größten Zimmer konnten nur höchstens acht oder zehn Betten stehen. Als ich die Aufsicht über dieß Hospital übernahm, war es mit Kranken überhäuft, und ward durch die Transporte derselben, die unaufhörlich zu Wasser von Stettin ankamen, ganz damit überladen. Ich mußte eine Scheune öffnen und die Kranken darin auf Stroh legen lassen. Sogar die Gänge, welche zu den Kranken-Zimmern führten, mußten gleich diesen benutzt werden.

Ich suchte mir nach Möglichkeit Raum zu verschaffen; da ich aber die schlimmsten Kranken, deren Zahl sehr groß war, behalten mußte, so sah ich sehr bald mein Hospital mit Patienten angefüllt, deren Behandlung doppelte Sorgfalt und Aufmerksamkeit erforderte.

Unglücklicherweise fehlte es uns damals gerade an Krankenwärtern. Viele derselben waren selbst krank geworden, andere hatten sich von jenem Geschäft losgesagt. Es geschah daher mehrmals, daß Kranke im Paroxysmus aus den Betten sprangen, und durch andere Zimmer in den Hof liefen, von wo man sie in ihre Betten zurückbringen mußte. Schleunige Erkältungen, zurückgetretene Ausdünstung, und oft der Tod, waren die Folgen davon. Bey der Beschränktheit des Lokals sah

ich mich gezwungen, die Kranken auf den Kornboden zu bringen, wo Frost und Kälte durch das Dach hinein drangen, und den Zustand der Patienten sehr verschlimmerten. Durch wiederholte Bemühungen brachte ich es jedoch dahin, daß durch inwendig gegengenagelte Breter die Wärme beysammen erhalten wurde, da sie, wie bekannt, immer in die Höhe steigt. Dieß Lokal hatte aber noch einen andern erheblichen Fehler: es war dunkel darin; und bekanntlich ist es wesentlich nothwendig, daß der Arzt das Gesicht des Kranken deutlich muß sehen können. Manche Krankheiten erkennt man dadurch sogleich, und sieht sich vieler Fragen überhoben. Die künstliche Erleuchtung ersetzt das Sonnenlicht nicht, was noch überdieß die wohlthätigste Wirkung auf die ganze menschliche Organisation äußert.

Durch die Kranken-Transporte, die ich zu Schiffe erhielt, wurden mir oft Kranke überbracht, die dem Tode nahe waren, und in der Nacht, oder am Morgen nach ihrer Ankunft, starben. Andern war die Haut ganz abgeschunden, da es in den, zum Transport dienenden Fahrzeugen oft an Stroh fehlte.

Das Brod, welches man damals den Kranken reichte, war von der schlechtesten Beschaffenheit; es war nicht ausgebacken, unverdaulich und aus halb verdorbenem Mehle gemacht. Auf meine darüber geführten Beschwerden erhielten wir Kommiß-Brod von Roggen-Mehl, was den Kranken auch nicht dienlich war. Nachher ward es doch ein wenig besser.

In den Monaten September und October 1807 habe ich zwey Tausend vier hundert und acht und sechszig Kranke in meinem Hospital behandelt. Die Mortalität war in Verhältniß der Zahl der Kranken nicht beträchtlich, da wir von vier und zwanzig nur einen verloren.

Die Krankheiten, welche damals am häufigsten vorkamen, waren Tertian- und doppelte Tertian-Fieber, Nerven-Fieber, und besonders Ruhren und chronische Diarrhöen. Katarrhalische Uebel waren selten; Wassersucht, Auszehrung und andere langwierige Krankheiten desto häufiger.

Was die Diarrhöen und Ruhren betrifft, so bemerkte ich, daß diejenigen, die bereits durch frühere Krankheiten oder schwere Strapazen erschöpft waren, gewöhnlich das Opfer derselben wurden. Viele Kranke überstanden Nerven- und andere Fieber recht glücklich, wurden aber während ihrer Genesung von einem Durchfall befallen, der ihre Kräfte aufrieb, so daß sie an der Abzehrung starben. Auch Wassersüchtige, bey denen die Geschwulst schon nachließ, bekamen schleunig eine hartnäckige und entkräftende Diarrhöe, die in kurzem ihrem Leben ein Ende machte.

Die Kranken klagten eben nicht über viele Schmerzen im Unterleibe; sie schienen sich leidlich zu befinden, sprachen ohne Anstrengung und konnten noch gehen, obgleich ihr sehr schwacher Puls, die Kälte ihrer Extremitäten und der unwillkührliche Abgang, so wie der unerträglich stinkende Geruch ihres Unraths, deutlich ge-

nug den Brand in ihren Eingeweiden anzeigte. In diesem Falle scheiterten alle Bemühungen der Kunst; weder Arzt noch die Natur konnten einer Entzündung abhelfen, die so schnell in Brand überging und ihren Sitz in so reizbaren Theilen hatte, als die Eingeweide sind.

Diese Krankheit befiel vorzüglich schwächliche, durch Anstrengungen und Mangel an Nahrung erschöpfte Personen; und leider! waren beide Unbequemlichkeiten in dem letzten preußischen Kriege oft und in hohem Grade vorhanden. Ueberdieß war im Jahre 1807 der Sommer außerordentlich heiß, so daß das Thermometer oft auf acht bis neun und zwanzig Grad stand; dabey waren die Nächte gewöhnlich kühl, wodurch viele Erkältungen des Unterleibes bewirkt wurden. Hiezu kam die ungesunde Nahrung, das fast durchweg in diesem Lande schlechte Wasser und Bier, woran der Soldat überdieß nicht gewöhnt ist. Alle diese Ursachen brachten eine Erschlaffung und Abspannung des Darmkanals hervor, bey welcher Durchfälle nicht ausbleiben konnten.

Wenn das Fieber, welches gewöhnlich sich bey dieser Krankheit einfand, leicht und gutartig war, wurden die Kranken, durch Anwendung schweißtreibender, schleimigter, beruhigender und herzstärkender Mittel, bald völlig geheilt; war aber ein entkräftendes und unregelmäßiges Fieber damit verbunden, so bedurfte die Behandlung der angestrengtesten Sorgfalt des Arztes. Opium,

Salmiak, China, geistige und schleimigte Arzeneyen wurden abwechselnd mit ungleichem Erfolge gegeben.

Ein Mittel, welches mir oft ersprießliche Dienste leistete, war ein großes, auf den Unterleib gelegtes Senfpflaster. Gewöhnlich verschaffte es den Kranken Erleichterung, und hemmte, so lange es wirkte, die zu häufigen Stuhlgänge. Bey vielen Patienten zog sich die Krankheit in die Länge, dauerte zwey, auch wohl drey Wochen, und war zuletzt doch tödtlich. Sehr oft wurde der Tod durch Unverdaulichkeit verursacht; denn bey manchen Kranken ließ der Appetit bis zum Ende nicht nach, so daß sie sich das Leben nahmen, ohne es zu wissen.

Ob ich gleich täglich mit salzsauren Dämpfen nach Guyton-Morveau's Methode in den Kranken-Zimmern räuchern ließ, obwohl ich dringend die Zulassung der freyen Luft empfahl, ob ich gleich den Krankenwärtern das Zeugniß geben muß, daß sie sich großer Sorgfalt und Reinlichkeit beflissen; so konnte ich doch den üblen Geruch nicht vertilgen, der in den Zimmern herrschte, in welchen viele Kranke lagen, die den Durchfall hatten.

Starkes Nasenbluten, während der Krankheit, war immer ein sehr böses Symptom.

Jene Krankheit war bey der polnisch-preußischen Armee fast allgemein. Fast alle Personen, von welchem Alter und Stande sie auch seyn mochten, wurden damit befallen; am meisten aber litt der Soldat daran.

Auch die Bewohner der Städte und Dörfer blieben von ihren nachtheiligen Einflüssen nicht verschont. Unstreitig haben die beständige Einquartirung Kranker und Genesender, der Mangel, den sie selbst litten, und die bey ihnen herrschende Unreinlichkeit, dieß verursacht.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Graffenauer, Jean-Philippe,

Meine Berufsreise durch Deutschland, Preußen und das Herzogthum Warschau in den Jahren 1805, 1806, 1807 und 1808

Chemnitz 1811

Coburg, Landesbibliothek -- Cas A 2654
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11926891-6